This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

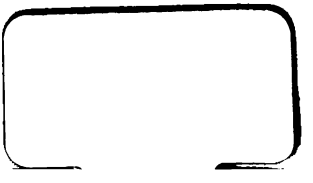
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06817923 7



ZAE

Mensch

Gr(S-ph)

Der Menſch

nach den Forderungen

der Vernunft und des Herzens.

Die wahre Welt, in der wir leben,
Iſt unſer Herz. Was dieſes in ſich ſchließt,
Iſt Wirklichkeit. Nur Traum iſt alles Streben,
Nach dem was draußen iſt, und wie ein Dunſt zerfließt.

Bouterweck.

Erſte Amerikaniſche Ausgabe.

THE PROP-
SOCIETY LIBRARY

Verlag von M. Sir[illegible]
116 Naſſau-Str., N. 3.

Gedruckt in der Druckerei der Allg. Zeitung, 116 Naſſau-Str., N. 3.

1839.

262676B
R 1943 L

Der Menſch

nach den Forderungen

der Vernunft und des Herzens.

Welt—Menſch—Gott—Religion—Abgötterei
Moſaismus—Chriſtenthum—Aberglaube
Duldung.

Erſter Theil.

Verlag von M. Birck,
116 Naſſau-Str., N. 7.

Gedruckt in der Druckerei der Allg. Zeitung, 116 Naſſau-Str., N. 7.

1839.

THE PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

Welt.

Das uferlose All, das wir mit dem Worte Welt bezeichnen, ist für Menschen ein Gegenstand des Nachdenkens, den sie nie erschöpfen werden. Ihre Phantasie und ihre Vorstellungs-Vermögen werden immer im unendlichen Abstande hinter diesem großen Ganzen zurückbleiben. Oder wessen Gedanken werden nicht versiegen, wenn er über sich Millionen Sonnen und Wandelsterne denkt und zum Theile sieht, die in ewig geregelten Bahnen durch einander sich bewegen, und wenn er sich die Erde, der er zur Zeit noch angehört, nur als einen Tropfen im Ozean vorstellt!

Die Welt ist kein Aggregat einzelner, neben einander bestehender Dinge; nein, sie ist ein nach allen seinen Theilen verschlungenes, in einander greifendes, von einem Quellpunkt ausgeschlossenes, und nach allen Seiten hin durch wechselseitigen Einfluß beseeltes Ganze. Da ist alles nur Eins; überall ist heilige Ordnung und innige Verwandtschaft sichtbar; überall Alles in ewiger Wechselwirkung; die Millionen Sonnen und Wandelsterne stehen mit einander in wunderbarer Verbindung, so weit sie auch von einander getrennt erscheinen; aus namenlosen Fernen wirken sie auf einander unaufhaltsam nach unabänderlichen Gesetzen, die sich freilich der kurzsichtige Mensch nicht zu erklären vermag. Nur der Mensch, der gedankenlos vor sich hinstarrt, kann das Einwirken der Sonne, des Mondes auf unsere Erde mißkennen. Können wir nicht anderwärts wenigstens dunkel ahnen, was wir hier mit Augen sehen? Wie lieblich und treffend hat sich Bronner darüber ausgesprochen?

O seht durch's blaue unendliche Meer
Die Sonnenbälle zerstreuet,
Und wißt, daß um jeden funkelnden Ball
Ein Heer von Welten sich reihet!

39 X 677

Die dunkeln Erden umschwimmen ihr Licht
In leitenden Strahlgeweben,
Wie kräftige Junge den Mutteraar
In schönen Kreisen umschweben.
Versucht es der Geist im muthigsten Schwung
An's Ende der Schöpfung zu fliegen,
So muß er ermattet, wie weit er auch dringt,
Im Weltengewimmel erliegen.
Da findet er weder Ufer noch Grund
Des nirgends endenden Meeres;
Des Ewigen Werke begrenzet kein Raum,
Das All umarmet kein Leeres.

Wenn von Planeten, die um ihre Sonnen her schweben, und von ihnen Licht borgen, wenn über ihre Zahl, Größe, Entfernung die Rede ist: da fehlen uns Worte und Zahlen, und unsere Blicke sind zu schwach, den Mittelpunkt, die größere Sonne, um welche sich Alles dreht, zu entdecken. Wir können hier nur ahnen; aber was uns zur Zeit noch als dunkle Ahnung umweht, wird uns einst, wenn sich dort auf höherm Standorte unser Gesichtskreis erweitert, als Wirklichkeit umglänzen.

Das Weltall erscheint dem denkenden Menschen so recht als ein unermeßlicher Gottestempel, von dessen zahllosen Hallen keine einzige ohne Anbeter ist. Die ganze durch alle Gestirne zerstreute Geisterwelt vereinigt sich zur Anbetung des Unendlichen. Das empfindsame Herz wird lieblich und kräftig durch die umfassende Vorstellung angesprochen, daß mit der bewußtlos wirkenden Natur die unendliche Reihe der Entwickelungen beginne, und mit dem Geisterreiche sich schließe. Dadurch erhalten die Worte Jesu ihre richtigste Deutung, als er einst das Weltall im gefälligen Bild eines Vaterhauses, in welchem viele Wohnungen sind, darstellte. O ja, jeder Stern, der dort im Meere des Himmels schwimmt und funkelt, ist Wohnung im großen Vaterhause, ist Aufenthalt verklärter Geister; auf jedem sind dem himmlischen Vater seine Kinder nahe.

Die Welt, so unermeßlich sie ist, und so viel Herrliches in ihr überall zum Vorschein kömmt, war doch, was sogar unsere Vernunft begreift, nicht gleich anfangs ein fertiges und vollendetes Ganze; alle in ihr begriffenen Theile und Gegenstände gelangten

nicht zumal und unabhängig von einander zum Daſeyn; ſondern es fand eine allmählige Entwickelung derſelben aus einander, und eine zuſammenhängende Stufenfolge vom Unvollkommenen zum Vollkommenen ſtatt. Dieſer Bildungsgang iſt in der ganzen Natur ſichtbar; überall iſt fortgehende Entfaltung. Kein Theil und keine beſondere Stufe der Entwickelung des Ganzen kann ohne Beziehung zu den nächſt vorhergehenden und folgenden für ſich begriffen werden.

In der Natur iſt keine Lücke; alles in der Welt hängt wie eine unendliche Kette zuſammen; das tiefſte Glied dieſer Kette iſt mit dem oberſten in Verbindung; das Staubkörnchen iſt mit der Sonne, der Wurm, welcher ſich unter dem Fuß des Wanderers krümmt, mit dem Engel verwandt. Das Größte beſteht nicht ohne das Kleinſte, das Höchſte nicht ohne das Tiefſte. Die Zwiſchenräume, und was ſie ausfüllt, überſieht freilich unſer blödes Auge nicht; die wunderbar verſchlungene Fäden, die alle Theile des unermeßlichen Ganzen zuſammenhalten, ſind ſo tief angelegt, daß wir ſie nicht wahrnehmen können: aber ſo viel begreift doch unſere Vernunft ohne ſonderliche Anſtrengung, daß umfaſſende Verbindung da ſeyn müſſe, wo ein ſo herrliches, geordnetes Ganze beſteht.

Ueberall, wohin wir immer unſere Blicke und Gedanken wenden mögen, iſt Kraft und Leben vorhanden; das Größte wie das Kleinſte iſt davon durchdrungen. Wir ſtaunen über die Kraft, welche den großen Weltkörpern Schwung und Richtung giebt.— Der Anblick des Mondes, wie er in beſtimmten Zeiträumen und Bahnen um die Erde ſich dreht, der Anblick unſerer Erde und anderer Wandelſterne, wie ſie regelmäßig um die Sonne ſich ſchwingen, und die vernünftige Ahnung, daß dieſe Sonne mit zahlloſen andern eine unendlich größere als Mittelpunkt des Univerſums umſchwebe, bringt unſern beſchränkten Geiſt außer Faſſung: aber iſt die Erdſcholle, der Waſſertropfe, das Baumblatt, ſind dieſe kleinen Welten, in welchen Millionen lebender Weſen hauſen, die wir mit bloßem, unbewaffneten Auge oft nicht einmal zu ſehen, viel weniger zu unterſcheiden vermögen, weniger wunderbar, als die großen Welten, welche im unermeßlichen Himmelsraume flammen?— Können wir es beſſer und leichter begreifen, wie in der Milbe, einem kaum bemerkbaren Punkt, Leben ſich regt, und wie in dieſem

ZAE

Mensch

Gr(S-ph)

Der Menſch

nach den Forderungen

der Vernunft und des Herzens.

Die wahre Welt, in der wir leben,
Iſt unſer Herz. Was dieſes in ſich ſchließt,
Iſt Wirklichkeit. Nur Traum iſt alles Streben,
Nach dem was draußen iſt, und wie ein Dunſt zerfließt.

Bouterwek.

Erſte Amerikaniſche Ausgabe.

THE PROP-
NEW YORK
SOCIETY LIBRARY

Verlag von M. Kirch
116 Naſſau-Str., N. Y.

Gedruckt in der Druckerei der Allg. Zeitung, 116 Naſſau-Str., N. Y.

1839.

262676B
R 1943 L

Der Mensch

nach den Forderungen

der Vernunft und des Herzens.

Welt—Mensch—Gott—Religion—Abgötterei
Mosaismus—Christenthum—Aberglaube
Duldung.

Erster Theil.

Verlag von M. Birck,
116 Nassau-Str., N. 3.

Gedruckt in der Druckerei der Allg. Zeitung, 116 Nassau-Str., N. 3.

1839.

kleinen, aus feſten und flüſſigen Theilen zuſammengefügtes Ganze. Die edelſten Theile, in welche die zur Lebenskraft nöthigen Stoffe verarbeitet werden, ſind weislich im Innern des Körpers verwahrt. Sichtbar ſind ſeine verſchiedenen Glieder und Sinneswerkzeuge, die in ihrer Anlage und Bildung vollkommen den Verrichtungen entſprechen, wozu ſie da ſind. Der Menſch wird zwar von manchen Thieren an körperlicher Stärke, an Schnelligkeit, an Schärfe des einen oder des andern Sinnes weit übertroffen; aber in ſchönerer Bildung iſt ſein großer Vorzug unverkennbar. Welche Würde iſt ſchon an ſeine aufrechte Geſtalt geknüpft!—Ging' er, wie ein Thier, gebückt; wäre ſein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Naſe geformt, und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe ſeine höhere Geiſteskraft, das Bild der Gottheit?—Nur durch die Bildung ſeiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt ſeine ſchöne Stellung und Richtung; dadurch allein gewann das Hirn völligen Raum ſich umherzubreiten, und ſeine Zweige abwärts zu verſenden. Gedankenreich wölbte ſich die Stirn; die thieriſchen Organe traten zurück; es ward eine menſchliche Bildung, die durch ihre Anmuth andere lebenden Geſtalten im weiten Abſtande hinter ſich ließ. Je näher durch Organiſation der Menſch dem Thier tritt, deſto überwiegender wird in ihm die Sinnlichkeit, und umgekehrt. Tritt der Mund hervor, wird dadurch die Naſe ſtumpf und klein, weicht die Stirn zurück, und bekömmt das Geſicht Aehnlichkeit mit dem Affenſchädel: da hat gewiß der Geiſt die Oberhand nicht. Ründet ſich dagegen das Geſicht zu ſchönem Oval; neigt ſich die Form des Oberhaupts angenehm vor, damit ein weiterer Raum das Gehirn umſchließe; vereinigen ſich damit die zurückgedrängten Untertheile des Geſichts zum ſenkrechten Schwerpunkt: dann iſt gewiß nicht Mangel an geiſtigen Anlagen die Urſache, wenn die Sinnlichkeit vorherrſcht.

Mehr noch, als der Wunderbau ſeines Leibes, erhebt den Menſchen ſeine vernünftige Seele. Was im Menſchen ſieht, hört, empfindet, iſt nicht das Auge, das Ohr, der Leib, ſondern ein Weſen höherer Art, dem das Auge, das Ohr, der Leib nur Werkzeuge ſind. Dieſes höhere Weſen iſt geiſtiger Natur, weil es denkt, und unterliegt keiner Zerſtörung, weil es zu ewigen Zwecken da iſt.—Wer wollte, wie ein Kind, den Schatten an der Wand greifen,

und wenn er ihn nicht greifen kann, gar wider allen Augenſchein behaupten, daß kein Schatten ſey?—Wo Wirkung iſt, die in der Empfindung nichts Aehnliches, kein Bild hat, da muß auch eine Urſache ſeyn, die hoch über der Körperkraft ſteht. Dieſe Urſache iſt das, was man menſchliche Seele heißt. In ihm liegt jene hohe Kraft, über ſich ſelbſt und über alles um ſich her nachzudenken; die Eigenſchaften vieler Dinge zu erforſchen; mehrere Gegenſtände nach ihrem wahren Gehalt, nach ihrem Werth oder Unwerth mit einander zu vergleichen und zu unterſcheiden, und ſo fort nach dieſem angeſtellten Vergleich das erkannte Gute oder Böſe, Schein oder Wahrheit, das Beſſere oder Schlechtere, das Nützliche oder Schädliche vorzuziehen, kurz, frei zu wählen und zu handeln.

Dieſe Kraft iſt's, was man mit dem Worte Vernunft bezeichnet. Sie iſt des Menſchen Adel. Durch ſie iſt er im Stande, alle Verrichtungen der Thiere nachzuahmen. Der Adler fliegt ſehr hoch; er, der Menſch, erhebt ſich in künſtlichen Luftſchiffen noch höher. Der Fiſch durchrudert Flüſſe, Seen und Meere; er, der Menſch, umſchifft den ganzen Erdball. Nur einige Klafter tief graben Thiere in den Grund; er, der Menſch, wühlt viele hundert Klafter tief im Schooß der Erde nach Metallen und Steinen; ſelbſt aus des Meeres fürchterlichem Abgrund holt er zum Schmuck und Wucher die Perle herauf. Durch Vernunft weiß der Menſch ſich Alles nützlich zu machen, dringt ins Gebiet aller Wiſſenſchaften ein, wird ſein eigener Geſetzgeber und Richter. Die Vernunft iſt der Geiſt Gottes im Menſchen; ohne ſie iſt der Menſch ein Vieh, und keines Aufſehens zu Gott, keines Glaubens an den Ewigen und Heiligen, keiner Religion fähig. Nimmt man dem Menſchen die Vernunft: ſo ſchließt man ihm das Gebiet aller Wahrheit, und in dem Falle, ſagt Th. Paine, würde es eben ſo gut ſeyn, die Bibel einem Pferde, wie einem Menſchen, vorzuleſen.

Die Vernunft giebt aber dem Menſchen dann erſt Würde, wenn ſie ihre Richtung aufs Höhere nimmt, und von der Religion ſich ihre Weihe holt. Nimmt ſie ihre Richtung abwärts, nur aufs Irdiſche, auf das Nützliche und Angenehme: ſo iſt der Menſch nichts weiter, als das klügſte, aber auch furchtbarſte unter den Thieren. Nicht eigentlich die Vernunft macht uns gut, ſondern die treue Beachtung ihrer Vorſchriften. Sie iſt gleichſam der aus-

geſtreckte hölzerne Arm am Wege der Tugend; aber dieſer Arm kann uns weder hintragen, noch hindrängen. Die Vernunft hat wohl die geſetzgebende Gewalt, aber die ausübende liegt im Willen.

Es iſt gleich unbeſonnen, die Religion auf Koſten der Vernunft, und die Vernunft auf Koſten der Religion zu erheben. Es giebt ſo wenig ein vernunftloſes Chriſtenthum, als eine chriſtliche Unvernunft. Vernunft und Religion können ohne großen Nachtheil nicht geſchieden werden. Die Vernunft iſt das Auge, das Gott uns gab, um zu ſehen, und die Offenbarung das Licht, um das Aug' zu erhellen; ſie iſt Gottes erſte Offenbarung, ohne welche eine zweite fruchtlos wäre. Es hat mit gewiſſen Leuten ein eigenes Bewandtniß: um das Sehen zu ſehen, reißen ſie das Auge aus ſeiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. Man wirft ſich zum Sachwalter der Unwiſſenheit auf, wenn man die Vernunft läſtert. Solchen blinden Eiferern gilt, was einſt der gemüthliche Salis ſang:—

Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege,
Die dich verfolgen und ſchmähn—Göttin, ſie kannten dich nie!
Aber wehre den Stolzen, die gern uns zwängen zu knieen
Vor das vergoldete Kalb, ihren begränzten Verſtand.

Durch die Vernunft iſt dem Menſchen ein Meer von Genüſſen und Freuden geöffnet. Man ſagt nicht zu viel, wenn man behauptet: alles auf Erden ſey für den vernünftigen Menſchen da, von der Eiche bis zum Gras, vom Elephanten bis zum Wurm. Ohne ihn wäre die ganze Erde beinahe todt, und all ihr Reichthum nicht beſſer, als ein Lager von Bauſtoffen, die keinen Baumeiſter fänden. Der Weinſtock genießt ſeine Traube nicht ſelbſt; die Tulpe empfindet ihre eigene Schönheit, die Nelke ihren lieblichen Duft nicht. Ohne den Menſchen liegt der Demant werthlos unter den Kieſeln. Nur im Menſchen und für ihn wird Alles vernünftige Uebereinſtimmung; ſeine Vernunft allein iſt es, was ihm jeden Genuß, jede Freude veredelt.

Auch das Thier ſieht auf zum blauen Himmel; aber es ergötzt ſich an deſſen Herrlichkeit nicht. Die Erde mit ihren Erzeugniſſen iſt für alle Geſchöpfe da; aber prachtvoll nur für den Menſchen. Er allein ſchaut vom Berge mit Entzücken hinab ins paradieſiſche Thal, indeſſen neben ihm das weidende Vieh blos gierig nach Gras

halmen und Kräutern umher sucht. Nur er hört mit Wonne den holden Einklang der Töne, und versteht die Kunst diese Rede der Gefühle zu einer wunderbaren Höhe zu veredeln, deren kein Thier fähig ist. Nur er ist empfänglich für der Künste Zauber, wodurch er sich und Seinesgleichen das Daseyn verschönern, indessen das Rind vor sich hinstarrend an der prächtigen Fürstenburg vorüber dem Stalle zueilt. Ohne Vernunft wären für den Menschen alle diese Freuden, sogar jene des geselligen Umgangs dahin. Durch sie allein wird es ihm möglich, das Vergnügen der Freundschaft, die Freude dankbar zu seyn, die Wonne wohlzuthun, und das Entzükken zu empfinden, das aus dem großmüthigen Handeln oder Leiden für Andere quillt.

Durch die Vernunft sind dem Menschen die Schranken zum ewigen Fortschreiten geöffnet. Noch jetzt sind die Thiere das, was sie vor Jahrtausenden waren. Ihr Streben, ihre Kräfte und Kunsttriebe sind in unverrückbare Grenzen von der Natur eingebannt. Ohne menschliche Leitung wird so wenig eine Thierart, als eine Pflanze veredelt. Wie hoch über dem Thier steht der Mensch durch seine Vernunft, und zwischen den Menschen der rohen grauen Vorwelt und der jetzigen Zeit wie groß ist der Unterschied! Wer kennt nicht ihr Vorrücken in Kunst und Wissenschaft von Jahrhundert zu Jahrhundert!—Der Mensch mißt die Sterne des Himmels und berechnet ihren Lauf; er macht sich das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; die Kräfte seines Geistes reichen weit über die Erde hinaus; seinen Aussichten, Fähigkeiten und Bestrebungen ist keine Grenze gesetzt; er ahnet und hofft sogar endlose Fortdauer noch jenseits des Grabes.

So groß durch seine Vernunft der Mensch erscheint, so klein und niedrig erscheint er wieder, wenn seiner Vernunft nicht guter Wille zur Seite geht, auf dem schönen Verein von beiden beruht wahre Menschenwürde. Der gute Wille muß von festen Grundsätzen geleitet werden, welche die Vernunft bietet, und diese muß ihren Vorschriften durch die Kraft des Willens Folge geben. Vernunft und Wille sind im Menschen, was im Staat gesetzgebende und ausübende Gewalt. Jede Trennung wirkt zerstörend, und bringt Unheil. Geisteskraft ohne guten Willen erzeugt den Bösewicht,

und guter Wille ohne Vernunft den Schwärmer. Jeder ist eine Geißel seines Geschlechtes nach eigener Art.

Willensfreiheit mit Vernunft gepaart giebt dem niedrigsten Menschen, sogar dem Bettler Werth und Würde, die ihm keine Macht zu rauben vermag.

Mit dem Trieb zum Guten, wie zum Bösen ist der Mensch hinausgesandt; aber er ist frei von jedem Zwang, ihm bleibt zwischen dem Guten und Bösen die Wahl, er steht auf sich allein, und ist nur seinem Willen unterthan. Das Thier folgt blinden Naturtrieben, nicht so der Mensch, der mit Geisteskraft die Zumuthungen der Sinnlichkeit niederzuhalten vermag. Schon dadurch allein läßt er das Thier wieder hinter sich im unabsehbaren Abstande, und erschwingt sich zur Hoheit der Tugend, welche ohne Willensfreiheit ein leerer Name wäre. Ohne Freiheit des Willens sind Verdienst und Schuld gleich unmöglich, und alle Vergeltung fällt weg. Bedarf es mehr, um den Menschen für die Fähigkeit zu sündigen sattsam zu entschädigen?

Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eignem Licht verlieret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Daß das Gewühl der Welt die schwachen Sinne täuscht,
Und ein gemess'ner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund ersch'n, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Werth der Ewigkeit;
Des äußern Zauberglanz verdeckt die innere Blöße,
Die stärk're Gegenwart erdrückt des Fernern Größe.
Wer ists, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dies alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben;

Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben;
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben.
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruh'n,
Sobald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.
Nein, Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,
Ist besser, als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut;
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.

Haller.

Wie der Mensch durch Vernunft und Freiheit des Willens, so ist er auch durch die Sprache, durch den Ausdruck der Gebährden und Blicke, des Lächelns und rührender Thränen ein Wunder der Erde. Er ist Schöpfer im Kleinen, und macht sogar das, was tief in seiner Seele vorgeht, was er in sich gedacht hat, was er wünscht und verlangt durch Schriftzüge außer sich anschaulich und bleibend. Sprache ist dem Menschen die Gehilfin seiner Vernunft, und entwickelt sich mit der Vernunft; durch sie wird gleichsam das Ideale in ihm verkörpert, daß es auch Andere sich aneignen können; durch sie vereinigen sich die Menschen, und schließen den Bund der Liebe. Ohne Sprache würden wir stumm und lieblos neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt; ohne sie hätte nie ein Hermes und Archimed den Himmel gemessen, kein Kolon und Cook die Erde umsegelt, kein Homer die Gottheit besungen, kein Phidias und Raphael die Mysterien der Natur in Bildern geoffenbart, kein Brutus wäre in das Schwerdt des Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demosthenes ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt. Welche Aufforderung für den Menschen, nie die Sprache, dieses heilige Geschenk der Natur, durch Unvernunft zu entweihen!

Geistiger Verbindungstrieb ist Ursprung aller Sprachen in der Rede und der Schreibkunst. Der große Mann will seine Thaten, so weit er kann, zu den Zeitgenossen und Nachkommen übertragen.

Zeit und Raum, zwei Klüfte, die den einzelnen Menſchen von dem unendlich größern Theile der Menſchheit ſondern, wurden ausgefüllt, indem man für die mündliche Rede die Zeichen der Schrift erfand, wodurch ſeine denkende Seele an die Seele des erſten, und vielleicht des letzten denkenden Menſchen geknüpft iſt. Durch die Schrift iſt den Menſchen aller Zeiten und Länder ein Vereinigungsmittel gegeben, und Alles, was je der Geiſt des Menſchen ausſann, was die Weiſen der Vorzeit dachten, was in der entlegendſten Gegend der Erde vorgeht, kommt durch ſie zu uns. Nun lieſet ein Abweſender in Bengalen aus einem Blatt Papier, mit ſchwarzen Zügen bemahlt, Gedanken und Gefühle in der Seele ſeines Freundes zu London. Ich habe ein Buch vor mir; mein Geiſt und Herz ſchließen ſich auf; ich werde gerührt, überzeugt, gebeſſert: und der Mann, deſſen Worte ſo tief in meine Seele dringen, hat vor Jahrtauſenden gelebt. Wie groß erſcheint der Menſch, deſſen Geiſteskraft alle Schranken des Raumes und der Zeit durchbricht, und in ſich das Mittel entdeckt, nicht nur mit Abweſenden, ſondern ſogar mit denen ſich ins Einvernehmen zu ſetzen, die nach Jahrhunderten erſt ins Leben eintreten werden!—

Der Menſch, aufgefaßt mit allen ſeinen Vorzügen, ſteht, wenn ſein Benehmen dieſen Vorzügen entſpricht, in einer Würde da, daß man von ihm nie groß genug denken kann. Schon aus der Kunſt und Pracht, die in ſeinem Körper ſich vereinigen, geht hervor, daß er mehr, als ein veredeltes Thier, ſey, und höhere Zwecke zu erſtreben habe. Ihm hat, zum Himmel aufzuſehen, Gott nicht ohne Abſicht das Haupt erhoben: er ſoll nie vergeſſen, daß er nicht der Erde, ſondern dem Himmel angehöre. Auf was ſchon ſeine Körperbildung hinweiſet, dafür ſprechen deutlicher und beſtimmter ſeine geiſtigen Anlagen und Fähigkeiten, die in ihrer Entwicklung endlos ſind, und ſchon darum auf den engen Zeitraum des Erdenlebens nicht eingebannt ſeyn können. Der Menſch ſoll, das fordert an ihm ſeine Natur, durch unaufhörliche Selbſtveredlung, durch ewig-fortſchreitende Ausbildung ſeines Geiſtes und Herzens ſeine rechte Höhe erſtreben. Es iſt ſeine unverkennbare Beſtimmung, auf keiner Bildungsſtufe ſtille zu ſtehen, ſondern beharrlich darauf ſeine Kraft und ſeinen Willen zu richten, daß er ſtets einſichtsvoller und beſſer werde. Jeder errungene Vorzug der Seele iſt nur ein

Pinselstrich zu dem erhabenen Gemählde, das eine Ewigkeit allein vollenden kann. Daß der Mensch Vernunft und freien Willen hat, das giebt ihm nur Vorrang vor den Thieren, denen statt Vernunft blinder Instinct, statt Willensfreiheit sinnlicher Trieb gegeben ist; eigentliche Würde, gerechten Anspruch auf die reine Achtung aller Vernünftigen und auf den Beifall Gottes, erlangt er erst durch guten Gebrauch seiner Vorzüge. Im Stillen sein Herz besiegen, seine süßesten Neigungen angeben, sobald ihre Befriedigung der Pflicht zuwider ist; vom Guten sich durch kein Hinderniß, durch keine Beschwerde, durch keinen Widerspruch, durch keine Kränkung abziehen lassen; unerkannt und unbewundert der Tugend schwere Opfer bringen—das ist schön und groß, und dadurch allein offenbart der Mensch die Würde seiner Natur. Vor Gott und vor vernünftigen Menschen gilt Jeder nur, was er werth ist durch sein Inneres. Der Höchste auf Erden ist ohne innern Werth nur irdisch groß, und der Geringste durch den Adel seiner Seele über jeden irdischen Maßstab erhaben. Das Wahre erkennen, das Schöne lieben, das Gute wollen, das Beste thun, das allein vollendet den guten Menschen, in so ferne Vollendung mit der menschlichen Natur vereinbar ist; Liebe und Wohlthun ist sein Wesen, und bescheidene Demuth sein Schleier. Beständig und unaufhaltsam lernen und nach Besserm streben, das ist seine Bestimmung, der Zweck seines Hierseyns, dem alle niedrigen Bedürfnisse der Erde nur dienen sollen: seine Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, seine feinern Sinne zur Kunst, seine Triebe zur Menschenliebe gebildet werden; jedes einzelne Bedürfniß sollte eine Mutterhülle seyn, in der ein Keim der Humanität sproßte. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze wecken; der Geschlechtstrieb sollte Geselligkeit, eheliche, älterliche, kindliche Liebe auch ins harte Herz des Unmenschen pflanzen, und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen übernimmt.

Schön hat Chr. Schreiber des Menschen Bestimmung in nachstehenden Versen gezeichnet:

Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert,

Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliert,
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzet,
Dies ist das Ziel, dem Menschen vorgesetzet.

Mit dieser Bestimmung hat Gott dem Menschen sein eigenes Schicksal gleichsam in die Hand gegeben. Der Mensch könnte nicht leben, wenn er nicht die Vernunft brauchen lernte. So bald er das thut, ist ihm freilich die Pforte zu tausend Fehlversuchen und Irrthümern, aber auch, und selbst durch diese Irrthümer der Weg zum bessern Gebrauch der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, und je entschlossener er darauf seine Kraft verwendet, sie zu bessern: desto weiter kommt er, und desto mehr gewinnt er an Humanität, die er ausbilden muß, wenn er nicht Jahrhunderte durch unter der Last eigener Schuld ächzen will.

So entschieden des Menschen Bestimmung ist, so befremdend und doch unläugbar ist es auch, daß auf Erden unter allen lebendigen Wesen der Mensch dem Ziele seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es nach seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreicht es nicht. Bei den wenigsten Menschen ist Gott ähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Wortes eigenthümliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, sich damit zu befassen, und bei den besten ziehen niedrige Triebe den Menschen nicht selten zum Thiere hinab. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinct, der sichere Führer; der Mensch muß alles, was ihn dem Ziel seiner Bestimmung näher bringt, erst mühsam lernen, und er lernt es meistens unvollkommen, weil er mit dem Saamen der Vernunft und Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten aller Art beschwert ist. Die Fußstapfen göttlicher Menschen, die er vor und um sich her gezeichnet wahrnehmen könnte, sind mit so viel andern verwirrt, auf denen schlechte Menschen wandelten, und von diesen so zusammengetreten, daß es wohl kein Wunder ist, daß die Mehrheit sich gemächlich auf der breiten Straße der Gemeinheit fortbewegt, wenn man auch nicht wüßte, daß das Ziel menschlicher Bestimmung in der Unendlichkeit liege. Dadurch wird er-

klärbar, wie es komme, daß der Mensch, welcher auf sich selbst den höchsten Werth setzt, sich doch oft um den niedrigsten Preis weggibt; dadurch löset sich der Widerspruch des Menschen mit sich selbst: er glaubt an Gott, und liebt das Göttliche nicht; er ehrt die Tugend und fröhnt der Leidenschaft; er hofft Unsterblichkeit, und gibt dem Vergänglichen sich hin; er will glücklich sein, und rennt ins Verderben; er will als Wahrheitsfreund gelten, und hält sich am Irrthum fest; er brüstet sich mit der Menschenwürde, und gefällt sich Thier zu bleiben. Wo die Sinnlichkeit so leicht die Vernunft verdüstert, und der Mensch sich erst mühsam aus dem Schlamme der Sinnlichkeit aufrichten muß, ist so eine Erscheinung nicht mehr räthselhaft. Das ganze Gebilde der Humanität im Menschen hängt durch eine geistige Genesis, die Erziehung, mit seinen Eltern, Lehrern, Freunden, mit allen Umständen im Laufe seines Lebens, also mit seinem Volke und den Vätern desselben, ja endlich mit der ganzen Kette des Geschlechtes zusammen, das irgend in einem Gliede eine seiner Seelenkräfte berührt, daß es an ein Wunder grenzte, wenn es auf Erden, wo alles so verschieden und vielartig ist, wo so Mancherlei auf unser Geschlecht einwirkt und wo von der bildenden Vorsehung es auf so ungleichen Wegen weiter geführt wird, anders wäre. Abschweifungen vom Wege ans hohe Ziel menschlicher Bestimmung sind unvermeidlich, so lange es noch Menschen gibt, deren Vernunft mit der Sinnlichkeit in ungleichem Kampfe liegt. Der Grundriß der Seelenbildung ist sogar nicht selten die Frucht der ersten Eindrücke, welche der Wohnort und die erste Umgegend eines Menschen auf sein Gemüth machen. Diese Eindrücke sind gewöhnlich die ältesten, und durchs ganze Leben die lebendigsten, daher sie auch der leeren Tafel der Seele den ersten Anstrich geben, den die Folgezeit selten wieder ganz auslöscht. Wie könnten unter so ungleichen Verhältnissen und Umständen einzelne Menschen und ganze Völker auf ihrem Bildungswege gleichen Schritt halten?—

Der Mensch in seinem anschaulichen Seyn und alltäglichen Wirken aufgefaßt, scheint ganz aus Widersprüchen zusammengesetzt zu sein; er ist groß und klein, wie man es nehmen will. Er gefällt sich im seidenen Gewand, und kann kein Lämmchen mit Wolle bekleiden; er baut das Feld, und wartet ängstlich des Ge-

deihens; Tausende zittern vor seinem Blicke, und er selbst zittert vor dem Tode; er lenkt den Bliz von seiner Wohnung ab, und kann nicht verhüten, daß Stürme, Hagel und Wasserfluten seine Aecker und Auen verwüsten; er streckt durch das donnernde Geschüz Menschen und Thiere nieder, und kann nicht einmal einen abgerissenen Finger wieder an seine Stelle heilen; er hält ungeheuere Schiffe auf tobenden Meereswellen im Gleichgewicht, und kann sich gegen die Macht der Seuchen und Krankheiten, die ihn entkräften und niederdrücken, nicht aufrecht erhalten; er weiß Felsen zu sprengen, die höchsten Bäume zu fällen, Flüssen eine andere Richtung zu geben, gefahrlos in den Abgrund des Ozeans zu dringen, sich ohne Flügel zum Adler über die Wolken zu erschwingen, Metalle aus unterirdischen Tiefen zu holen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat, auf die Spizen ewig beschneiter Hochgebirge zu klettern, Löwen und Tiger zu bändigen, das starke Roß nach seinem Willen zu lenken, und Insekten die er gern vertilgen möchte, trotzen seiner Ohnmacht; er arbeitet oft mit Geschicklichkeit und rastloser Anstrengung, und eine Kleinigkeit vereitelt seine Unternehmungen; er macht die schönsten und regelmäßigsten Uhren, und kann doch seine Lebens-Uhr, wenn sie einmal abgelaufen ist, nicht wieder aufziehen; er fühlt sich groß und selig nach jeder schönen und guten That, und läßt sich doch öfters durch Leidenschaften, die er als die gefährlichsten Feinde seiner angebornen Hoheit und seiner Ruhe kennt, besiegen, und zuweilen tief unter seine Menschenwürde, sogar unter das Thier hinabziehen: er kann durch Tugend sich zu Gott erheben, und zieht oft vor ein Teufel zu sein; er kann durch gemeinnüziges Wirken um sich her Segen verbreiten, und findet mehr Freude daran, durch Uebermuth und Gewaltthat Fluch über die Welt zu bringen; er kann durch Gewerbsamkeit und nüzliche Thätigkeit sich Vermögen und öffentliche Achtung erwerben, und er dünkt sich größer, wenn er durch Betrug oder Gewalt sich bereichern, und verdienstlos in ein hohes Amt sich einschwärzen kann, ohne daran zu denken: der Mensch, der dem Felde zwei Kornähren abgewinnt, das sonst nur eine trug, sei ohne Vergleich mehr werth, als ein König, der eine halbe Welt erobert, aber sie ausplündert.

Wer könnte im Menschen diese und ähnliche Wiedersprüche sich

erklären, wer ſie mit des Schöpfers unendlicher Macht, Weisheit und Güte in Einklang bringen, wenn des Menſchen Todestag die Grenzlinie ſeiner Vervollkommung wäre? Wozu im Menſchen endloſe Fähigkeiten, wenn die Dauer ſeines Geiſtes nicht über die Schranken der Zeit hinausreichte?—Die Unſterblichkeit iſt es allein, die im Menſchen alle Geheimniſſe ſeines Weſens entziffert. Wohl iſt, wie Herder ſagt,

Wohl iſt das Menſchenleben ſchwach,
Und träufelt in der Zeiten Bach.

Allein mit dem Leben des Geiſtes iſt es anders; der Geiſt muß ſeinem Zwecke nach fortbeſtehen, wenn längſtens ſchon der Tod den Leib zerſtört hat. Wozu, fragt mit Recht J. Paul, wozu auf Erden ein Geſchöpf mit unnützen Lichtflügeln, wenn es in die Geburtsſcholle zurück faulen ſollte, ohne ſich je mit den ätheriſchen Flügeln loszuwinden? Nein doch, Nein!

Es iſt kein leerer ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut ſich an:
Zu was Beſſern ſind wir geboren;
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht. — Schiller.

Wenn die Pflanze verdorret, und als Staub vom Winde verweht wird; glauben wir darum nicht, die Beſtandtheile des ehemaligen Gewächſes ſeyen aus dem Weltall verweht!—Nichts vergeht, nur die Verbindungen der Dinge ändern ſich, nur die Formen wechſeln; alles dreht ſich in einem ewigen Kreislaufe. Und das Loos des Menſchen allein könnte Vernichtung ſeyn! Er allein, der hienieden alles überragt, ſollte in den Wogen des ewigen Wechſels unterſinken!—Zweifler, lege unbefangen die Hand aufs Herz, um von ihm zu vernehmen, was an der Sache ſey? Und es wird dir ſo beſtimmt als deutlich antworten:

Ich fühle, daß in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt, wenn ſeine Hülle modert. — — Uz.

O ja, der Glaube an Unſterblichkeit dringt ſich unwiderſtehlich jedem Menſchen auf, der nicht gefliſſentlich die Augen zudrückt, damit er den hellen Tag nicht ſehe. Daher war auch dieſer Glaube von jeher allgemeiner Volksglaube auf Erden. Auch der Kamt-

ſchadale hat ihn, wenn er ſeinen Todten den Thieren hinlegt; auch der Neuholländer hat ihn, wenn er den Leichnam ins Meer ſenkt. Keine Nation verſcharret die Ihrigen, wie man ein Thier verſcharrt. Jeder Wilde geht ſterbend ins Reich der Väter, ins Land der Seelen. Das innige Gefühl eines Daſeyns, das eigentlich von keiner Vernichtung weiß, geht alſo der ſich entwickelnden Vernunft voran, und der allgemeine Glaube an die Fortdauer dieſes Daſeyns iſt die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker. Dieſer ſo alte, und ſo allgemeine Glaube an Unſterblichkeit iſt das Einzige, was die Vorſehung rechtfertiget. Man kann die Unſterblichkeit nicht läugnen, ohne dem Ewigen Plan abzuſprechen, ohne die ganze Weltgeſchichte zu verdunkeln, ohne die Menſchen gleichſam aus ihren höhern Verhältniſſen zu Gott heraus zu reißen, ohne ihr Erdenleben um alle Einheit, Haltung, Ründung und Hoffnung zu bringen, und Millionen Leidender ihre einzig wahre Beruhigung zu rauben. Man muß einen Gott anerkennen, der belohnt und ſtraft, oder gar keinen. So ungereimt es wäre, wenn man ſagte: Gott iſt unwiſſend, ſchwach; ſo ungereimt wäre es, wenn man ſagte: Gott iſt ungerecht.

Ohne einen künftigen Vergeltungszuſtand Jenſeits wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten und der leidenden Tugend. Wenn der Menſch nur das ſeyn ſollte, wie wir ihn unaufhörlich in der Geſchichte ſehen, voll Schwäche und Irrthum, voll Hinfälligkeit und Elend, und weiter nichts mehr: ſo wäre er entweder das unſinnigſte Produkt des Ungefährs, oder man müßte annehmen, der Schöpfer habe ſeinen Zweck verfehlt. Wer den Wechſel der Dinge in der Weltgeſchichte unbefangen zu durchſehen im Stande iſt, und das Gute mit dem Böſen vergleicht: dem wird der Plan der Vorſehung nur dann begreiflich, wenn er annimmt, daß ſich der Menſch nur im Vorhofe einer andern Welt befinde. O, zweifle doch Keiner: ein höheres, beſſeres Leben im Geiſte iſt uns gegeben, und eine heilige beſſere Welt liegt jenſeits, in der wir Bürgerſchaft haben ſollen!—

Auch wenn gerechte Seelen der Tod
Von Hüllen der Sterblichkeit ſcheidet,
Entfliegen ſie froh zum Reiche des Lichts,
In leuchtende Körper gekleidet.

Unſichtbar ſterblichen Augen, durchſchwimmt
Des Raumes unendliche Meere
Der Wiedergeborne, in Aether gehüllt,
Und ſchöpft ſich höhere Lehre. — Bronner.

Der Menſch, was auch der Unglaube dagegen einwenden mag, iſt zur Humanität da. Was auf der Erde noch nicht geſchehen iſt, muß und wird künftig geſchehen; denn unverjährbar ſind die Rechte der Menſchennatur, und die Kräfte, welche Gott in ſie legt, unaustilgbar. Die ganze Geſchichte wird, aus dieſem Standpunkte betrachtet, uns eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des ſchönſten Kranzes der Humanität und Menſchenwürde. Alles Leben, Streben und Leiden gewinnt erſt dann eine vernünftige Anſicht, wenn der Glaube an die Unſterblichkeit in der Mitte liegt. Mit Flammenſchrift iſt jedem Menſchen die Lehre ins Herz geſchrieben:

Wachſe, blühe, reife für den Himmel!
Dort fängt eine neue Ausſaat an. — Witſchel.

So bald wir feſt glauben, daß unſere Beſtimmung keine andere ſey, als ſittlich gut zu werden, ſo ſind wir auch überzeugt, daß wir ewig leben müßten, weil unſer Sterbeziel außer den Schranken der Zeit liegt. Darf die Vernunft an uns die Forderung machen, für die Tugend ſogar das Leben zu laſſen; ſo muß ſie als entſchieden vorausſetzen, daß wir für ein ſolches Opfer jenſeits Entſchädigung finden.

Auch in der Hoffnung des Menſchen liegt heimlich die Verheißung des Himmels verwahrt. Wer ein unſterbliches Leben wünſcht, der beweißt es zugleich. Des Menſchen Durſt nach Glückſeligkeit bezeugt, daß eine Glückſeligkeit ſey; denn die Natur ſtrebt nie nach einem bloßen Nichts. Dieſer ungelöſchte Durſt bezeugt, daß die erſehnte Glückſeligkeit nicht hier ſey, ſondern höher liege. Fremdlinge, die auf Bergen geboren ſind, zehrt in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus; das wahre Vaterland des Menſchen muß alſo höher, als die Erde liegen, weil ein ewiges Sehnen ihn drängt und zernagt. Wie könnte auch für den Menſchen, der berufen ſich fühlt, im unermeßlichen Gebiete des Wahren und Guten ſtets vorwärts zu dringen, und in dem Neigungen ſich regen, deren Umfang nichts auf Erden auszufüllen vermag, wie könnte für ihn

ewige Abgeſchiedenheit im einſamen Grabe das Letzte ſeyn?—Nein, nein! dem Menſchen muß aus dem Tode ein beſſeres Leben keimen. Bleibendes läßt ſich nicht im erſten Wurf geſtalten. Des Menſchen Erdenleben liegt zwiſchen zweien Geburtsſtunden eingeſchloſſen: die erſte giebt ihn an die Erde, die zweite an den Himmel ab. Das Erdenleben iſt die Knoſpe ſeines Daſeyns, das dunkel anbrechende Licht, die Dämmerung ſeines Tages; heller Tag, der ewig währt, geht ihm erſt jenſeits des Grabes auf.

Auf Unſterblichkeit weiſen beſonders die großen Anlagen und Kräfte im Menſchen, die er hier, wie alt er auch werden mag, nie alle, und nie vollkommen weder entwickeln noch anwenden kann. Wozu dieſe Anlagen, zu deren Entwickelung der Menſch hier oft weder Zeit noch Gelegenheit hat, wozu Kräfte, zu deren Anwendung er oft nur ſchwache Verſuche machen kann, wenn ſein Daſeyn mit dem Erdenleben geſchloſſen wäre?—Es ſterben Kinder, die kaum angefangen haben, ihr Daſeyn zu fühlen; es ſterben Jünglinge und Männer, in welchen eine Kraftfülle wohnt, die ſie großen Theils unbenutzt wieder mit ſich ins Grab nehmen; es ſterben ganze Völker, die noch auf der niedrigſten Bildungsſtufe ohne ihre Schuld ſtehen blieben: müßten wir nicht mit unſerm Glauben an Gottes Weisheit, die nichts umſonſt thut, ins Gedränge kommen, wenn des Menſchen Daſeyn nicht über ſein Grab hinausreichte?—Und wie wäre es mit der göttlichen Gerechtigkeitspflege in der ſittlichen Welt, wenn ein Raſen oder Leichenſtein den ganzen Menſchen bedeckte? Wie doch, ſo viele edle und große Thaten bleiben hier unbelohnt, und ſo viele ſchwarze Verbrechen unbeſtraft; ſo mancher Tugendfreund erliegt unter den herben Schlägen des Mißgeſchickes, indeſſen der verworfenſte Böſewicht zeitlebens ſich im Schooße des Wohlſeyns behaglich ſchaukelt: und es ſollte keine künftige Vergeltungszeit ſeyn, die dieſe Widerſprüche ausgleiche?—Der Menſch ſollte hier ausſäen müſſen, ohne Hoffnung, dort eine ſegensvolle Erndte zu haben?—Wohl dem Menſchen! es waltet ein gerechter Gott über ihm, der ihm einſt jede gute That ewig vergelten wird. Das tröſte in bedenklichen Fällen des Lebens ſein Herz, das erhebe im Kampf für die Tugend ſeinen Muth, das erheitere beim unwillkührlichen Hinblick auf die dunkle Nacht des Grabes ſeine Seele! Hier iſt nur ſeines Daſeyns Frühling, dort erſt

sein Erndtefest. Nicht er, nur seine morsche Hülle wird ins Grab gelegt, nur seine Leiche wird beerdigt. Was einst von ihm die Würmer des Kirchhofes zernagen werden, was von ihm in der großen Werkstätte Gottes zu einer neuen Schöpfung übergehen wird, das ist nicht Er selbst, sondern nur die Reste seines verlassenen Leibes. Die Erde nimmt nur wieder zurück, was ihr angehört. Das Höhere im Menschen, der eigentliche Mensch, seine Seele erhebt sich in eine andere höhere Gegend im Reiche Gottes. Das, was wir Tod nennen, ist für den Menschen nicht eigentlicher Uebergang in die Ewigkeit, weil er hienieden schon in der Ewigkeit steht, sondern Uebergang zu größern und seligern Verhältnissen; er ist Wechsel der Wohnung im großen Vaterhause; er ist Umtausch einer Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen. O wahrlich,

Das Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist vermodert;
Die Asche verglimm' in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket und liebet, und forschet und späht,
Der Gott in dem Menschen nicht untergeht.

A. H. Niemeier.

Ergriffen von solchen Betrachtungen, schrieb daher Rousseau an Voltaire: wenn Gott mächtig, weise und gerecht ist, so ist auch meine Seele unsterblich. Wer könnte sich eines Andern überzeugen, wenn er, was in seiner Seele vorgeht, in Beziehung auf Gott überdenkt? Kein Wunder, daß von gleichen Betrachtungen tief ergriffen, Matthison über die Unsterblichkeit seiner Seele in den frohen Ausruf sich ergoß:

Du, die sich tief in mir ein Leben denkt,
Aus allen Sphären, Seele, tönt es nieder:
Zum Staube wird, was Staub ist, nur versenkt;
Des Himmels Funke kehrt zum Himmel wieder.

Sogar die Laster des Menschen, sein unersättlicher Durst nach Wollust, Gold und Ehre, verkündigen, daß er für unendliche Glückseligkeiten geboren sey. Heftige Leidenschaften, welche sich gleich Adlerflügeln, über unser Nest hinausstrecken, und, weit über den Werth aller Dinge hienieden erhaben, für die Erde zu groß sind, prophezeien einen edlern Flug, und erweisen unser Recht an den

Himmel. Da ihnen die Erde ein zu enger Spielraum iſt, liegt am Tage, daß uns ein höheres Strebeziel geſetzt ſey, und das menſchliche Glückſeligkeit auf Beſſerm beruhe, als auf Befriedigung von Trieben, die wir mit dem Thier gemein haben. Und ſpricht nicht ſelbſt die Natur ein kräftiges Wort für den Glauben an Unſterblichkeit?—Nichts geht im Weltall verloren; was vernichtet ſcheint, kömmt nach einiger Zeit wieder in einer neuen Geſtalt zum Vorſchein. Die ekelhafte Raupe ſpinnt ſich ein, übergeht in einen Zuſtand der Empfindungsloſigkeit; aber bald erbricht ſie das ſelbſtgemachte Grab, und tritt als leichter, bunter Schmetterling hervor. Und—

Der Wurm, der ſich mit dem Coccon umſpann,
Gereizt von des Inſtinctes ſicherm Locken,
Fängt ausgeſchlüpft ein neues Leben an,
Bringt Flügel mit aus ſeinen ſeidnen Flocken,
Trinkt Thau und Saft aus Blumen, und erwirbt
Sich ein vollkommner Seyn, indem er—ſtirbt. — Ungen.

Auch das Saatkorn geht im Schooße der Erde in Verweſung über; aber nach wenigen Monaten praßt an der Stelle der Verweſung die ſchwankende Aehre. Sollte es mit dem Menſchen, der die Krone der irdiſchen Schöpfung iſt, anders ſeyn? ſollte er allein untergehen, während aus der Verweſung des Unedlern Thätigkeit und Leben hervorgehen? O wahrlich, ſchon daraus ergiebt es ſich, daß die Lehre von der Auferſtehung der Todten ſo unnatürlich nicht ſey, wie der Unglaube wähnt, wenn ſie mit der Unſterblichkeitslehre gehörig verbunden, und von der Fortdauer des Menſchen in der Zukunft mit einer organiſchen, obgleich ſublimirten, Natur in dem ewigen Reiche Gottes verſtanden wird!—

Unſterblichkeit iſt ein Hauptzug im Bilde des Menſchen, und ſetzt nach ſeinem Hinüberſcheiden Bewußtſeyn voraus. Nicht wiſſen, daß man da iſt, heißt Vernichtung und nicht wiſſen, daß man da war, heißt nicht Fortdauer, ſondern neuer Anfang. Die Tugend wäre ohne Rückerinnerung, ohne Zuſammenhang mit einem künftigen Leben. Das Hier und Dort müßen ein unzerriſſenes Ganzes ausmachen. Es iſt vorzüglich das Bewußtſeyn der hier geübten Tugend, was dort beſeligt. Der Menſch muß wiſſen, was er hier für ein Fundament legte, um dort darauf fortzubauen; wo er es hier ließ, um dort anzuknüpfen.

Wie des Menschen Zustand drüben seyn werde, auf welche Weise sein gegenwärtiges Leben mit dem künftigen verknüpft sey, wo er leben, und wie die Form seines Denkens seyn werden? — Das alles sind Fragen die wir unserer Neugierde unbeantwortet lassen müssen. Ueber das Jenseits hat Jesus uns alles gesagt, was zu wissen uns frommt: „Kein Auge hat's noch gesehen, kein Ohr gehört, und kein Menschenherz kann es fassen, was von Gott denen bereitet ist, die aufrichtig und innig ihn lieben.“

Mensch, fühle deine Würde ganz! ehre durch Wohlverhalten die Vorzüge deiner Natur! Auf der Reise durchs Leben sey Vorsicht dein Anker, dein Führer die Pflicht! Lang ist der Weg, falsch die Welle, fern das Ziel. Es ist Schande, hinter diesem Ziel zurück zu bleiben, da alles in der Natur weiter rückt, und überall Progression (Fortstreben) der Kräfte sich zeigt. Fortschreiten ist deine Bestimmung. Alles Menschliche, sagt Schiller, muß erst werden und wachsen und reifen, und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit. Du darfst dich nie einbannen auf einen bestimmten Kreis des Wahren und Guten, nie blindlings dem Herkommen huldigen. Mag an Vielen der Spruch eines alten Weisen sich bewähren: Der Mensch sey ein Thier der Gewohnheit; mag vielen der Wahlspruch gelten: Lasset es, wie es war! das Alte ist das Beste; zeige, daß die Macht deines Geistes größer sey, als die Macht der Gewohnheit! Handle nie, vom Vorurtheile geleitet! Jedes Vorurtheil verräth Schwäche oder Mangel des Verstandes, und ist schon darum entehrend. Je mehr sich der Kreis deines Wissens erweitert, und je stärker dein Herz zum Guten dich hinzieht, desto näher rückst du dem Ziel, das dir von der Hand des Ewigen ausgesteckt ist.

Achte das Gute auch an Andern, und verachte keinen Menschen! Der Geringste kann wohlthätig wirken. Jeder, er erscheine im bürgerlichen Leben noch so unbedeutend, kann durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände für Andere sehr bedeutend werden. Es fehlt nicht an Beispielen, daß arme Dienstboten die Ernährer ihrer verunglückten Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brode den Hunger der Reichen stillten; daß gemeine Knechte, Fürsten das Leben retteten. Erniedrige nie einen Menschen zum bloßen Werkzeug! Der verdient nicht Mensch zu seyn, der mehr An-

dere benutzen, als ihnen nützlich ſeyn will. Ehre die Menſchenrechte im Geringſten! Wer von Menſchenrechten ſpricht, iſt darum noch kein Jakobiner oder Carbonari, ſonſt müßten auch David, Salomon, alle Propheten, ſelbſt Jeſus ſo heißen; denn namentlich der Letzte will, daß auch den Armen das Evangelium gepredigt, oder was gleich viel ſagen will, daß auch die Bauern und Taglöhner klug und verſtändig gemacht werden. Nichts weckt mehr das Gefühl für Menſchenrechte, als ſelbſt erlittenes Unrecht, und eigene unverdiente Noth; denn wahrlich,

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Hat kein Gefühl für Menſchenrechte.

Es iſt keine ſeltene Erſcheinung, daß man die Menſchenrechte an der Wurzel verletzte, für welche man kurz vorher mit Eifer das Wort nahm. Dieſelben Regierungen, die über das zu Markt bringen und Verkaufen der Menſchen vor aller Welt laut ihren gerechten Unwillen ausſprachen, trugen kein Bedenken, ganze Völker zu vertauſchen und zu verkaufen ꝛc. Wer möchte nicht Blut weinen über zertretene Menſchheit?!—

Gott.

Das unermeßliche Weltall, am Firmament das zahlloſe Heer der Sterne, die Erde mit ihrem Reichthum, der Menſch mit ſeinen Vorzügen, Alles weiſet auf einen allmächtigen, ewigen, unendlich weiſen und gütigen Urheber—auf Gott—hin. Das Gefühl ahndet in dem Schönen und Erhabenen der Natur den in ihr waltenden Geiſt Gottes: der fliegende Blitz, der rollende Donner, der brauſende Sturm ſind des Allmächtigen Boten; ihn verkünden Blüthen und Blumen und Früchte; ihn offenbaren die Flammenzüge an ſeinem Sternenhimmel, dem Gewölbe des heiligen und alles umſchließenden Tempels; und in ſeiner Allmacht und Weis-

heit ahndet unser Herz auch seine ewige Liebe. Nein, nicht blos in der Natur außer uns ahnden wir das Göttliche; auch in uns vernehmen wir Gottes Offenbarungen; er redet zu uns in der Stimme des Gewissens, in dem Sittengesetze. Die Nacht unsers Innern ist durch die Strahlen einer bessern Welt erleuchtet; die Anlagen zum Wahren, Schönen und Guten, die wir in uns tragen, machen uns zu Mitbürgern jener Welt, wo der heiligste Wille herrscht, wo die höchste Wahrheit und Schönheit und die reinste Güte vereint sind. Unsere Vernunft kann sich kein Werk, das in allen seinen Theilen und Anlagen die höchste Weisheit verräth, ohne weisen Urheber—keine stäte zweckmäßige Veränderung ohne erste Ursache—kein Leben ohne Lebensquelle—kein Sittengesetz ohne einen höchsten heiligen Willen denken; sie kann dem blinden Zufall keine Schöpferkraft beimessen. Auf die Fragen: Wer rief die Welt ins Daseyn? Wer schuf die Erde? Wer kleidet die Felder im Frühling mit reizendem Grün, im Sommer mit goldenen Aehren? Wer schmücket die Auen und Gärten mit lieblichen Blumen? Wer gab der Natur ihre Kräfte und Wirkungsgesetze, die seit Jahrtausenden sich gleich blieben? Wer schaft so regelmäßig durch Sonnenaufgang den Tag? Wer führt den Mond herauf, daß er unsere Nächte beleuchte? Wer läßt Frühling und Herbst, Sommer nnd Winter so ordentlich und in so abgemessenen Zeiräumen zu unserer Erhaltung und Erquickung abwechseln? Wer legte die Keime des Lebens, die Geschicklichkeit Nahrung und Wohnplatz zu finden, die Triebe zur Fortpflanzung in so zahllose Thierarten? Wer legte in die Natur des Menschen Vernunft und freien Willen, daß er sein eigener Gesetzgeber und Richter sey? ꝛc auf diese und ähnliche Fragen dringt sich gewiß unwiderstehlich jedem Unbefangenen die einfache Antwort auf:—Gott—. Ja, der Gott der Natur hat sein Daseyn auf alle seine Werke, und sein Gesetz in die Herzen aller Menschen geschrieben. Durch ihn besteht alles, was ist; sogar das weiche Würmchen pflanzet sich auf sein Geheiß durch die stürmischen Jahrtausende fort. Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Alles, was ist und lebt, steht unter Gottes Hoheitsbefehlen; er selbst ist der König, dessen Ehrentempel dort über uns von Millionen Sternen brennt.

Die Idee Gottes ist das Höchste, was die Vernunft erreichen kann. Gott ist ein unendliches und ewiges Wesen, das sein Daseyn aus der Nothwendigkeit seiner eigenen Natur, und alle Vollkommenheit aus sich selbst hat. Er ist ein Wesen ohne Gestalt und Wohnung, ohne Abnahme oder Gleichheit, überall gegenwärtig, gegenwärtig seinen geheimsten Gedanken. Sein Verstand bedarf keiner Vernunftschlüsse;—ihm sind weder Sätze, noch Prämissen, noch Schlußfolgerungen nöthig. Er ist ganz anschauend; er sieht in gleichem Grade, was jedes Ding ist, oder was ihm zu seyn möglich ist. Alle Wahrheiten sind für ihn nur ein Begriff—aller Raum ist für ihn nur ein Punkt—und die Ewigkeit selbst ein Augenblick. Alles, was da ist, ist Ausfluß seiner Kraft und seines Willens; alles steht unter seiner Leitung. Wir können Gott nicht sehen, weil er allgegenwärtig ist, und weil das irgendwo seyn muß, was wir sehen sollen. Was außer Raum und Zeit liegt, ist den Sinnen unerreichbar. Gott irgendwo schauen wollen, heißt seine Seligkeit auf einen Widerspruch bauen. Was überall ist, was kein Raum umschließt, kann unter keiner Gestalt gedacht werden; vom Geiste ist keine Nachbildung möglich. An Gott ist alles unbegreiflich, weil er unendlich ist, und für das Unendliche kein Maaß sich findet. Darum hat er auch Seinesgleichen nicht, weil der Begriff der Einheit unzertrennlich mit dem Wesen der Gottheit verschlungen ist. Es kann durchaus keine Vollkommenheit geben, die nicht im Verein mit allen in Gott sich fände. Wer Gott eine einzige abspricht, läugnet sein Daseyn.

So unbegreiflich Gott ist, so gibt es doch von ihm eine Vorstellung, die wenigstens das Herz versteht, und darum auch dem Geist genügt. Es ist die Vorstellung in den wenigen Worten enthalten: Gott ist die Liebe. Schon der Apostel Johannes wies IV. 8. auf diese Vorstellung hin, worüber ein alter ehrlicher Deutscher—Sebastian Frank—in fast gleichem Geiste sich aussprach: „Gott, so schrieb er, ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen. Ohne Gott ist das Ich einsam durch alle Ewigkeiten hindurch. Alles Irdische verklärt und sonnt sich in dem Gedanken an Gott. Das Ich sucht ein Ur-Ich.“ Der Gedanke an Gott, so zart aufgefaßt, thut dem Herzen unsäglich wohl. Nichts geht über die Empfindung, wie viel an wahrer Freude bei einer

ſolchen Vorſtellung von Gottt gewonnen wird; wie ſehr dadurch die Ausſicht auf alles um uns her ſich erhellt; in wie viel ſchönerer Geſtalt uns die Welt erſcheint, wenn wir ſie als ein Werk der göttlichen Güte betrachten; wie viel ruhiger jeder Genuß des Lebens, wie viel reiner, rührender und befriedigender uns jeder Zuwachs des Wohlſeyns wird, wenn wir darin ein eigentliches Geſchenk aus Gottes Vaterhand erkennen, und welch ein lindernder Balſam damit in die vom Schickſal oder von den Menſchen geſchlagenen Wunden fließt, wenn wir wiſſen, daß die Hand der Liebe den Streich führte.

Der Glaube an Gott iſt eine Frucht, die eigentlich erſt im Treibhauſe des menſchlichen Herzens zu Reife gebracht wird; wer ihn von der Furcht ableitet, die ſelber vom böſen Geiſte geſchaffen iſt, der begeht den größten Mißgriff, und macht gleichſam nach J. Pauls witziger Bemerkung den Teufel zum Großvater Gottes. Furcht kann wohl rohen Aberglauben, aber nicht kindlichfrommen Glauben an die ewige Liebe erzeugen, welcher allein beſeligt. Dieſer Glaube allein iſt der Fels, auf den die menſchliche Beſtimmung gegründet iſt, der Stern, der den Menſchen durchs Leben, und bis jenſeits des Grabes leiten ſoll. Alle Erkenntniß des Menſchen, von der Milbe an bis zum Sonnenſyſtem, alle Sittlichkeit des Menſchen von dem erſten Gefühle des Rechts bis zur höchſten harmoniſchen Reinheit des Gemüths geht einzig aus dieſem Glauben hervor; er iſt die einzige Grundlage aller Religion. Wer Gott nicht als Vater kennt, wird ihn nicht als Kind lieben, was im Gebiete der Religion Hauptſache iſt. Der beſte Altar iſt ein Gott ergebenes Herz; Rechtthun aus Liebe iſt die einzig wahre Gottesverehrung. Herz und Glaube im Bunde;—auf dieſem Wege allein gelangen wir zum Vater. Soll Glaube rechter Art ſeyn, ſo muß Liebe ihm die Weihe geben. Wenn es Gotteslängner gibt, ſo iſt es weniger der irrgeführte Verſtand, als das böſe Herz, was dazu ſie macht; es iſt meiſtens Stolz, der ſich ſchämt, wie Andere zu denken, und Drang, ſich bei einem weichlichen Leben, von dem man ſich nicht losſagen will, gegen göttliche Strafgerichte ſicher zu ſtellen. Es gibt Leute, die es unter ihrer Würde finden, mit dem gemeinen Volke zum gleichen Glauben ſich zu vereinigen, und zu vornehm ſich dünken, über ſich einen Urheber und Herrn der Natur

zu erkennen; die daher so reden und thun, als wenn entweder kein Gott wäre, oder als wenn sie in ihrem Betragen nicht die geringste Rücksicht auf ihn nehmen dürften. Haller hat sie in nachstehenden Versen ungemein treffend gezeichnet:

Der Fürst, dem Laster nützt, den Gottesfurcht umschränket,
Der Freigeist, der sich schämt, wann er, wie Andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah' zur Strafe scheint,
Sind, aus verschiednem Grund, doch wider Gott vereint.
Oft deckt der Priester selbst sich mit erlernten Mienen;
Sein Herz verhöhnt den Gott, dem seine Lippen dienen.

„Ich kann nicht glauben, sagt der Verfasser der Andachtsstunden, über welchen dermalen die dogmatischen Spürhunde so unbarmherzig herfallen, daß es im wahren Sinne einen Gottesläugner gebe; aber giebt es einen, so ist es derjenige, welcher die Religion, das Heiligthum aller guten Menschen, zu einem heidnischen Gaukelspiel fürs Volk macht, um dabei seinen Eigennutz oder seine Ehrsucht zu sättigen; oder welcher das Göttliche zu einer gemeinen Polizei-Maaßregel herabwürdiget, womit er, wie am Leitseil einen Hund, den Pöbel anziehen oder loslassen kann. Da ist nicht das Reich Gottes, und würde mit silbernen Glocken geläutet.“ Mit dem Glauben an Gott geht für den Menschen Alles verloren; mit ihm erlöscht der letzte Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers dringt. Unglaube und ein reines Leben sind unvertragsame Nachbarn. „Das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose queckſilberne Punkte von Ichs, wie Jean Paul sich ausdrückt, die blinken, rinnen, irren zusammen und aus einander fliehen ohne Bestand und Einheit. Niemand ist im Weltall so sehr allein, als ein Gottesläugner: er trauert mit einem verwaisten Herzen, das den größten Vater verloren hat, neben dem unermeßlichen Leichname der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammen hält, und der im Grabe wächst und trauet, bis er sich selber abbröckelt von der Leiche.“— Affectirter Atheismus bei Hohen und Vornehmen, bei Männern, die am Staatsruder sitzen, ist der unbegreiflichste Unsinn. Wo es einmal laut wird, daß die Regenten und ihre Gehülfen keinen Gott glauben, da dürften wohl bald die Regierten so klug werden, sich durch den Glauben an Gott nicht hindern zu lassen, ein Joch abzu-

ſchütteln, das man ihnen in ſeinem Namen auferlegte. Wenn die Großen über ſich keinen Höhern erkennen, der ihrer Willkühr Schranken ſetzt: da mögen ſie Acht haben, daß nicht auch das Volk einſt auf ſie die Anwendung mache! — Das Staatsgebäude, wenn es dauerhaft ſeyn ſoll, muß Religion zur Unterlage haben; der Beweis geht durch die ganze Weltgeſchichte. Wo nicht Gottesfurcht die Leidenſchaft an Zügel nimmt, da iſt alle Mühe vergeblich, ihre wilden Ausbrüche einzuhalten. Unmöglich kann da Völkerglück blühen, wo von Machthabern die Religion zum Spiel der Convenienz erniedrigt wird, und wo man die Politik über die Moral ſtellt. Nie ſteht der Thron, nie ruht die Krone feſter, als unter Garantie eines gottesfürchtigen Volkes. Dringt einmal der Unglaube zum Volk hinab, dann ſind der Anarchie die Schlüſſel geöffnet, und Nichts vermag mehr den Strom des Verderbens aufzuhalten, der Fürſt und Volk unaufhaltſam mit ſich fortreißt. Man ſollte es nicht glauben, wenn nicht die Geſchichte es verbürgte, daß einſt ein König, mit dem Beinamen des Großen, Ludwig XIV. Abweichung von einer damaligen Schulmeinung ſtrafbarer, als den Atheismus, fand. Einſt wollte er in ſeinem Eifer, für Orthodoxie einen ſeiner Hofleute entſetzen, weil er ein Janſeniſt wäre; aber des Königs Ungnade wendete ſeltſam die Einrede: Wie kann der Mann ein Janſeniſt ſeyn, da er nicht einmal einen Gott glaubt? Je nun, wenn das iſt, erwiederte vornehm kalt der Monarch, dann mag der Mann an ſeiner Stelle bleiben. Sprechender konnte der Fürſt den tiefen Stand der Religion an ſeinem Hofe nicht beurkunden. Die traurigen Folgen offenbarten ſich ſpäter.

Man wundere ſich über eine ſolche Erſcheinung nicht! — Der Unglaube, weniger ein Sohn der Zeit als des Orts, bewohnte von jeher die Höfe, ſo wie die großen Städte. Der Eingang iſt ſo folgerecht; wo man der Weichlichkeit ſo ganz ſich in die Arme wirft, da findet man den Glauben an einen Gott läſtig. Man übernimmt die Rolle des Ungläubigen weniger aus Grundſätzen, als aus vornehmer Unwiſſenheit oder leichtſinniger Ueppigkeit. Der Unglaube wird Modeſache. Aber daher kömmt es auch, daß ſolche Ungläubige endlich doch wieder, nachdem ſie ſich durch allerlei Ausſchweifungen entnervt haben, zum ſtummen Glauben, oft zum Aberglauben, umkehren.

Sie sind dann wurzellosen Bäumen ähnlich, die im Winde schwanken: sie küssen heute mit knechtischem Verzagen, was sie noch gestern zertreten haben; sie neigen sich heute demüthig vor dem Priester, der noch gestern die Zielscheibe ihres muthwilligen Spottes war; sie zittern heute vor dem Teufel, da sie noch gestern von Gott nichts wissen wollten.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß man einst mit dem Vorwurfe des Atheismus viel Unfug trieb. Es gab Zeiten, wo man unbedenklich jeden einen Atheisten hieß, der selbst zu denken den Muth hatte, und kirchlichen Allfanz verwarf, den der Aberglaube ins Gebiet der Religion hinüber gezogen hatte. Aus diesen Zeiten hat sich das Sprüchwort erhalten: ubi tres medici, ibi duo athei (wo drei Aerzte sind, da sind auch zwei Atheisten). Die strengen Theologen sahen es nie gern, so Jemand es wagte, sich frei im Tempel der Natur umzusehen, und hielten es für heilige Pflicht, die geringste Verletzung der Orthodoxie empfindlich zu rächen. Daher ihr ewiges Auflauern, und die bittern Ausfälle auf jeden, der es nicht unbedingt mit ihnen hielt, was freilich unbefangenen Naturforschern und Aerzten nicht zuzumuthen war. Gelehrte, die es unterließen, die Resultate ihrer Forschungen genau mit dem Kirchenglauben in Uebereinstimmung zu bringen, mußten es sich gefallen lassen, so man sie mit dem Namen eines Ketzers, oder auch eines Atheisten brandmarkte. Oft reichte sogar eine Behauptung gegen eine herrschende Meinung der theologischen Schule hin, in diese Kategorie zu kommen, wie es z. B. Spinoza, Leibnitz, Lessing, Kant, Fichte ꝛc. an sich erfahren haben.

Ich kann mir schon gar keinen Atheisten aus Ueberzeugung denken, weil zur Ueberzeugung haltbare Gründe gehören, die ihm fehlen. Wohl mag es Menschen geben die noch so tief stehen, daß sie von Gott nichts wissen; aber ein Gottesläugner aus Grundsätzen, ich gestehe es, ist und bleibt mir ein Unding. Der Atheist frage sich doch, wie er zu dem Ideale einer Gottheit gekommen ist, das er bestreitet?—Ist's nicht ungereimt, dem Abbilde das Urbild abzusprechen?—Welche Verblendung!—Gott baute sich in seinem Herzen einen Altar wärmer belebender Liebe; dieses erglüht von heißer Sehnsucht nach dem Ewigen, nach dem Unendlichen, und er wagt

es, gegen den Drang des eigenen Herzens, dieſen heiß erſehnten Ewigen und Unendlichen Daſeyn abzuſprechen? !—

Für Gottes Daſeyn ſpricht Alles in und außer uns. Ich bin; alſo iſt irgend etwas von Ewigkeit her. Wir haben Verſtand; alſo gibt es ein ewig verſtändiges Weſen. Es gibt eine Wahl; alſo gibt es einen Herrn, der nach ſeinem Willen, handelt. Es iſt in uns ein heiliges Sittengeſetz, das wir uns nicht ſelbſt gegeben haben; wir müſſen alſo ein höheres Weſen annehmen, das dieſes Geſetz in unſere Natur legte. Wir fühlen in uns den hohen Ruf, gut und tugendhaft zu ſeyn, und es mit jedem Tage mehr zu werden; dieſer Ruf muß uns alſo von einem Weſen zugehen, das größer iſt, als wir. Unſere Vernunft ſagt uns, daß Tugend zur Seligkeit berechtige; es muß alſo ein Gott ſeyn, der dieſe Seligkeit uns zutheile. Auf dieſen Glauben weiſet nicht minder deutlich und kräftig eine aufmerkſame Betrachtung des Weltalls mit allen ſeinen ſchönen Einrichtungen voll Weisheit und Ordnung hin.— Kein Licht zündet ſich ſelbſt an, kein Haus baut ſich ſelbſt, kein Kunſtwerk entſteht von ungefähr, und das unermeßliche Weltall, die majeſtätiſche Sonne, und die Erde mit allen ihren Erzeugniſſen könnten ein Spiel des Zufalls ſeyn?—

Sagt, wer donnert in den Wolken? ſagt, wer brauſet in den Stürmen?
Zweifler ſprich!—Wer wälzt die Fluten, die ſich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu:—
Gott, Verweg'ner! iſts; was zweifelſt du? Kleiſt.

Blicke auf, Menſch! zum Himmel, an welchem tauſend Welten flammen, und ſiehe dann auch auf Erden bedächtlich um dich her; giebt's eine Schrift, die leſerlicher Gottes Daſeyn beurkunde?— Kannſt du noch weitere Beweiſe fodern?—

O ja! es iſt ein Gott; es ruft es die Natur,
Der ganze Bau der Welt zeigt ſeiner Hände Spur.
Den unermeßnen Raum, in deſſen lichten Höhen
Sich tauſend Welten drehn, und tauſend Sonnen ſtehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Haller.

Wer an Gottes Daſeyn zweifelt, der begreift ſein eigenes Daſeyn nicht, und muß ſich unvermeidlich im Gewirre der Welt verlieren; ihm fehlt auf dem wogenden Meere des Erdenlebens der Anker, um ſich Haltung zu geben.

Wer Gott läugnen kann, dem fehlen
Freud' und Troſt in Glück und Noth;
Denn, was Körper ohne Seelen,
Sind die Seelen ohne Gott. Haug.

Mag daher um uns her Alles in Trümmer gehen, mag die ganze Natur in Aufruhr kommen; wir zagen nicht, weil uns ein Gedanke übrigt, um daran unſern Muth aufzurichten:

Ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob Alles im ewigen Wechſel kreiſ't:
Es beharret im Wichſel ein ruhiger Geiſt. — Schiller.

Ueber Gottesglaube hat Neuhofer in ſeinen chriſtlichen Geſängen Alles geſagt, was darüber ſich denken, fühlen und ſagen läßt. Ich kann alſo nicht umhin, ſeinen Herzensergießungen über einen ſo hohen Gegenſtand hier den Platz anzuweiſen, den ſie verdienen:

Es iſt ein Gott, in Berg und Thal
Erkenn' ich ſeines Daſeyns Spuren;
Der Morgenſonne erſter Strahl
Auf thaubenetzten Frühlingsfluren,—
Der Blumen königliche Pracht,—
Der Sterne Glanz in ſtiller Nacht,—
Die Frucht, die ſich am Baume röthet,
Der Vogel, der im Strauche flötet,—
Der Wurm, der ſich des Daſeyns freut,—
Verkündigt ſeine Herrlichkeit!

Es iſt ein Gott! des Blitzes Glut,
Des Donners fürchterliches Rollen—
Der Wogen aufgeregte Flut,
Muß ihm der Ehrfurcht Opfer zollen.
Nur ihm iſt alles unterthan;
Der Schöpfung ungemeßner Plan
In allen Himmeln und auf Erden—
Was iſt, und war, und einſt wird werden,
Iſt nur durch ihn, wird nur allein
Durch ſeinen Willen ſtehn und ſeyn.

Und ob auch alles um mich her
Wie eitel Staub im Wind zerſtiebe,

Und von dem weiten All nichts mehr,
Als nur mein Herz mir übrig bliebe;—
So spräche doch mein Herz zu mir:
Es ist ein Gott, ein Gott, der dir
Ein höheres, ein geistig Leben—
Gefühl fürs Heilige gegeben,
Das von des Zufalls düstrer Nacht
Dich frei und unabhängig macht.

Es ist ein Gott! Es ahndet ihn
Mit zartem kindlichem Verlangen,
Mit Frohgefühl, der reine Sinn,
Und sehnet sich ihm anzuhangen.
Wer wahrhaft, edel ist und gut,
Und froh die Wahrheit sucht und thut—
Das reine heilige Gemüthe
Forscht nach der Quelle höchster Güte,
Und findet ihre sichre Spur
In seinem Gottesglauben nur.

Es ist ein Gott! O Seligkeit!
Er ist! ich darf ihn Vater nennen;
Ich soll ihn hier schon in der Zeit—
Ich soll ihn dort noch näher kennen.
Was groß und gut und heilig ist—
Mehr als mein schwacher Geist ermißt,
Find' ich in Ihm!—Die höchste Güte,
Die von des Lebens erster Blühte,
Nicht nur bis an des Grabes Nacht,
Nein, ewig, ewig für mich wacht.

Es ist ein Gott! er wohnet nicht
In Tempeln, welche Menschen zimmern;
Noch weiter, als der Sonne Licht
Umherstrahlt, und die Sternen schimmern,
Im unermeßlichen Gebiet
Des Weltalls wohnet er! Wer sieht,
Wenn hold und klar die Sterne glänzen,
Des weiten Lichtgebietes Gränzen?
Und allenthalben nah' ist er,
Allgegenwärtig groß und hehr!

Heil mir! Er ist von mir nicht fern,
Er sieht auf alle meine Wege;

In reinen Herzen wohnt er gern,
Sie sind sein Bild und sein Gepräge.
O, möcht' ich fleckenlos und rein,
Ihm ähnlich und vollkommen seyn!
Wie heiter flößen meine Tage,
Selbst bei des Lebens Leid und Plage,
Dahin? O welche Seligkeit
Wär' meinem Geiste dann bereit!

Es ist ein Gott! Es ist ein Gott!
Heil mir! ich weiß, an wen ich glaube;
Nicht eines blinden Zufalls Spott
Ist meine Wallfahrt hier im Staube.
Getrost wall' ich an seiner Hand
Den Weg ins bessre Vaterland.
Die Freuden, die mir lieblich blühen,
Ja selbst des Pilgerlebens Mühen,
Die mich bekümmern, sendet er
Zu meinem Heile freundlich her.

Am trüben Tage zag' ich nicht,
Und ob's auch lange dunkel bliebe;
Mir strahlt des Trostes helles Licht
Es ist ein Gott! Er ist die Liebe.
Er kennt und weiß es, was mir fehlt;
Der Gram, der Kummer, der mich quält,
Ist ihm bekannt, noch eh' ich klage;
Er weg mein Glück und meine Plage,
Und väterlich spricht er zu mir:
Sey ohne Furcht! Ich bin bei dir.

Ich bin bei dir! ob fürchterlich
Des Schicksals Ungewitter stürmen,
Und Noth und Jammer über dich
Sich, gleich erzürnten Wogen thürmen;
Versengen soll dich keine Glut,
Ertränken soll dich keine Fluth!
Dich leitet meine starke Rechte
Selbst durch die dunkelsten der Nächte;
Ich bin dein Gott, ich bin bei dir;
Sei furchtlos, weiche nicht von mir!

So ruft er selbst mir tröstend zu—
Sollt' ich nicht glauben, dulden, hoffen?

Iſt nicht die Quelle wahrer Ruh
In ſeinem Worte für mich offen?
Heil mir! er iſt, er iſt mein Licht;
Treu hält er, was er mir verſpricht;
Er iſt kein Menſch, daß ihn gereue,
Was er verſprach; nein, ſeine Treue
Steht felſenfeſt, unwandelbar!
Er iſt ein Gott, ſein Wort iſt wahr.

Und wollte mich die Dunkelheit
Des Grabes, die Verweſung ſchrecken;
Ein Pilgrim bin ich in der Zeit!
Mag Staub einſt meine Glieder decken,
Mein Leib iſt ja nur Erd' und Staub;
Er werde der Verweſung Raub—
Er modre nur! mein Geiſt wird bleiben,
Der Gottheit Bild kann nicht zerſtäuben;
Droh! nur, o Grab! ich zittre nicht;
Im Tode ſelbſt iſt Gott mein Licht.

Es iſt ein Gott! Es iſt ein Gott!
Heil mir, ich weiß, an wen ich glaube;
Nicht eines blinden Zufalls Spott
Iſt meine Wallfahrt hier im Staube.
Zu ihm, dem Ewigen, hinan,
Führt mich des Daſeyns kurze Bahn.
Ich darf ihn hier ſchon Vater nennen,
Dort ſoll ich ihn noch näher kennen;
Welch' hohe Seligkeit iſt mein!
Er iſt mein Gott, und ich bin ſein.—

THE PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

Preis dem Glauben an Gott!—über Welt und Zeit erhebt er das Gemüth. Emporgerichtet aus einer Gegenwart voll Sorgen, haben wir an ihm einen Felſen gefunden, auf den wir vertrauensvoll uns ſtützen. Mag erſchüttert ſeyn der Erdkreis; mögen die Ruhe und das Glück der Staaten aus ihren Angeln herausgeriſſen ſcheinen; mögen Stürme des Unglücks das Wohl des Einzelnen bedrohen: es waltet ein Gott, und wird walten; bedarf es mehr, daß die letzten Reſte unſerer Beſorgniſſe, wie die noch hangenden Nebel vom Sonnenlicht, zerſtreut werden?—Wo kein menſchliches Auge Hilfe erſieht; wo guter Rath vergeblich iſt; wo alle Mittel

erschöpft sind: im Glauben an Gott erhebt sich der Arm der Rettung; an ihn fest angeschlossen kann der Mensch im verheerenden Strome nicht untersinken. Ermuthigt durch seinen Gottesglauben, der nie wankt, fürchtet er nicht die Entwürfe der Menschen, die auf sein Verderben ausgehen, nicht das Spiel des Zufalls, nicht die Macht des Schicksals, nicht die drohende Zukunft: denn er weiß, daß der, welcher über Menschen und Zufall, über Schicksal und Zukunft gebietet, die Hand nicht von ihm abziehen werde.— Auch in der härtesten Prüfungsstunde bewährt sich seine Gottergebenheit; unverzagt bewahrt er Besonnenheit, wenn es rings um ihn her stürmt; und mitten im wilden Spiel der Wogen, wenn er kein schwimmendes Brett mehr erhaschen kann, darauf dem Schiffbruch zu entkommen, umschlingt er in kindlicher Zuversicht Gott, seinen Vater, mit den Armen der Liebe.

Nur durch den Gottesglauben wird es uns möglich, aus den dunkeln Irrgängen des Erdenlebens einen sichern Ausweg zu finden, und uns gegen die Macht der Hindernisse, die uns oft diesen Ausweg verlegen, empor zu ringen. Ohne diesen Glauben gleicht Jeder einem Wanderer, der bei finsterer Nacht in einem dichten Wald seinen Weg verfehlt hat, und bei jedem Schritte vorwärts von Besorgnissen geängstiget wird, Räubern in die Hände zu laufen. Schwarze Nacht liegt auf Jedem, dessen Geistesgebiet nicht das Licht dieses Glaubens erhellt. Daher Terstеeg:

Gott ist die Sonne, ich nur ein Strählchen seines Lichts;
Trenn' ich von ihm mich ab—bin ich ein finst'res Nichts.

Religion.

Religion ist Heiligung des Sittengesetzes durch den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit; sie ist das, was den Menschen mit der Gottheit vereinigt; sie ist dem Geist, was er selber dem Leibe ist; sie ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte mit dem heiligen Willen des Vaters im Himmel. Sie kün-

digt ſich an als ein mächtiges Gefühl vor der Allmacht des Unbekannten, das unſer Innerſtes tief ergreift, des Menſchen Stolz niederbeugt und ſeinen Geiſt bindet. Religion iſt ein lebendiges, im Herzen wohnendes, das ganze Gemüth durchdringendes Etwas—der Sinn für das Heilige und Unendliche—oder wie es unſere heiligen Bücher nennen—das Leben in Gott. Religion iſt Gefühl der Ohnmacht von der Allmacht, Gefühl menſchlicher Abhängigkeit von einem höchſten Urheber alles Seyns.

Religion iſt dem Menſchen das Heiligſte; ſie iſt die einzig ſichere Gewähr, daß der Menſch ein Menſch ſey. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, iſt Religion die alles erweckende Sonne des Gemüths. Sie allein geht mit uns, wenn Alles einſt zurück bleibt. Eine Religion, die den Menſchen finſter macht, iſt des Namens unwerth; denn der Menſch muß Gott mit frohem Herzen, und nicht aus Zwang dienen.

Gott, Vorſehung, vergeltende Zukunft!—Das iſt die Summe aller Religionlehren; alles übrige iſt nur Erweiterung und Anwendung dieſer Begriffe. Was mit dieſen Begriffen nicht verwandt iſt, liegt außer dem Gebiete der Religion. Einzig auf der Grundlage dieſer Begriffe iſt ſicher zu fußen; hier allein iſt feſter Fels. Alles übrige iſt Sumpferde, und ſinkt unter uns.

Sie, die liebliche Himmelstochter, die tief verhüllt und ſchweigend jenſeits winkt, und über das niedrige Treiben der Erde weit erhaben iſt, entſchleiert ihr heiliges Antlitz nur dem, welcher ihrem ſtillen Winke glaubend und liebend folgt, und Vereinigung mit Gott auf dem Wege des Wahren und Guten ſucht. Soll ſie, was ihr Zweck iſt, den Menſchen beſſern und beſeligen: ſo muß ſie—nicht dem Kinde angebildet werden, denn ſie iſt ohne unſer Zuthun das Erſte in ihm—ſondern es bedarf nur ſorgſamer Verwahrung und Bewachung und Pflege des ſchon vorhandenen, damit die junge Seele ſich nicht dem Eiteln, als wäre es wichtig, ergebe.

Religion iſt und bleibt des Menſchen wichtigſte Angelegenheit; ſie wirkt auf den Menſchen, wie das Geſetz auf den Bürger. Ihr Einfluß auf allgemeines Wohl iſt unverkennbar: ſie giebt dem Geſetze höhere Sanktion, der Obrigkeit höheres Anſehen, dem Bürger Schutz gegen Willkühr der Gewalthaber. Der Fürſt, wie der Un-

terthan, liest in ihr seine Pflicht, und findet in ihr Kraft, solche zu erfüllen. Sie ist erhaben über alle Menschengewalt; was auf Erden keinen Rächer und Richter findet, findet ihn unausweichlich in der Religion. Sie umfaßt nicht nur alle Handlungen, sondern auch die Gemüther, über welche die Gewalt nichts vermag. Sie gewinnt neue Kraft am Abend der Tage. Mag man früher im Gefühle sprudelnder Jugendkraft und Uebermuths leichtsinnig darüber gespottet haben: es wird anders, wenn man dem Grabe näher kommt. Und wie viele Vergnügungen muß der Mensch ohne Religion entbehren? Was kann in seinen Leiden ihn trösten? Welcher Zeuge ihn ermuntern zu guten Thaten, die Niemand sieht? Welche Belohnung kann er für seine Tugend erwarten, wenn auch Tugend ohne Religion gedenkbar wäre? Wie furchtbar muß ihm der Tod seyn? Nur, wo Religion kräftig ins Leben eintritt, erheben sich Menschen und Völker zur Würde, die ihrer vernünftigen Natur zusagt; wie eine liebende Mutter bekämpft sie die wilde Natur des Menschen, und beugt sie unter ihr zartes Sittengesetz. Sie ist das allgemeine Band, das alle Menschen mit gleicher Liebe umschlingt, und das Leben der Erde an den Himmel knüpft. In ihr blühen unsere schönsten Hoffnungen auf, und sie macht uns dieses kurze Erdenleben erträglich durch die Aussicht auf ein anderes und besseres. Ihrer Leitung bedarf der Hohe, wie der Niedere, der Reiche, wie der Arme; der Hohe und Reiche würde selbstsüchtig und hart, stolz und weichlich werden, der Arme aber verwildern, wenn nicht beiden die Kraft der Religion zu Hülfe käme.

Darum ist die Religion auch, wie dem einzelnen Menschen, so jedem Staat unentbehrlich. Die weltliche Ordnung besteht nur dadurch, wenn sie von der göttlichen getragen wird. Von dieser Ueberzeugung geleitet haben daher die weisen Gesetzgeber des Alterthums immer bei Gründung und Einrichtung der Staaten die Religion zum Grundsteine gelegt. Sie ist noch die einzige Art öffentlicher Erziehung für die Menschen, deren Leidenschaften sie mäßigt, sänftigt, zügelt; sie giebt ihnen noch allein das Bewußtseyn höherer Freiheit, und nährt das Gefühl der einzig möglichen Gleichheit vor Gott; sie ist der letzte Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers dringt, und der Bedrängten Gemüth wieder erheitert. Sey die Sittenlehre, die man den Menschen predigt, noch so lau-

ter; ſie bleibt unkräftig, ſo lange nicht die Religion ihren Kreis ſchließt.

Die Religion, in ſo fern ſie in der Wirklichkeit ſich darſtellt, iſt eigentlich nur die Sache des Einzelnen, und es läßt ſich mit Wahrheit ſagen, daß jeder Menſch ſeine eigene Religion habe, jeder davon ſein eigenes Maaß beſitze, daß nicht zween Menſchen gefunden werden, deren religiöſe Vorſtellungen und Gefühle ſich vollkommen gleichen, daß ſich Gott einem Jeden nach dem Verhältniß individueller Eigenheiten offenbare. Aus dieſem Standpunkt aufgefaßt gleicht die Religion dem Priſma, von deſſen ſieben Farben ſich Jeder ſeine Leibfarbe wählen mag. Keine Religion macht an und für ſich ſelig, ſondern allein die Tugend, welche durch die Religion erweckt, erwärmt, erzeugt wird, allein das Rechtthun aus Gottergebenheit. Es iſt eine traurige Wahrnehmung, daß die Mehrzahl der Großen und Mächtigen es mit der Religion eben ſo genau nicht nehmen; ſie iſt ihnen meiſtens Convenienzſache; ſie beurtheilen alles nach politiſchen Verhältniſſen; ihre ſcheinbare Achtung iſt oft weiter nichts, als Politik, in den Schleier der Religion gehüllt. Zum Glück für die Welt hat ſich dieſes Uebel noch nicht auf das Volk vererbt, und die Religion hat noch überall redliche Verehrer, wo das anſteckende Gift des vornehmen Beiſpiels wegen Entfernung ſich nicht abſetzen konnte.

Dem Menſchen, deſſen Herz für Religion erglüht, iſt ſie gleichſam ein Tempel, dem er durch ſeine Frömmigkeit die entſprechende Weihe giebt. Nur der Unvernunft konnte es einfallen, daraus eine Diſputirſchule zu machen. Zwei Grundſäulen ſtützen dieſen Tempel: Anerkennung der Gottheit und Anerkennung der Menſchheit. Ohne Gott iſt jede Moral eine Paraſitenpflanze: ſie blühet ſchön in Worten, und zieht ihre Ranken hie und dorthin, ja ſie umſchlingt jede Ritze einer Menſchenſeele; die Sonne geht auf, und ſie iſt nicht mehr. Tugenden, wenn man ſie von Gott trennet, grenzen oft nahe an Laſter und Verbrechen, was uns die den menſchlichen Stolz ungemein demüthigende Lehre von der Verwandtſchaft der Tugenden und Laſter ins Gedächtniß ruft. Eigentlich iſt nur der tugendhaft, der in der Pflicht den heiligen Willen der väterlichen Gottheit ehrt.

So wenig der Menſch, der keine Gottheit anerkennt, religiös

iſt: eben ſo wenig kann er, wenn er keine Menſchheit anerkennt, Religion haben; er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin ſeine Eitelkeit ſich ſpiegelt. Der Menſch muß die Religion aus ſich ins Leben rufen, wenn er die Würde ſeiner Natur behaupten und ſeine Beſtimmung erreichen will. An ſie iſt alles geknüpft, was ihm wichtig und heilig ſeyn kann. So wenig unſer Körper ohne Luft, ohne Speiſe und Trank leben und geſund ſeyn kann; eben ſo wenig kann unſer Geiſt ohne den Einfluß der Religion ſeine beſtimmte Ausbildung erreichen. Sie iſt das Band, das uns mit ſanfter Gewalt zu Gott hinzieht. Wer dieſen Zug nicht mehr fühlt, deſſen Verſtand verarmt, deſſen Herz trocknet aus, und alles ſchwindet dahin, was ſeinem Leben höhere Bedeutung geben kann.

Nicht auf den Lippen und in Worten, wären ſie auch noch ſo glatt und fromm, nicht in der Gelehrſamkeit und einem beredten Vielwiſſen, nicht im Feſthalten an einer geſchloſſenen Summe von dunkeln Lehrmeinungen, nicht in einem müßigen Spiel mit gelernten Begriffen, nicht in einer glänzenden, vielverſprechenden Außenſeite, nicht in feſtlichem Gepränge, nicht in geprieſenen Handlungen, die man ehrſüchtig zur Schau trägt, nicht in der Kirchengemeinſchaft, ſondern im geſunden Zuſtande eines wohlgearteten Gemüthes, eines Gott ergebenen Herzens beſteht das Weſen der Religion. Alle jene Dinge ſind oft nichts weiter als ein lügender Firniß, der auf der Oberfläche glänzt, unter welcher nicht ſelten das verworfenſte Herz ſchlägt.

Das Innerſte des Menſchen iſt der ſtille Tempel, wo ſie wohnt; ſein Herz iſt der heilige Altar, wo das reine Feuer göttlicher Liebe aufflammt; die ſtille, geräuſchlos wirkende, menſchenfreundliche Thätigkeit iſt ihr Gebiet, wo anſpruchloſe, beſcheidene Tugend einheimiſch iſt. Religion, die ſich aufs Fürwahrhalten hoher Lehren und auf Uebung ſichtbarer Andächtigkeit beſchränkt, iſt ihrer Natur entartet, und kann als Schaudeckel der Bosheit nur Unwiſſende bethören.

Wer die Religion blos als eine ihm gewordene fremde Aeuſſerlichkeit anſieht, und darin nicht wie in ſeinem wohlbekannten und liebſten Eigenthum lebt, und gleichſam zu Hauſe iſt; wer ſie nicht innerlich beſitzt, nicht aus den beſondern Formen ſeiner Religion jeden Augenblick die Religion ſelbſt neu und lebendig zu erzeugen

vermag: der sage nicht, daß er überhaupt Religion habe. Er hat höchstens einen Kirchenglauben, neben welchem nicht selten der lebendige Geist des Unendlichen in den dürren Buchstaben einschrumpft. Religion, die dem Menschen nicht Mark des Lebens ist, nicht allen seinen Gesinnungen und Neigungen, und Handlungen durch kindlichen Gehorsam gegen den Willen des Vaters im Himmel, das Gepräge der Heiligkeit aufdrückt, ist nicht, was sie heißt; sie trennt von Gott, statt mit ihm zu verbinden.

Man muß sich von den beiden feindseligen Principien, die überall, und fast von den ersten Zeiten an, den Geist der Religion zu entstellen gesucht haben, nicht irre machen lassen. Ueberall hat es sehr bald solche gegeben, die ihn in einzelnen Lehrsätzen haben umgrenzen wollen, und solche, die aus Unverstand, und aus Mangel an Sinn alles Eigenthümliche als todten Buchstaben verschrien.

Der Geist der Religion ist weder bei steifen Systematikern, noch bei seichten Indifferentisten zu finden, sondern einzig bei denen, die in ihr leben, als in ihrem Elemente, und sich immer weiter in ihr bewegen, ohne den Wahn zu nähren, sie ganz umfassen zu können. Eingeführte Orthodoxie und Gebräuche sind mit der Religion selbst nicht einerlei. Religion ist weder Spiel der Schulsysteme, noch Nothhilfe zur Täuschung des Volkes. Sie ist Hingebung an Gott, und spricht Herz und Wandel an. Nicht das was von Gott gelehrt und geglaubt wird, sondern die kindlichfromme Gemüthsstimmung, womit er verehrt wird, macht ihr Wesen aus.

Zwar sind wahrhaftes Wissen und wahrhafte Frömmigkeit verschwistert; aber sie halten nicht immer gleichen Schritt. Wo man daher Wissenschaft ohne Religion sieht, da ist sie entweder nur übergetragen und angelernt, oder sie ist krankhaft in sich, wenn sie nicht gar den leeren Schein angehört. Je mehr der Verstand zum richtigen Erkennen Gottes vorrückt, desto lebendiger fühlt das Gemüth sich angeregt durch Tugend ihm ähnlich zu werden. Der Glaube, mag er noch so umfassend seyn, ist nicht bis zur Tiefe der menschlichen Seele gedrungen, wenn er nicht dem sittlichen Gefühle eine feste Richtung gibt. Der Mensch, welcher das Göttliche zu erkennen vorgibt, ohne es innig zu lieben, ist mit sich selbst im Widerspruche.

Nur diejenige Religion ist des Namens werth, wodurch der

Mensch Gott näher gebracht wird. Menschen, bei denen keine innere Erhebung statt findet, weil sie in ihre irdische Verhältnisse ganz verstrickt sind, Menschen, bei denen der Eigennutz vorwaltet, und die bei allem nur immer zu erst fragen: was wird mir dafür? üppige Menschen, die alle ihre Lebensstunden mit gierigem Haschen nach sinnlicher Lust ausfüllen, daß ihnen keine Augenblicke für ein ernsteres Nachdenken übrig bleiben: solche Menschen haben weder Sinn, noch innere Empfänglichkeit für Religion; für solche Menschen hat sie keine assimilirende Kraft.

Die himmlische Religion ist uns zur Beseligung in Gott durch Tugend gegeben: sie muß daher den ganzen Menschen erfassen.— Der menschliche Geist äußert sich in drei Grundvermögen; für jedes gibt es ein höchstes Ziel, dem die Religion den Menschen entgegen führt: für die Erkenntniß — Wahrheit; für das Gefühl — Schönheit; für den Willen — Tugend. Das Wahre, Schöne, Gute ist das Ewige, das Göttliche im Menschen, welches zu erstreben Zweck aller Religion ist. Sie verdient unter was immer für einem Namen den Vorzug, je reiner sie diese Ideen darstellt, und je mächtiger sie das Gefühl anspricht und den Willen erhebt.

Grundlage aller Religionen ist Glaube an Gott. Tilge Gott aus dem Herzen des Menschen, dann ist Alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederhohlende Vergrößerung derselben, und das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus. Religion ist also nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und Heilige, nicht nur der Glaube ans Unsichtbare; sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Ueberirdischen, des Unsichtbaren und Uebersinnlichen denkbar wäre.

In ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung ist Religion nicht mehr und nicht weniger, als eine Gott ehrende, und mit seinem Willen übereinstimmende Gesinnung, die im ganzeu Thun des Menschen sichtbar wird. Sie ist Tugend auf Gottesfurcht gebaut. Gott kindlich fürchten und treuherzig lieben, und so freudig als gewissenhaft seinem Willen nachleben, das bleibt zu allen Zeiten die Summe aller Religionslehre. Wer Religion im Herzen hat, treibt mit Gottesfurcht und Liebe seinen Beruf; erträgt in Gottesfurcht und Liebe die Beschwerden des Erdenlebens; genießt in Gottesfurcht und Liebe das Gute, das aus Gottes Vaterhand ihm zufließt; ist

in Gottesfurcht und Liebe wohlwollend und wohlthätig, gefällig und dienstfertig gegen jedermann, so viel er es in seinen Verhältnissen und bei seinen Kräften zu seyn vermag. Wer Religion im Herzen hat, der lebt zufrieden; denn er hofft auf Gott, und vertraut mit frommem Kindersinne seiner väterlichen Vorsehung; er ist selig in Gott, lebt nur in Gott, sieht in Allem Gott, und bezieht alles auf Gott. Religion, Gottergebenheit und Gottseligkeit sind also Ausdrücke, die den gleichen Sinn haben.

Glaube, Ehrfurcht und Anbetung, Liebe und Gehorsam gegen Gott, Hoffnung, Vertrauen und kindliche Hingebung an die Fügungen der Alles umfassenden Vorsehung sind wesentliche Bestandtheile der Religion, und diese Empfindungen dürfen nicht flüchtige, vorübergehende Gemüthsanwandlungen, sondern sie müssen herrschendes Gefühl und bleibender Zustand seyn. Religion ist eine Gewohnheit und Fertigkeit des Geistes, sich über das Irdische zum Himmlischen, über das Zeitliche zum Ewigen, über das Endliche zum Unendlichen zu erheben, und sich als Bürger einer höhern Welt zu benehmen; sie ist fromme Ansicht aller Dinge, gottesfürchtige Beurtheilung aller Weltereignisse, und demüthige Anerkennung des göttlichen Willens in allen Zeichen der Zeit; sie ist innere Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, mit der festen Entschlossenheit, damit sein ganzes Thun in Einklang zu bringen. Gott anrufen, ihn stets im Auge und im Herzen haben, vor ihm wandeln, ihn suchen, ein göttliches Leben führen, und nach Gottähnlichkeit ringen, bezeichnet nach der Schriftsprache Religion; sie ist vom Rechtthun unzertrennlich. Hat der Mensch keine Achtung für die Tugend, so hat er auch keine für die Religion, die, wenn sie rechter Art ist, ihres Zweckes nicht verfehlen kann. Wie in frommen Gefühlen, welche im Endlichen das Unendliche, im Zeitlichen das Ewige ahnen, so muß sich die Religion durch die Thatkraft des Willens aussprechen; sie ist die unversiegbare Quelle menschenfreundlicher und froher Gefühle, und alles dessen, was dem Menschen Werth und Würde giebt.—Schön und anziehend ist das Bild der Religion von J. Muth in nachstehenden Versen gezeichnet:

Eine Religion nur erkenn ich als wahre; sie wohnet
In des Menschen Vernunft, lebet im reinen Gemüth';

Eine Religion: im lebendigen liebenden Herzen,
Nicht im kalten Verstand', stehet ihr Tempel gebaut.
Frei wie das himmliſche Licht, allwirkſam belebt und erwärmt ſie,
Wo nur ein menſchliches Herz ſchlägt in der menſchlichen Bruſt.
Wie die Sonne den Keim aus dem dunkeln Schooße der Erde
Lockt, und Blüthen hervortreibt und die goldene Frucht:
Alſo wirket der Glaube der Religion in der Tiefe
Reiner Herzen, und bringt Gutes und Schönes hervor.
Tugend iſt die goldene Frucht, die im Glauben gedeihet;
Schön und erhaben zugleich glänzt ſie im himmliſchen Licht.
Wo die Religion als Glaube ans Göttliche waltet;
Wo ſie das Herz ergreift, wo ſie den Willen erhebt:
Da entfaltet ſich auch die Schönheit der Seele; da ſpiegelt
Sich der Himmel; es wohnt heitere Ruh' im Gemüth'.
Dieſe Religion nur erkenn' ich als wahre; nur dieſe
Führet, wohin das Herz ſehnend verlanget—zu Gott.

Sähen wir die ächten Wirkungen der Religion ungehemmt unter den Menſchen, ſo würden wir nichts, als Gerechtigkeit und Liebe, Eintracht und Friede herrſchen ſehen, gegründet auf Liebe und Gehorſam gegen Gott und ſeinen heiligen Willen, welche von allen Triebfedern zum Handeln in jeder Beziehung die edelſten ſind. Aber wie gar ſehr verſchieden ſind die Folgen deſſen, was man Religion nennt, in der wirklichen Welt! Was iſt die Religion, wie ſie ſich meiſtens in der Wirklichkeit darſtellt, anders, als ein finſterer Aberglaube, der die Menſchen oft ernſt und bitter macht, und ſie überredet, durch ängſtlich beobachtete Förmlichkeiten den Himmel für ihre Schlechtigkeiten zu beſtechen?—Was iſt ſie bei gar Vielen anders, als ſteifes Feſthalten an Lehrbegriff, Symbolik und Cultus, mit bitterem Groll gegen Jeden, der davon abweicht? als blinder Eifer fürs Hergebrachte, der ſo oft ſchon blutige Religionszwiſte erzeugte, und alle Leidenſchaften in Aufruhr ſetzte, um eine Religion zu predigen oder feſtzuhalten, die jeder Leidenſchaft Schweigen gebietet?—

Das Reich Gottes, in welchem die Religion herrſcht, iſt das Reich des Geiſtes, ein allgemeines Reich der reinen Menſchlichkeit und Vaterſchaft Gottes über alle Menſchen. Wie dieſes Reich, ſo iſt alſo auch die Religion nichts außerhalb des Menſchen für ſich beſtehendes. Sie kann daher im wahren Sinne des Wortes

auch nicht aus dem Gesichtspunkte einer Wissenschaft betrachtet, und in die Fesseln eines Systems eingezwängt werden. Religionslehre und Religion, so verwandt sie einander seyn mögen, sagen eben so wenig dasselbe, als Andachtsübung und Religion, die wie Mittel und Zweck von einander verschieden sind. Darum kann Religion durch Lehre allein Niemanden mitgetheilt werden; weil sich das Unendliche nicht in Wort und Buchstab begreifen, und mittheilen läßt. Es war von jeher ein großer Mißgriff, daß man im heiligen Gebiete der Religion alles durch Lehren und Predigten ausrichten wollte. Der Mensch ist nicht ganz Verstand, und rechtglaubig und religiös seyn ist nicht einerlei, was gar früh verkannt wurde. Vermengung der Religionslehre, oder der angeblichen Rechtglaubigkeit, welche jede Parthei sich aneignet, mit der Religion selbst, welche ein Gemeingut für alle Menschen ist, wird unvermeidlich eine Quelle von Zerwürfnissen, und Gezänken, daß die Liebe, in jeder Religion die Hauptsache, darin nothwendig untergehen muß. Nein doch, schreibt daher mit Recht der freisinnige Pfeffel: —

Die himmlische Religion
Ist kein System, steckt nicht in Katechismen;
Frei von verjährtem Wahn und tückischen Sophismen
Hat sie im Herzen ihren Thron.

In diesem Sinne giebt es für uns nur Eine Religion, und die ist allein seligmachend; wohl aber kann sie sich bei verschiedenen verschieden aussprechen. Es kann verschiedene Ansichten des Verstandes über Religionsangelegenheiten, verschiedene Arten der Gottesverehrung, es kann abweichende Meinungen, Begriffe und Systeme der Religionslehre geben; aber Gottergebenheit bleibt sich bei allen Menschen und unter allen Umständen gleich; sie kann nur zwischen dem Mehr und Minder wechseln; Verschiedenheit kann eigentlich nicht die Sache, nur die Form ꝛc. treffen. Die Religion nach ihrem Wesen betrachtet ist nicht römisch, nicht lutherisch, nicht calvinisch; sie ist die Religion der Menschen, die Religion der Kinder, die nur Einen Vater haben; sie ist in der eigentlichen Bedeutung des Wortes katholisch, oder allgemein. Wir sind Alle von einer Religion, ohne es zu wissen. Alle Völker von den äußersten Grenzen Japans bis an die Felsen des Gebirges Atlas beten Eine

Gottheit an; sie sind Kinder, die in verschiedenen Sprachen zu ihrem Vater rufen. Alle besondere Religionen sind nur einzelne Zweige, nur besondere Erscheinungsweisen der sich ewig in neuen Gestalten verjüngenden und darstellenden Religion an sich, in so fern diese in unserer Menschheitsanlage für ein übersinnliches Höheres als nothwendig gegründet ist. Vom Standpunkte der Religion aus betrachtet ist also in allen Religionen Religion, und ihre Verschiedenheit besteht ursprünglich blos darin, in wiefern es ihnen gelingt, das Göttliche mehr oder minder lebendig, heilig, klar und ergreifend in ihren positiven Formen zu offenbaren. Die Religion ist die geheime Stimme Gottes, die zu allen Menschen spricht; sie muß alle vereinigen, nicht trennen. Jede Religion, die nur ein Volk hat, ist falsch, und des Namens unwerth; sie ist nicht, was sie heißt. Wahre Religion ist in ihrem Grundwesen die Religion der ganzen Welt; sie muß, wie die Moral, allgemein seyn. Religion beruht auf dem unwandelbaren Verhältnisse des menschlichen Geistes zu Gott; sie ist daher selbstständig und ewig bleibend, wie der Geist. In ihrem Wesen ergriffen ist sie für alle Menschen, in allen Zeiten, unter allen Himmelstrichen, neben allen Regierungsformen, gleich wahr, gleich erhebend, gleich beseligend. Ewig und allgemein bleibt sie das, was sie ihrer Natur nach ist. Lehrmeinungen, Satzungen und Gebräuche können sich nach den Zeiten und Sitten, nach den Ländern und Einsichten anders gestalten, sie können wechseln, je nachdem die Völker gesittet oder roh, reich oder arm, in heißen oder kalten Ländern leben. Mit der Religion ist es anders: ihre Einheit gründet sich auf die Einheit Gottes, der sich offenbarte, und auf die Einheit der menschlichen Vernunft, welcher die Offenbarung geschah. Von der Bildungsstufe, auf welcher Menschen und Nationen stehen, hängt nur ab, in wie ferne sie für die Eine Religion empfänglich sind. Durch bessern Unterricht, durch erhöhte Geistesbildung mag wohl verhindert werden, daß nicht entehrender Aberglaube, todte Werkheiligkeit und knechtische Kirchenfrömmigkeit, an den Platz der Religion treten, und das Licht der Wissenschaft mag der Religion unverkennbare Dienste leisten: darum bleibt doch wahr, daß der Einheit der Religion durch Verschiedenheit der Lehre kein wesentlicher Abtrag geschehe. Aenderung der Meinungen nach verbesserten Einsichten bringt we-

der dem Verstande, noch dem Herzen Unehre, und Gottergebenheit ist damit nicht unverträglich. Es ist mit der Religionslehre, wie mit allen Wissenschaften: jede ist allmähliger Steigerung fähig; jede, wenn sie zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen ist, muß als ein Werk von Jahrhunderten oder Jahrtausenden betrachtet werden. Die Enkel benutzen dankbar die langen Vorarbeiten der Altvordern, und sind froh darüber, daß sie die Zeit, welche diese anwenden mußten, um es so weit zu bringen, nun dazu anwenden können, noch weiter zu kommen. . Wie es dermalen ist, wär's in Beziehung auf Religionslehre nicht immer, und wird auch künftig nicht immer so seyn. Es liegt im Plane der Vorsehung, daß sich die menschlichen Einsichten läutern, und daß die bessern die geringern berichtigen und leiten. Das Maaß dieser Berichtigung ist die jedesmalige Geistesbildung einer Nation, die progressirt ist.— Wir sehen in vielen Stücken heller, als die, welche in den Zeiten des finstern Mittelalters lebten. Manche Lehre, auf welche man einst großes Gewicht legte, ist in Vergessenheit gekommen, und manches wird dagegen geglaubt, wovon die graue Vorzeit nichts wußte. Wer wollte darum denen, welche anders, als wir dachten, Religion absprechen?—Es ist Thatsache, welche durch die Geschichte aller Jahrhunderte bewährt wird, daß sich Gottseligkeit bei allem Fluten der Meinungen behauptet habe, daß sie folglich von Einheit der Lehre unabhängig sey!

Bei aller Einheit offenbart sich die Religion doch in unendlichen Abstufungen, und greift mehr oder weniger ins Leben ein, je höher oder tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, und je traulicher dieser sein Herz ihr öffnet. Bei Menschen, die noch ganz in die Thierheit versunken sind, ist Religion ein Unding. Bei Halbbarbaren gilt in weltlichen Dingen die Klugheit alles, die Religion nichts, oder höchstens nur für das Leben nach dem Tode. Bei Völkern auf höhern Bildungsstufen streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hilfe genommen; doch dienet sie der Klugheit nur noch als Magd bei Eiden, Verträgen ꝛc. Ist des Menschen Bildung so weit gediehen, daß er der Religion die Klugheit als Magd unterordnet, dann erscheint die Religion auf ihrer höchsten Stufe, und in ihrem höchsten Glanze. Nicht zu läugnen ist, daß durch menschliche Zuthat dieser Glanz oft ver-

dunkelt wurde, und daß man ihr darum nicht selten die gebührende Achtung entzog; aber hört dann ein ungeläutertes Gold auf, Gold zu seyn?—Sollte es mit der Religion anders seyn?—kann ihr der Zusatz von Schlacken allen Werth rauben?—

Bei keinem Volke, das nur einigermaßen zur Humanität erwachte, ist aller Sinn für Moral und Religion erstorben; mehr oder weniger entstellt, und in Menschenwerk verhüllt tritt sie bei jedem kennbar hervor, und trägt das Gepräge der tiefern oder höhren Nationalbildung zur Schau. Die asiatischen Ceremonien sind thöricht, der Glaube abgeschmackt, aber die Sittenvorschriften vortrefflich. Der Derwisch, der Fakir, der Bonze und der Talapoin sagen klar und unzweideutig: seyd gerecht und wohlthätig!—Man wirft dem Pöbel in Schina viel Untreue im Handel vor; was ihn vielleicht in diesem Laster bestärkt, ist der Umstand, daß er von seinen Bonzen für die kleinste Münze Versöhnung kaufen kann, die er nöthig zu haben glaubt. Die Moral, die man ihn lehrt, ist gut, aber verderblich der Ablaß, der ihm von denen feil geboten wird, die ihm als Lehrer der Religion ehrwürdig sind. Es ist durchaus kein Volk, das zu einiger Geistesbildung sich erhob, bei dem alle Spuren der Religion verwischt wären; jedes ahndet wenigstens Höheres über sich, sucht es, und betet zu ihm. Und ob es bete im Wald, oder auf einem Hügel, oder im Schatten eines alten Baumes; ob es dem Unsichtbaren Weihrauch anzünde, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringe im Herzen; ob es das unsichtbare Höchste, zu dem es sich hingezogen fühlt, finde im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgestirn, in der Kraft des vernunftlosen Thieres, oder in der Heiligkeit des selbstgemachten Bildes: es ist unverkennbare Aeußerung des Einen, was in jedem Menschen sich regt, des innern Gefühls der Abhängigkeit von einem höhern Wesen; der Sehnsucht es kennen zu lernen, seines Schutzes, seiner Gnade würdig zu werden; und des Vertrauens auf diesen Schutz, das im allseitigen Andrange der Leiden den Menschen aufrecht hält, und ihn ermuthiget, in Hoffnung der bessern Zukunft das Schwerste gelassen zu ertragen. Religion, an sich bei allen Völkern dasselbe, ist fortschreitend, wie der menschliche Geist. Wer wollte in Beziehung auf sie den beschränkten, verlassenen, von der Rauhigkeit seines Climas zu Boden gedrückten Pesheräh mit dem

Europäer auf gleiche Linie ſtellen, und an beide die gleichen Forderungen machen?—

So weit die Geſchichtskunde reicht, iſt immer Religion das Leitband geweſen, an dem die Völker erzogen wurden; bei allen Nationen ohne Ausnahme ging ihre älteſte Sittencultur vorzüglich von dieſem Standpuncte aus. Durch religiöſe Meinungen und Anſtalten war es faſt allein möglich, rohe Völker zu bändigen, und halbwilde Menſchen allmählich zur Humanität zu bilden. Daher kam's, daß von jeher jede gute Regierung für Pflicht es achtete, dafür zu ſorgen, daß Religion im Staat kräftig aufblühe. Bei den Römern war die Religion mit allen Staats- und Kriegshandlungen verbunden. Die edeln Geſchlechter kämpften für den Beſitz der Religionswürden, als für ihr heiligſtes Vorrecht gegen das Volk. Die Religion der Väter war ihnen dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzugs vor andern Völkern, und das geweihete Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staates. Gleichen Sinnes waren alle ältern und neuern Völker, denen die Geſchichte Bildung zuſpricht: allen galt und gilt die Religion als Lebenskraft des Staats, und als die unzerbrechlichſte Stärke der Regierung. Was wäre auch in der That ein Volk ohne Religion, und was müßte aus ihm werden?—Die franzöſiſche Revolution wäre nie ſo zerſtörend geworden, hätte man nicht damit angefangen, vorerſt beim Volke die Kraft der Religion zu lähmen. Möge ſie künftig den Steuermännern der Völker als Leuchtthurm dienen, ſie in ihrer Fahrt zu erhellen und zu leiten!!

Leider wurde die Religion aber aus dem Grunde ſehr oft zur Staatsdienerin erniedrigt, und von falſchen Politikern blos als Feder im Triebwerk der Staatsmaſchine angebracht. Da ihr Inneres ſelbſt von ihr nicht angeſprochen war, und ſie ihnen nur als Mittel zu ihren oft niedrigen Zwecken galt; da ſie nicht ſelten im eigenen Betragen die empörendſte Irreligiöſität zur Schau trugen; da zuweilen, die Religion in Aufnahme zu bringen, von ihnen ſehr verkehrte Mittel gebraucht wurden; da ſie nicht immer frei von dem Wahn waren, daß die Religion in eben dem Verhältniſſe gewinne, in welchem der Aberglaube des Pöbels fanatiſcher wird; da ſie ſich meiſtens damit begnügten, wenn das Volk blind glaubte, was in ſeinem Catechismus ſteht, und fleißig zur Kirche ging, ohne ſich um

die innere Gesinnung zu bekümmern, welche allein mit der wahren Sittlichkeit in Wechselwirkung steht; da es ihnen überhaupt gleichgültig schien, ob Irokesen oder Christen, in dem Staatshause wohnen, dem sie vorstehen, wenn nur das Volk sich lenksam bewies, und willig aus seinem Schranke die letzten Heller hervorlangte, um sie der Ueppigkeit der Großen zu opfern: so darf man sich wohl nicht wundern, wenn die Religion das nicht immer leistete, was man unter günstigern Umständen von ihr zu erwarten berechtiget ist. Es ist ein großer Fehler, der zu vielen andern Veranlassung wird, daß man die von einander sehr verschiedenen Begriffe: Religion, Glaubenslehre, Kirchenverfassung und Cult, noch immer miteinander verwechselt, und durch einander wirft, und daß man den letztern ohne Unterschied beilegt, was allein von der Religion gesagt werden kann. Religion und Glaubenslehre, und Kirche sind so wenig dasselbe, als Sache und Form, Kleid und Zuschnitt. Wohl ist durch die ganze Welt eine einzige Religion möglich; aber nicht leicht eine vollkommen gleiche Glaubenslehre, eine einzige Kirche, eine einförmige Gottesverehrung. Die Religion darf nicht nach ihrer Form, aber die Form muß nach dem Geiste gewürdiget werden, der aus ihr spricht. Darum sollte der Unterschied kirchlicher Gebräuche und Meinungen nie die Menschen trennen, am aller wenigsten in Haß und Verfolgung sich auflösen, weil ohne Liebe Religion ein Unding ist. Die Religion borgt ihren Werth nicht von der Dogmenzahl, die von jeher sich ungleich blieb, was jeder weiß, der in der Dogmengeschichte nicht ganz Fremdling ist. Der Werth der Religion ist von ihrem Wesen unzertrennlich, und wird durch die meisten Tugenden bewährt. Es sind nicht die üppigen Blätter und Blüthen, sondern die vielen und schmackhaften Früchte, die von der Güte eines Baumes zeugen.

Zwar ist Religion beim Einzelnen, wie bei ganzen Nationen nie ohne Form erkennbar; indessen kann doch das Ewige, das Heilige und Göttliche, das Unendliche, die Religion, nicht in endlicher und doch vollendeter Form dargestellt werden: da alle Formen ihrer Natur nach, als Ausflüsse der Religion an sich, nur einzelne besondere Berechnungen des Einen ewigen Lichtes sind und seyn können. Das hindert gleichwohl nicht, im Ursprung jeder Form Göttliches höhern Sinn anzuerkennen. Alle sind aus dem menschlichen

Geiſte hervorgegangen nach nothwendigen Geſetzen dieſes Geiſtes. Darum iſt es eines Jeden Pflicht, das Heilige, in der beſondern Form, wozu er ſich bekennt, aufzuſuchen, und ſich anzueignen, die eigenthümliche Form ſeiner beſondern Kirche mit Achtung und Liebe zu behandeln, und des darin liegenden Göttlichen nach der väterlichen Abſicht deſſen ſich zu bedienen, auf den alle Religion zurück führt. Hätte man mehr darauf geachtet, hätte man an Sache und Form weniger den gleichen Maaßſtab angelegt: der Eifer für Religion wäre nie aus den Schranken getreten, wäre nie verfolgungsſüchtig geworden, und der Grundſatz einer allein ſeligmachenden Kirche wäre in ewiger Vergeſſenheit geblieben.

Ein guter Vater zürnet nicht, wenn ſeine Kinder, die verſchiedenen Geſchlechtes, verſchiedenen Alters und verſchiedener Anlagen ſind, ihm ihre Zuneigung, ihren Gehorſam, ihre Ehrfurcht nicht alle auf einerlei Art bezeugen; aber er zürnet, wenn ſie ihm Zuneigung, Ehrfurcht und Gehorſam verweigern. Sollte es mit dem Vater im Himmel anders ſeyn?—Nicht die Art, ſondern die Aufrichtigkeit giebt der Gottesverehrung Werth. Der goldene Reif kann höchſtens die Schönheit des Edelſteins erheben, aber ſein innerer Werth iſt von der Einfaſſung unabhängig. Form in der Religion, ſo wie in allen andern Dingen, iſt nur Außenwerk. Von jeher prägte ſich die Religion in verſchiedenen Formen aus, und es wird ſo bleiben, ſo lange Menſchen Menſchen ſind, und die Völker in verſchiedenen Abſtufungen der Bildung über und unter einander ſtehen. Die beſte Form iſt, die dem Geiſte am kräftigſten zur Belebung dient; die ſchlechteſte, die ihn erdrückt. Das Gute iſt nicht in Eine Form gebannt; wenn über Formen der Religion, wie ſie in der Zeit erſcheinen, die Rede iſt, ſo dürfen wir nie vergeſſen, daß ſie als Geburten der Zeit, entſtehen, ihre Blühte erreichen und ſterben. Zu viele Formen und Förmlichkeiten gleichen den langen Kleidern, welche den, der ins Waſſer fällt, eine Zeit lang oben halten, aber nachher mit eigener wachſenden Schwere tiefer ziehen.—Darum ſollte man um der Form willen ſich nicht miteinander zerwerfen. Dem Verdienſte überall ſeine Krone! dem Schlechten Haß! dem Schwachen Schonung! dem Irrthum Zurechtweiſung, und dem Guten Liebe!—Man träume ſich keine Ideale, die in der wirklichen Welt unerreichbar ſind!—

Alles, auch im Gebiete der Religion, eilt ſeiner Natur nach einer Vervollkommnung entgegen. Das gilt, wie von der Form, ſo nicht minder von der Religionslehre. Es iſt durchaus keine Art von Erkenntniſſen gedenkbar, die nicht einer Berichtigung fähig wäre. In keiner Wiſſenſchaft, am allerwenigſten in der des Heils, darf der Menſch auf demſelben Puncte ſtehen bleiben. Je weiter der Verſtand zum richtigen Denken vorrückt; je deutlicher und anſchaulicher alles um ihn her wird, und je mehr das Vorurtheil abnimmt: deſto heller muß am Himmel der Religion die Sonne der Wahrheit aufgehen. Wozu diente der Vernunft das Recht der Prüfung, wenn ſie durch Autorität des Glaubens gefeſſelt, nichts annehmen, oder beſſern, oder ſichten und verwerfen könnte, und wenn die Religionsmeinungen überhaupt als unveränderliche Sätze von Jedermann und zu allen Zeiten geglaubt werden müßten?—Wozu dienten dem Religionslehrer die wichtigen Hilfswiſſenſchaften: Philologie, Hermeneutik, Kritik, Exegeſe ꝛc., die ſich in unſerem Zeitalter ſo vortheilhaft ausgebildet haben, wenn ſein Geiſt auf die Anſichten des trüben Mittelalters beſchränkt und neben ſo herrlichen Quellen durch ein Verbot gehemmt wäre, daraus zu ſchöpfen, um die Religionslehre zu ihrer urſprünglichen Lauterkeit zurückzuführen?—Das Recht unbefangener Prüfung widerſpricht dem unbedingt gebotenen Glauben.

Darum ſollte man's einem Religionslehrer nicht gleich verargen, wenn ihn ſein Forſchen zuweilen über die Grenzen des beſtehenden Lehrbegriffes führt; ſo lange er die Hauptforderungen aller Religion: thue Gutes! meide Böſes! es iſt ein Gott, der dieſes will und beides vergilt ꝛc., unangefochten läßt, und dem Volke nicht unbeſcheiden Lehren aufdringt, wofür es noch nicht empfänglich iſt.—Auch bei aller Freiheit im Forſchen, und bei allem Drange, ſich mitzutheilen, wird er ſich noch oft genug gehemmt fühlen; er wird noch Gelegenheit genug haben, wie einſt Jeſus zu ſagen: ich vermöchte euch noch vieles zu lehren, aber noch könnt ihr's nicht ertragen. Er wird ſich genöthiget ſehen, noch viele Vorurtheile und Irrthümer ſtehen zu laſſen, zu deren Wegräumung höhere Nationalbildung erforderlich iſt. Ueberzeugt, daß die hartnäckigſten Glaubensfehden vorzüglich die Geſchichte der Religion betroffen haben, wird er ſich bei ſeinen Forſchungen ſtets treu an die Regel halten,

nie die Religion selbst mit ihrer Geschichte zu amalgamiren; sondern sich dieser blos dazu bedienen, um zu zeigen, wie die Menschen allmählich an der Hand der Vorsehung von unvollkommenen Lehren zu immer reinern geführt worden sind. Er wird stets sorgfältig den historischen Glauben unter die Leitung des moralischen stellen, ohne welchen jener werthlos wäre.

Nur wo die Begriffe: Religion und Kirche, nicht ineinander fließen, und wo die zarte Grenze zwischen beiden nicht übersprungen wird, wenn von einer oder der andern die Rede ist: ist nachtheiligen Verirrungen sicher vorgebogen. So verwandt Religion und Kirche einander seyn mögen, so groß bleibt doch bei aller Verwandtschaft ihre Verschiedenheit. Religion ist die Seele, die Kirche der Leib. Die Religion bezeichnet das Verhältniß des menschlichen Geistes zu Gott: die Kirche ist die sichtbare Aeußerung der Religion durch Gottesverehrung und Gebet, durch Lehre und Auslegung, durch fromme Uebung und Andacht. Die Religion ist selbstständig, und unterliegt keinem Wechsel; die Kirche ist mit ihren Begriffen und Gebräuchen wandelbar. Keine Kirchenparthie ist seit ihrem Entstehen ohne Abänderung und Zusatz geblieben. Die Religion, obgleich ohne Form nicht erkennbar, kann doch an sich ohne alle Kirche bestehen, wie die unsterbliche Seele ohne den irdischen Leib; aber die Kirche ohne Religion ist ein todter Leichnam, ein Schattenwerk, das in sich selber vergehen muß. Religion bleibt ewig, was sie ist, und ihrer Natur nach seyn muß; mit der Kirche ist's anders: sie hat sich von jeher nach den Zeiten und Ländern, nach den Einsichten und Sitten der Völker gestaltet.

Erhaben über das Gewühl menschlicher Leidenschaften, und unabhängig von dem beständigen Wechsel der Meinungen, Gebräuchen und Ereignissen, verfolgt Religion unaufhaltsam ihren Zweck, unsere Heiligung. Irdische Interessen sind ihr fremd; sie kann also auch mit keinen in Anstoß kommen, die ihr himmlisches Ansehen gefährden oder verdüstern könnten. Von ihr beseelt leistet die Kirche der Landesregierung für die Treue und Anhänglichkeit der Bürger die zuverlässigste Bürgschaft, die auf Erden, wo sonst alles wandelbar ist, gedacht werden kann; stets ihrem von Gott selbst bestimmten Verhältniß zum Staat getreu, wird sie nie etwas anderes lehren und empfehlen, und einschärfen, als Unterwürfigkeit und

Ehrfurcht gegen die Landeshoheit und ihrer Stellvertreter, gegen Verfassung und Gesetze; sie wird sich nach der Absicht dessen, von dem sie ihre Stiftung ableitet, dem Staat immer als eine Verkünderin des Friedens und Segens darstellen; dankbar wird sie den Schutz empfangen, den der Staat ihr verleiht, und gewissenhaft ihren Dank durch den kraftvollen Einfluß ihrer Lehren und Anstalten auf moralische Bildung und Ordnungsliebe bethätigen, welche der gesunde Lebensgeist jedes geselligen Vereines sind; aus ihrer Verfassung und Lehre wird liebende Verträglichkeit sprechen, die auch bei abweichenden Meinungen und Gebräuchen sich nie verläugnet, und es anerkennt, daß alle Kinder eines Vaters im Himmel sind, und der großen Gottesfamilie angehören.

Abgötterei.

Abgötterei, Götzendienst und Heidenthum sind gleichlautende Ausdrücke, welche die gesammten Volksreligionen bezeichnen, die außer dem Gebiete des Judenthums, des Christenthums und des Islamismus liegen. Je näher der Mensch an Thierheit grenzt, und je weniger seine Vernunft ausgebildet ist, desto weniger vermag er, zur reinen Idee von Gott sich aufzuschwingen. Höchstens ahnet er höhere Wesen über sich, und hält es für Pflicht, durch Verehrung ihre Gewogenheit zu gewinnen. Jedes glückliche und unglückliche Ereigniß, das sich der Kurzsichtige nicht erklären kann ꝛc. ꝛc., wird von ihm unmittelbar auf Rechnung solcher höhern Wesen geschrieben. Zum Nachdenken und Untersuchung zu träge, überläßt er es also der vorwaltenden Einbildungskraft, sich nach Verschiedenheit der Welt- und Naturbegebenheiten auch verschiedene Gottheiten zu schaffen, und ihnen die Obsorge und Leitung derselben zu übertragen. Daß auf diesem Wege die Abgötterei in die Welt gekommen sey, und verschieden sich gestaltet habe, lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker.

Der Mensch muß schon eine hohe Stufe der Geistesbildung erreicht haben, wenn er aufhören soll, sich seinen Gott durch ein Bild

sichtbar zu machen. Den ganz sinnlichen Menschen spricht nichts an, was nicht in die Sinne fällt; das Geistige und Unsichtbare ist für ihn, wie nicht vorhanden. Daher die Statuen und Bilder, in Tempeln aufgestellt, um dem rohen Volke seine Gottheiten zu versinnlichen, und anschaulich zu machen. Am liebsten dachte es sich diese Gottheiten in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Eigenschaften, oder auch in symbolischen Formen, die am besten geeignet waren, die mancherlei Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt auszudrücken. Bereits jedes Volk hatte seine besondern Schutzgötter, an die es in der Noth mit Geschenken und Bitten sich wandte. Sogar einzelne Stämme und Familien hielten sich eine oder mehrere Hausgötter oder Penaten, bei denen sie in häuslichen Angelegenheiten Hilfe suchten. Bereits jedem Zweige des menschlichen Treibens nnd Gewerbens stand ein Gott vor, der ausschließlich und unumschränkt in seinem Gebiete waltete. Die Jagd wie der Krieg, die Viehzucht wie der Feldbau ꝛc. standen unter der Leitung eines eigenen Gottes, den man nicht übergehen durfte, wenn man eines oder das andere mit gesegnetem Erfolge treiben wollte. Für jeden war ein eigener Cult angeordnet, und jeder hatte seine besondern Priester, die den Opferdienst verrichteten, und in seinem Namen Bescheid gaben. Die Geistesbeschränktheit war bei den Menschen damaliger Zeit zu groß, um sich zum Gedanken zu erheben, daß ein einziger Gott genüge, mit seiner Vorsehung das Ganze zu umfassen, und allen Menschen in jeder vorkommenden Noth Helfer und Beschützer zu seyn. Die Bildsäulen der Götter vermehrten sich beinahe ins Unendliche, und erhoben sich vom wenig behauenen Stein bis zum vollendeten Kunstgebilde in unzählbaren Abstufungen über einander. Die abscheulichsten Mißgestalten und Carricaturen von Menschen und Thieren behaupteten ihre Plätze in Tempeln und auf Altären eben so gut, als der Jupiter Olympius und die Minerva des Phidias. Der Verstand steht still bei solchen Miß- und Schreckgestalten, wenn man sich dieselben als Gegenstände der öffentlichen Verehrung denkt, und im Geiste ganze Völker vor ihnen anbetend liegen sieht; und nur der Indianer mag das Geheimniß besitzen, ihnen symbolische Deutung zu geben.

Es ist schwer zu glauben, daß der Ausdruck: Götzendienst im eigentlichen Sinne anwendbar sey, und daß man die Götzenbil-

der ohne höhere Beziehung angebetet habe. Höchstens möchte man das von den Dümmsten im Volke behaupten. Zur Ehre der Menschheit will ich viel lieber annehmen, das Volk habe im Allgemeinen seine Götzenbilder behandelt, wie noch dermalen das katholische Volk seine Heiligen-Bilder, die ihm zur Erinnerung jener Tugenden dienen, womit ausgezeichnete Gottesfreunde der Welt vorglänzten.— Es läßt sich gar nicht denken, daß Menschen je so ihre Vernunft verläugnet haben, eine Statue aus Holz, Stein oder Metall zu verehren, und zu glauben, sie sey ein Gott, und könne an ihre Anbeter Gnade spenden. Als dem Kaiser August die Ehre der Vergötterung zuerkannt war; verrichtete man in seinem Tempel die üblichen Ceremonien nicht der Statue, sondern den Manen des Kaisers zur Ehre. Wenn Jupiter in seinem Tempel verehrt wurde; so erwies man nicht der Statue, sondern dem Gott seine Huldigung. So war's in Griechenland, in Aegypten, und in jedem andern Lande, wo Abgötterei einheimisch war.

Anbetung der Götzenbilder, als solcher, wird eben so wenig bei den Heiden neuerer Zeit gefunden, so Abentheuerliches man auch sonst von ihnen erzählen mag, und so unermeßlich die Kluft ist, die in Beziehung auf Geistesbildung zwischen uns und ihnen liegt. Bernier, ein Reisender, der Beurtheilungskraft besaß, erzählt: ein Pundit zu Benares, mit dem er sich einst vertraulich über die Verehrung der Götzenbilder unter den Hindus, den Ureinwohnern Ostindiens, unterhielt, habe ihn treuherzig versichert, sie hätten zwar in ihren Tempeln viele Statuen von höhern und niedrigen Gottheiten, vor denen sie ihr Gebet verrichteten, und denen sie unter vielen Ceremonien, Reis, Oel, Blumen ꝛc. opferten; allein sie seyen weit davon entfernt, die Statuen für die Gottheiten selbst zu halten, und dem leblosen Stein oder Metall übernatürliche Kräfte beizumessen; sie verehrten in diesen Bildern nur die Wesen, die sie vorstellten; nur damit das Volk Gegenstände habe, auf die es seine Aufmerksamkeit heften, und an denen es sich zur unsichtbaren Gottheit erheben könne, seyen in ihren Tempeln Statuen unter mancherlei sinnbildlichen Formen aufgestellt, die sich freilich ein Fremdling nicht deuten könne; nicht an diese Statuen, sondern an die höhern Wesen, die sie vorstellen, seyen ihre Gebete gerichtet; so tief steht das Volk doch nicht, um sich zum Glauben zu erniedrigen,

daß durch einige Zauberformeln aus einem Stück Holz, oder aus einem Steine ein Gott werden könne ꝛc.

Wer findet die Anwendung auf die Heiden der grauen Vorzeit unnatürlich? — Der Götzendienst floß überall aus der gleichen Quelle; sollte er nicht auch überall die gleiche Richtung genommen haben? — Sollte er, der Hauptsache nach, nicht überall auf die gleiche Weise behandelt worden seyn? — Sollten Griechen und Römer, deren höhere Bildung durch allerlei Denkmäler, die bis auf uns gekommen sind, beurkundet wird, den Völkern am Ganges nachstehen, und Götzenbilder für wirkliche Gottheiten gehalten haben? — Warum doch ihnen ohne Grund absprechen, wofür die Natur der Sache das Wort nimmt, und womit noch dermalen der Katholik seine Bilderverehrung rechtfertiget? —

Es fehlten den heidnischen Völkern nie an Männern, die der herrschenden Vielgötterei auf den Ungrund gesehen haben. Es erhoben sich von Zeit zu Zeit besonders griechische und römische Weisen, die gegen die Herrschaft des Irrthums ankämpften, und sich durch Entdeckung neuer Wahrheiten um das menschliche Geschlecht verdient machten. Sie erkannten Einen regierenden Gott, der vollkommen in seinem Wesen, unbeschränkt in seinem Willen, allein die Schicksale der Welt und der Menschen bestimme; allein die Sorge für eigene Sicherheit hinderte sie meistens, einen Schritt weiter zu thun. Die ältesten Gesetzgeber, die sich's vornahmen, rohe, unstät herumziehende Völkerhorden in eine große Gesellschaft zu vereinigen, und an bürgerliche Ordnung zu gewöhnen; glaubten am sichersten ihren Zweck zu erreichen, indem sie die vorgefundene Anhänglichkeit an die Götter der Gegend benützten, dadurch ihren neuen Staatsverfassungen Gewähr und Haltung zu geben. Auf diesem Wege wurde nun die Vielgötterei constitutionell, und faßte durch Verjährung immer tiefere Wurzeln, daß es nicht leicht Jemand wagen durfte, gegen sie seine Stimme zu erheben, wenn er nicht der Gefahr sich blosstellen wollte, als erklärter Feind des Vaterlandes ergriffen und bestraft zu werden. Nur durch allmähliche Volksbildung konnte es möglich werden, die Vielgötterei in ihrem innern Wesen zu verwunden. Das Volk mußte vorerst geistesmündig werden, um Höheres zu erfassen; es mußte im Stande seyn, mit einiger Nachhilfe selbst die Fesseln des Vorurtheils ent-

zweizubrechen, und dem hellern Lichte entgegen zu kommen. Was nutzt das hellste Licht, wenn das Aug zu blöde ist, rein dessen Strahlen in sich aufzunehmen? So wenig dem Bauer eine gelehrte Vorlesung über Metaphysik zusagt; so wenig kann eine erhabene Religionslehre einem Volke zusagen, dem es an den nöthigen Schwingen fehlt, um sich damit in das Gebiet des Geistes zu erheben. Wo noch der Geist, mit dem Fleische verwachsen, unwiderstehlich zur Erde niedergezogen wird, da ist schlechterdings kein gedeihliches Aufstreben möglich. Vom Tiefsten zum Höchsten ist kein Sprung gedenkbar. Die Frucht des Geistes kann nicht im fremdartigen Boden, in niedriger Sumpferde, im Schlamme der Sinnlichkeit aufgehen.

Dadurch wird erklärbar, warum die Vorsehung zur Einführung des Evangeliums keinen frühern Zeitpunkt wählte. Es mußte, um demselben willige Aufnahm zu bereiten, und zu einem so hohen Zweck die Bahn zu brechen, entsprechende Geistesbildung vorangehen; das Volk mußte zur Fähigkeit gelangt seyn, die erhabene Lehre, nicht mit dem Gedächtniß nur aufzufassen, sondern mit der Vernunft gehörig zum geistigen Eigenthum zu verarbeiten, und dadurch für Tugend sich zu beseelen, die allein ein Volk adelt. Nie waren bisher zu Erreichung eines so wohlthätigen Zweckes die Umstände so günstig, als zur Zeit, in welche die Einführung des Christenthums fiel. Fast alle Völker von einiger Bildung waren unter dem Herrscherstab der Römer vereinigt, bei denen freier Ideenwechsel gesetzlich war; den Forderungen der Verständigern im Volke genügte die bisherige Landesreligion nicht mehr; allgemein war das Streben nach Besserem rege; je kräftiger die Vernunft unter allen Ständen vordrang, desto gewaltiger wankten die Stützen, auf welchen die Abgötterei ruhte; mit jedem Tage wurde das Bedürfniß einer vernünftigern Verehrung der Gottheit fühlbarer, die man sich bisher auf eine so unwürdige Weise zersplittert dachte.

Auch mag wohl im Mangel der Empfänglichkeit der Grund liegen, warum in neuern Zeiten die zu den entfernten heidnischen Nationen gesandte Verkünder des Evangeliums so wenig ihr Glück machten. Diese meistens halbwilde Völker hatten noch zu wenig Vorkenntnisse, um in den Geist der Lehre Jesu einzudringen; ihre Vernunft war noch zu beschränkt, um an Dingen Geschmack zu

finden, die außer der Sinnenwelt liegen. Ein Erbübel des menschlichen Geschlechts ist der Hang, in seiner Gewohnheit zu verbleiben: das bewährt sich besonders an rohen Völkern, wenn man sie über die Grenzen des Herkommens führen will. Was über das Gewöhnliche sich erhebt, wird von ihnen nicht nur verabscheut, und bitter angefeindet, sondern es hat auch mit tausend Hindernissen zu kämpfen. Meinung und Gebrauch erlangen eine gewisse Ehrwürdigkeit durchs Alter, daß man es ohne große Gefahr kaum wagen darf, bei einem Volke den ruhigen Besitz derselben zu unterbrechen. Es freut sich der Enkel des heiligen Vermächtnisses seiner Vorfahren, und verehrt Gott am liebsten nach derjenigen Weise, welche er durch das Alterthum erprobt, und als dem höchsten Wesen wohlgefällig schon lange geübt glaubt. Es ist mit rohen, halbwilden Völkern, wie mit Kindern. Vernünftige Lehren geben, ehe ein Kind darnach fragt, ist gerade so viel als es essen lassen, ehe es hungert. Der Kopf bleibt unthätig, weil er ohne Bedürfniß empfängt, und nicht Platz hat, die Begriffe zu ordnen. Mit allgemeinen, abgezogenen Begriffen kömmt man gegen Menschen und Völker nicht auf, wenn sie noch auf gar zu tiefer Bildungsstufe stehen; sie sind mehr fähig zu empfinden, als abstract zu denken. Um ihnen die Wahrheit liebenswürdig zu machen, sollte man sie ihnen mahlen können.

Menschliche Vernunftfähigkeit muß vorerst zur Vernunft gebildet werden, wenn das Vernünftige Eingang finden soll. Wo noch bei ganzen Völkern die Vernunft unter der Thierheit gefangen liegt, wo sogar bei den Besten noch niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier hinab ziehen; da ist zur Zeit noch der bessern Lehre ein unbeweglicher Riegel vorgeschoben. Zuerst muß die gefangene Vernunft erlöst werden, wenn sie sich frei im weiten Gebiete des Christenthums bewegen soll; der Thiermensch muß ein Vernunftmensch werden, wenn man ihn mit Erfolge zum Christen potenziren will. Ein noch ganz rohes Volk durch die sanften Lehren des Evangeliums in Anspruch nehmen wollen, heißt nach Pope mit einem Scheermesser Marmor zerschneiden wollen. Zwei Extreme können unmöglich in unmittelbare Berührung gebracht werden.

Die Fortschritte der menschlichen Vernunft sind viel langsamer, als so Manche glauben, die sich dem Bekehrungsgeschäfte in fernen

Weltgegenden unterziehen. Die wahre Urſache davon iſt, daß ſo Manche mit ſchwankenden Begriffen ſich begnügen, und nur Wenige Zeit haben, ihren innern Gehalt zu erforſchen, und bis auf den Grund der Dinge zu gehen. Einige ſind von Kindheit an in die Feſſeln des Aberglaubens eingezwängt, die ſie nicht zerbrechen wollen oder können. Andere beſchäftigen ſich mit nichtswürdigen Kleinigkeiten, oder leben gedankenlos in den Tag hinein, unvermögend weiter zu ſehen, als die Sinne reichen. Mag das Ungewöhnliche auch zuweilen die Neugierde anſprechen oder Aufnahme finden: die neue Lehre bleibt auf der Oberfläche des Geiſtes liegen, und gleitet am menſchlichen Herzen ab, wie das Taufwaſſer an der Haut des ſcheinbar Bekehrten. Das Geiſtige muß mit dem Geiſte aufgefaßt werden, was nur bei Menſchen möglich iſt, die ſchon zu einiger Bildung vorgedrungen ſind. Es gehört zu der Lehrweisheit des Apoſtels, daß er genau die Empfänglichkeit der Völker für ſeine Lehre beachte, und es nie überſehe, an den Nationalcharacter dieſer Völker, und an ihre herrſchenden Vorſtellungsarten und Gebräuche gelegentlich ſich anzuſchließen. Sein Vorbild iſt Jeſus, der ſich's zur Regel gemacht hatte, ſich den Vorbegriffen und der Faſſungskraft des Volkes anzuſchmiegen, und der gewiß zum Tibetaner, zum Schineſe, zum Tartar ꝛc. anders geſprochen haben würde, als er zu dem Jud ſprach. Dies verſäumten die meiſten der neuen Glaubensprediger: anſtatt den Völkern, die ſie für das Chriſtenthum gewinnen wollten, die Lehren Jeſu in ihrer urſprünglichen Reinheit, wie er ſelbſt, vorzutragen, welche jedes vernünftige Weſen anſprechen, und jedem unverdorbenen Herzen zuſagen; anſtatt auf das ſich zu beſchränken, was geeignet iſt, die in allen Gemüthern ſchlummernden dunkeln Ahnungen zur Klarheit aufzuwecken, und dem zweifelnden Geiſte alle Räthſel des Lebens lieblich aufzulöſen; anſtatt bei den einfachen Grundwahrheiten des Chriſtenthums ſtehen zu bleiben; ſuchte jeder nur die Lehre ſeiner Kirche einzuführen, und neben ſich jeden zu verdächtigen, der nicht wie er, lehrte. Der Katholik wollte ein katholiſches, der Proteſtant ein proteſtantiſches Kirchthum begründen; jeder eiferte für die Meinungen und Gebräuche ſeiner Kirche, ſo wenig ſie auch für die dortigen Völker, welche mit uns an Denk- und Lebensweiſe ſo wenig ähnliches haben, paſſen mochten. Daß mit dem Polemiſiren mehr Böſes, als

Gutes, gestiftet wurde, und daß eine Religionslehre wenig Eingang finden mußte, der man Unduldsamkeit zum Geleite gab, ist leicht zu begreifen. Man wollte diesen Völkern mehr geben, als sie fähig waren, in ihr Wesen aufzunehmen; man hielt sie mit Unterscheidungslehren hin, die ihrer Natur nach mehr abstoßend, als anziehend sind; man predigte viel anders, als Christus und seine Apostel gepredigt hatten; darf man sich verwundern, wenn der Erfolg verschieden war?—

Mosaismus.

Mosaismus, wie er ursprünglich war, ist schon lange eine todte Religion, und diejenigen, welche dermalen noch zu ihm sich bekennen, und seine Farbe tragen, sitzen eigentlich klagend bei der unverweslichen Mumie, und weinen über sein Hinscheiden, und seine traurige Verlassenschaft. Um ihn also gehörig zu würdigen, richtig sein Wesen aufzufassen, und genau seinen Gehalt zu ermessen, reichen, als Maaßstab, die Lehren, Satzungen und Gebräuche nicht hin, an welche sich zu unsern Zeiten das zerstreute Judenvolk hält. Was einst Moses gab, hat sich in dem, was nachher hinzugekommen ist, so ganz verloren, daß man mit Mühe kaum einige wenige Spuren der ursprünglichen Religionsverfassung in der ungeheuren Masse der Zuthaten finden kann. Wollte man den Stifter einzig nach dem beurtheilen, was noch unter seinem Namen da ist, und von zersplitterten Resten seiner Nation oft mit abergläubiger Aengstlichkeit heilig gehalten wird: er würde sich unsern Blicken in winziger Gestalt darstellen, und er wäre bei weitem der große Mann nicht, wie ihn die Geschichte der Nachwelt anrühmt.

Anders erscheint er uns, wenn wir seinen Geist erfassen, wie er sich im Pentateuch ausspricht. Da wird Moses als Mann gezeichnet, der alles in sich vereinigte, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß. Vertraut mit allen Künsten und Wissenschaften, die der ägyptische Priesterstand, dem er einst als Lehrling angehörte, in streng verhüllten Mysterien bewahrte, drang er noch

tiefer, als seine Lehrer, und gewann der Religion und Gesetzgebung Ansichten ab, die vor ihm noch kein Weiser errungen hatte. Das einsame Hirtenleben, das er auf den Gebirgen und in den Wüsten Midians führte, wohin Nachstellung und Verfolgung ihn verschlagen hatten, weil er mit Muth und Kraft seines mißhandelten Volkes gegen dessen Dränger sich annahm, und die stille Zurückgezogenheit aus dem Gewühle der großen Welt, waren ihm willkommne Gelegenheit, mehr seinen Geist zu sammeln, reiner den Gott seiner Väter zu erkennen, und die bereits gewonnenen höheren Ansichten über Religion und Gesetzgebung zu berichtigen, zu erweitern, und zu ordnen.

Je mehr seine Religionsbegriffe durch anhaltendes Forschen sich läuterten; desto unwiderstehlicher wurde sein Drang, durch Umsetzung derselben sein verwildertes und tief gesunkenes Volk wieder empor zu heben, und aus einem Sclavenvolke ein Volk Gottes zu machen. Tief durchgedacht war sein Plan, das drückende Joch zu zerbrechen, unter welchem so lange dieses arme verlassene Volk schon schmachtete, und ihm unter Gottes allmächtigem Schutz eine selbstständige Verfassung zu geben. Je mehr dieser Plan in seiner Seele reifte, desto stärker fühlte er sich zu Ausführung desselben hingezogen, was ihm unverkennbares Merkmal eines höhern Berufes war. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse entschloß er sich, diesem Rufe zu folgen; Pharao, dachte er, ist hart, und er wird schwer dahin zu bringen seyn, ein so zahlreiches Volk zu entlassen; ich selbst bin ein Geächteter, und als solcher arm an Mitteln, zu Befreiung desselben mit Erfolge wirksam zu seyn; das Volk selbst ist ungemein roh, und unfähig, die Idee Gottes zu fassen, wodurch ich es begeistern möchte; mir zur Grundlegung der Freiheit kräftig die Hand zu bieten; mißlingt das Unternehmen, wozu ich den Plan entwarf, dann wird der Volksdruck noch stärker werden, und Fluch wird mein Lohn seyn. Doch Vertrauen auf höhern Schutz besiegte alle diese Bedenklichkeiten. Im festen Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde sein Volk frei zu machen, sammelte er es, stellte sich muthig an dessen Spitze, und hatte den Trost, es mit aller Habe aus Aegypten über die Grenze zu führen, so sehr es auch Pharaos nachsetzendes Heer zu verhindern suchte.

Indessen war das nur noch der Anfang seines Unternehmens.

Kaum dem Feinde entkommen, wogte um ihn gährend die rohe Masse des Volkes, das der Uebergang vom Stock des Treibers zur Freiheit übermüthig und trotzig gemacht hatte, wenn ihm gegen seine Neigung etwas befohlen wurde. Der Mangel in der arabischen Wüste erregte lautes Murren, das Zusammentreffen mit feindlichen Beduinen-Völkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Familienhäupter innere Empörungen wider den Führer. Oft kam sein Leben in Gefahr, und nur durch gewaltsamen Zwang und schreckliche Strafgerichte konnte er seine Macht behaupten. Aber sein überlegener Geist ließ sich durch Widersetzlichkeit und Trotz in fester Verfolgung seines Planes nicht hemmen, die störrische Menge endlich zur Besonnenheit zu bringen, und zum gesitteten und selbstständigen Volke zu machen. Durch weise und liebvolle Fürsorge, wenn Hunger oder Durst das Volk drängte, und es keine Rettung mehr vor sich sah, erwarb er sich bald den Ruf eines besondern Lieblings des Himmels, dem als Diener und Werkzeug des Herrn die Natur selbst mit allen ihren Kräften zu Gebote stehe. Für mehr wollte auch Moses nicht angesehen seyn, und bei allen Anordnungen berief er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Güte und Ernst, durch Wohlthat und Schrekken väterlich an sich ziehen und bilden wollte.

Einmal so weit gekommen, glaubte er nicht ferner zögern zu müssen, zur neuen Staatsverfassung für sein Volk einen festen Grund zu legen; um ihr Haltung zu geben, schien ihm Religion die sicherste Unterlage. Damit in einer so wichtigen, viel umfassenden Angelegenheit, wovon die Wohlfahrt eines ganzen Volkes abhangen sollte, nichts übersehen werde, läßt er das Volk am Fuße des Berges Sinai sich lagern, er selbst aber besteigt dessen Gipfel, um da ganz allein dem Nachdenken über die neue Gesetzgebung sich hinzugeben. Da nun, begeistert vom Gedanken der nahen Gottheit, entwarf und ordnete er die Gesetze, nach welchen Israel künftig leben sollte, und brachte sie, auf zwei steinernen Tafeln eingegraben, unter Blitzen und heftigen Donnerschlägen von da ins Lager zurück, wo man seiner Wiederkehr mit Sehnsucht harrte. Gewaltig von der Naturbegebenheit erschüttert horchte das Volk, welches im Donner die Stimme Gottes ehrte, in demüthiger Stellung der

Kundmachung des neuen Gesetzes, nnd gelobte hoch und theuer, es heilig zu halten.

Des Gesetzgebers Weisheit spricht aus allen seinen Einrichtungen und Anordnungen: alle waren genau nach dem sinnlichen Charakter der Nation berechnet. Dazu bedurfte er des Ceremonialgesetzes, als eines Mittels, die höhern Wahrheiten festzuhalten; sie waren gleichsam die Schaale, worin die Religionslehren, als der Kern der Verfassung, verborgen lagen. Staat und Kirche wurden dadurch Eins, und die ganze Staatsverfassung bekam einen religiösen Anstrich. Der geschriebenen Gesetze waren wenig, und selbst diese ohne mündliche Erklärung unverständlich. Es war Hauptgrundsatz, daß über die Gesetze nichts Schriftliches durfte verfaßt werden. So bekam der jedesmalige Volkslehrer freie Hände, sie nach Maaßgabe der Zeitbedürfnisse und Umstände zu modificiren.

Auf den Glauben der Erzväter gebaut, mußte die Verfassung dem Volke ehrwürdig werden. Da dieser Glaube in den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens fast ganz untergegangen war, der sich im langen Verkehr mit abgöttischen Völkern auf Israel vererbte, welches in Aegypten aus einer Familie zum großen Volke angewachsen war: so richtete Moses seine erste Sorge darauf, aus dem unnatürlichen Gewirre von Lehren und Gebräuchen, wozu das Heiligste entartet war, die einfachen Wahrheiten wieder hervorzusuchen, durch welche sich einst die Urwelt zum Höchsten erhoben hatte.

Der Mittelpunkt, um welchen seine ganze Gesetzgebung sich drehte, war die Lehre, daß Jehovah der einzige Gott, der weder einen andern neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volkes seyn, und es durch Priester regieren wolle. Das Staatsregiment ruhete auf Theokratie, und alle Gesetze, wodurch der Cultus, die Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei bestimmt waren, trugen das Gepräge göttlicher Authorität. Was ganz besonders von der Weisheit und Klugheit des Gesetzgebers zeugt, ist der Umstand, daß er nichts anordnete, was nicht genau der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen, der Individualität des Volkes, dem Clima und der politischen Lage des Landes zusagte. Der Staat, wozu er den Grund

legte, sollte mit andern Nachbarstaaten nichts gemein haben, und von ihnen ganz und gar unabhängig seyn; er sollte frei und allein als ein scharf abgeschlossener Gottesstaat dastehen, und dadurch die Gewähr seiner Fortdauer in sich tragen. Darum verbot er streng jede Vermischung mit andern Nationen, und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; er bestimmte sogar die geringsten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und des geselligen Verkehrs; nicht einmal die Auswahl und Bereitung der Speisen, und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers blieb vergessen.

Vorzüglich streng war das Ritual geregelt, das die Gottesdienstordnung enthielt. Aus tausenden an sich kleinlichen und stark in die Sinne fallenden Ceremonien zusammengesetzt, sollte er im Ganzen die erhabene Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellen, und behutsam die Pflicht einer nie unterbrochenen Geschäftigkeit im Dienste des himmlischen Königs vorbilden. Die Verwaltung des Gottesdienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze übertrug Moses dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte; aber nicht seinen Söhnen, die er mit weiser Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ, sondern dem Geschlechte seines Bruders Aaron war das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum vorbehalten. Diesem von allem Grundeigenthum ausgeschlossenen Stamme machte er die übrigen Stämme zehentpflichtig, untergab sie eigenen Stammältesten und Richtern, und sicherte die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der prächtig geschmückten, und im Innersten nur dem Hohenpriester zugänglichen Wohnung Jehova's, die als das einzige Heiligthum, durch die Zuflüße der Steuern, nothwendig der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation werden mußte.

Dies sind die Hauptpunkte der mosaischen Gesetzgebung, die, wenn auch einzelne Züge ägyptischer Bildung daran nicht ganz zu verkennen sind, doch das Bestreben, die Hebräer von ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen, und zur politischen und religiösen Selbstständigkeit zu erheben, deutlich beurkundet. Nimmt man auf Zeit und Umstände ihrer Entstehung unbefangene Rück-

flicht, dann dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt scheinen, daß sie an Originalität, an Hoheit der Grundsätze, an Consequenz, an Nachdruck und Dauer, und, was besonders beachtet zu werden verdient, auch an Keimen wahrer Humanität die hochgepriesenen Gesetzgebungen Solons und Lykurgs weit hinter sich lasse.

So entschieden es ist, daß sich Moses kein herrlicheres Denkmal seines hohen Geistes hätte stiften können; so wurde doch seiner vortrefflichen Gesetzgebung von seinem Volke noch lange hartnäckig widersprochen. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, sah er sich durch neue Gährungen genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen. Es mußten vierzig Jahre eines mühseligen Umherziehens in der öden Gegend vergehen; die angedrohten harten Strafen mußten an den Uebertretern des Gesetzes mit eiserner Strenge vollzogen werden; alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem neu herangewachsenen Geschlechte durchdrang. Moses selbst erlag unter den Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art, und sah sich genöthiget, die Vollendung des mühsam begonnenen Werkes seinem Feldherrn Josua zu überlassen. Als Greis von 120 Jahren starb er an der Grenze des Landes, das er für sein Volk als väterliches Erbe in Besitz nehmen wollte, und das er noch kurz vorher von einem Berge herab sehnsüchtig überschaut hatte. Lange blieb die mosaische Gesetzgebung, was sie ursprünglich war. Erst nachdem in spätern Zeiten Tempeldienst und Verfassung vernichtet, und die zerstreuten Stämme der Nation in unerhörtes Unglück versunken waren: faßten die übriggebliebenen Gesetzlehrer den verzweifelten und widergesetzlichen Entschluß, die durch Ueberlieferung aufbewahrten Erklärungen und Modificationen der mosaischen Gesetze der Schrift anzuvertrauen, und ihnen dadurch bleibende Dauer zu geben. Nun wurde, was vorher hohen Sinn hatte, sinnlos, und alles artete in Wortkram und leere Werkheiligkeit aus. Das schöne Gebäude der mosaischen Religion war zerstört, und die dem Einsturze Entkommenen umklammerten die Trümmer, nicht des Tempels, sondern seines Gerüstes: die Ceremonien und Gebräuche, welche nach verlorner Selbstständigkeit Sinn und Bedeutung verloren hatten. Wäre der Geist des Volkes nicht so tief gebeugt gewesen, und wäre nicht im vieljährigen Elende fast jede Seelen-

kraft desselben untergegangen; vermuthlich hätte es in andern Ländern, und unter ganz andern Verhältnissen gelernt, diesen Ceremonienschwall, als etwas wirklich ganz unbrauchbar gewordenes, aufzugeben.

Ganz das Gegentheil erfolgte: die Anhänglichkeit am äußerlichen Gepränge wuchs, je bedeutungsloser es geworden war. Dazu trug die Idee von einem irdischen Messias nicht wenig bei; weil dadurch der einzig richtige Gesichtspunkt vollends verschoben werden mußte. Die Erwartung eines solchen Messias, und der Rückkehr nach dem gelobten Lande mußte dem Opferdienst und dem Ceremonienwesen noch höhern Schwung geben, und dadurch die Trennung von andern Völkern noch mehr begünstigen. Je lästiger die Ceremonien wurden, für desto verdienstlicher wurden sie gehalten, und zu desto größern Ansprüchen auf baldige Erlösung vom Elend glaubte man sich berechtiget. Die Gebetsformeln ertönten von ewig wiederkehrenden Klagen über die große Noth, welche schwer auf die Nation drückte; von Seufzern nach der Rückkehr ins verlorne Land; von Sehnsucht nach Wiederherstellung des Tempeldienstes. In allen Gebeten ohne Ausnahme, sogar in Dankgebeten für genossene Speisen, erschallte das Klaggeschrei von Sklaven, die nach Erlösung schmachten und der Ruf um einen Messias, der die zerstreuten Reste Israels wieder nach Palästina zurückführe. Diese Gebete wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer zahlreicher und schlechter, die Begriffe immer mystischer, und mit Grundsätzen der Cabbala verunreinigt, die dem ächten Geiste des Judenthums geradezu widersprachen. Nach gänzlicher Auflösung des Jüdischen Staats und allseitiger Zerstreuung des Volkes hätte man glauben sollen, nach einer so langen Nacht werde endlich für dasselbe der Tag der bessern Einsicht anbrechen, und die so lange getäuschten Messiashoffnungen werden im Strome so vieler Jahrhunderte untergehen; aber die süßen Messiasträume behaupteten sich durch unermüdete Pflege der Rabbinen, und erhielten bis auf die neuesten Zeiten das Judenthum aufrecht. Die fortdauernde Verzögerung der Messiaserscheinung, welche allein zureichen sollte, dem verblendeten Volke den Staar des Vorurtheils zu stechen, wird von dessen Führern absichtlich auf Rechnung des herrschenden Sitten-

verderbens geschrieben, um die Messiasidee auf ewige Zeiten zu fixiren.

Denkt man sich dazu noch den sinnlichen, mit Ceremonien überladenen Cultus, wobei es gar keines eigenen Nachdenkens bedarf, und wobei das Volk sich am behaglichsten fühlt; den Unsinn der Talmudisten, die alles aufbieten, damit es in den Köpfen nie hell werde; die Verachtung, den Druck, die Armuth, den Mangel an Erwerbsmitteln, wovon Verkrüppelung des Charakters die bittere Frucht ist, und die unbegreifliche Sorglosigkeit mancher Regierungen, die es unter ihrer Würde zu finden scheinen, die Verwahrlosesten genauer zu beachten, und ihnen zur bessern Geistes- und Charakterbildung, zum Uebergang aus dem Kindesalter in das männliche Vernunftalter einen Weg zu öffnen: dann wird man sich wohl nicht ferner darüber verwundern, daß die zerstreuten Juden in religiöser Beziehung noch auf so niedriger Stufe stehen, deren Väter in patriarchalischer Vorzeit durch ihre Begriffe von dem höchsten Wesen so vortheilhaft sich ausgezeichnet hatten. Mögen indessen die Juden noch so eigensinnig an den todten Formen des Mosaismus festhalten; da dieser sich überlebt hat, so wird ihr Bemühen ewig fruchtlos bleiben, in die erstorbenen Formen neues Leben zu bringen.

Christenthum.

Der Irrthum kann nicht ewig seyn. Selbst im Falle, wenn er, nur die Form wechselnd, einem andern Platz macht, läßt sich sein Ende voraussehen. Denn schon die Veränderung entsteht aus dem Nachdenken, aus der Prüfung, und früh oder spät tödtet die Untersuchung den Irrthum. Selbst in der heidnischen Welt fiel der Irrthum nach dem Verhältnisse der steigenden Geistesbildung.— Die Orakel schwiegen nach und nach, je mächtiger allmählig die Vernunft ihre Stimme erhob. Auf dem gleichen Wege läuterten sich in Judenland die Religionsbegriffe, wo man stolz darauf war, von Gott selbst alle seine Einrichtungen erhalten zu haben. Die

Verschiedenheit der Sekten beweiset, daß eine verschiedene Auslegung der Gesetze versucht wurde, aus welcher nothwendig verschiedene Vorschriften für das Leben hervorgehen mußten. Je mehr die verschiedenen Parteien der Essenier, Pharisäer, Saduzäer ꝛc. an einander sich rieben, desto heller und vielseitiger wurden die Ansichten über Manches, was von der ursprünglichen Religionsverfassung noch übrig, aber durch hinzugekommene Menschensatzungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Man stritt über den Messias, welcher durch die Propheten verheißen war, und an der Glaubwürdigkeit der Propheten zweifelte Niemand; aber, wann und wie wird der Messias kommen?—Wer wird er seyn?—Was wird er leisten?—Werden wir an ihm einen mächtigen Eroberer haben, der unsere alten Beleidigungen rächt,—der aus unsern Herrn unsere Sklaven macht, und im Triumphe über die Erde geht?—Wird er, ein neuer Moses, strahlend vom Horeb oder Sinai herabkommen? Wird wohl gar Gott selbst sich uns zeigen, wie er einst sich unsern Vätern zeigte? ꝛc. Darüber war Manches zu erörtern, und der stets rege Forschungsgeist mußte mancher schönen Idee auf die Spur kommen, die später umgesetzt nicht fruchtlos bleiben konnte.

Mitten in diesem Parteikampf, und als die Hoffnung des jüdischen Volkes auf einen Befreier mit seinem Elende wuchs, erschien Jesus, dessen eigentlicher Zweck war, die Geisterwelt vom Thierischen zu entbinden, und im Göttlichen zu verklären, oder die Menschen zu belehren, in Allem Gott zu suchen, und zu lieben, und unter ihnen einen allgemeinen und ewig bleibenden Tugendverein zu stiften, wodurch die Menschen zu Kindern Gottes, und die Erde zum Himmel umgeschaffen werden sollten. Reinheit der Gesinnung, Güte des Herzens, tadelloser Wandel, gemeinnütziges Wirken, freudiges Rechtthun, unwandelbare Berufstreue, auf Ehrfurcht und Liebe zur väterlichen Gottheit gestützt, darauf waren alle Religionslehren berechnet, welche Jesus auf höhern Ruf umzusetzen sich vorgenommen hatte. Ein würdigeres, und einem Sohne Gottes angemesseneres Unternehmen kann wohl nicht gedacht werden, als das Unternehmen Jesu war, durch Tugendeifer und Frömmigkeit die Menschen in nähere Verbindung mit Gott zu bringen, und sie auf dem Wege moralischer Vervollkommnung der höchsten Glückseligkeit entgegen zu führen.

Jesus, der hohe Stifter des Christenthums, an dem Alles bewies, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, fühlte sich vom göttlichen Geiste mächtig ergriffen und angetrieben, denselben Geist auch auf Andere zu ergießen. Mit Wehmuth und Bedauren sah er, wie fast die ganze Welt von einem bösen Geiste verwüstet und entgöttert, wie das Heilige und Ewige nackt und kümmerlich in Wortkram und Geklingel verhüllt, wie die Religion, dem Menschen das Größte, in Formeln und leerem Gepränge verschlossen war: länger konnte und wollte er es nicht mehr anstehen lassen, eine heilsame Reform vorzunehmen; und durch eine allgemeingültige Religion der Vernunft und des reinen Herzens den Gräuel der Verwüstung zu zernichten, der durch Unwissenheit und Aberglauben über die Welt gekommen war. Er trat auf und lehrte, wie ein Weiser, mit Gotteskraft angethan; bei jeder Gelegenheit berief er sich auf höhern Auftrag; und er versäumte kein Mittel, seinen Lehrvorträgen gute Aufnahme zu bereiten. Er war Hebräer und Morgenländer, und lehrte unter seinem Volke, und nach der Sitte seines Landes; was war natürlicher, als das Neue an die alte Begriffe zu knüpfen, um verständlicher zu werden?—Er lehrte vor einem rohen und sinnlichen Volke; was war zweckmäßiger, als durch Wohlthun es vorerst ins Interesse zu ziehen, und dessen Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? Sein Wahrheits- und Tugendbund sollte sich einst auf alle Menschen und Völker erweitern; wo konnte er das heilige Werk mit mehr Erfolg beginnen, als unter einem Volke, das bereits mit ihm über die wichtigste Wahrheit, über die Lehre von Gottes Einheit, einverstanden war?

Jesus konnte zur Ausführung seines Vorhabens keine günstigere Zeit wählen, weil gerade damals ein allgemeines Streben nach Verbesserung in Palästina sichtbar war, und man seither noch nie so tief das Bedürfniß einer bessern und trostvollen Religion fühlte. Ehe noch die Menschen die Natur des Wahren und Guten selbst kennen lernten, mochten sie mit Auctorität sich beruhigen lassen. Daher erhielten Religionsstifter in der alten Welt so leicht bürgerliches Ansehen und politische Macht, und trugen ihr religiöses Ansehen auf ihre Staatseinrichtungen über. Auf einer niedrigern Culturstufe, wo noch die Menschen nicht im Stande waren, sich zu geläuterten Begriffen von Gott, und ihrer wahren Bestimmung

zu erheben, mochten sie wähnen, daß es genüge, sich ohne innere Rechtschaffenheit durch Ehrfurchtsbezeugungen und herzloses Beten, durch Tempelverzierungen und Ceremoniengepränge, durch Opfer und Gaben, und mitunter auch durch strenges Fasten und widernatürliche Selbstpeinigung mit Gott abzufinden, und sein Wohlgefallen zu verdienen. Als aber endlich allgemein überhandnehmendes Sittenverderben, und damit nothwendig verbundener Verfall des Gemeinwesens, durch herbe Erfahrungen die Menschen zur Ueberzeugung leiteten, daß Religionsanstalten nichts taugen, die den Menschen nicht bessern, nicht in ihm reines Pflichtgefühl aufregen, und kräftig ihn antreiben, durch Wohlverhalten an das Gemeinwesen, dem er angehört, seine Gebühr abzutragen; als sich diese Ueberzeugung besonders in Judenland jedem lebendig aufdrang, der sein Vaterland liebte, das durch innere Gährung bereits auf der Neige stand: da konnte es nicht wohl fehlen, für eine bessere Religionslehre Anhänger zu gewinnen, so Jemand den Versuch machen wollte, eine solche mit gebührender Lehrweisheit umzusetzen.

Diesen Umstand benutzte Jesus, der in sich den hohen Ruf fühlte, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften, das sich nach und nach auf alle Weltgegenden und Nationen erweitern und alle Menschen zu einer großen Gottesfamilie verbinden sollte. Vom erhabenen Gedanken begeistert an Gründung eines solchen Gottesstaates, wozu er den Plan in sich selbst trug, und vom eigenen liebevollen Herzen unwiderstehlich getrieben, durch eine reinere Religionslehre Heil über die Menschen, seine Brüder zu bringen, wollte er eine Zeit nicht unbenutzt vorüberlassen, die der Ausführung seines großen Planes so günstig war. Unermüdet thätig, trug er überall seine himmlische Religionslehre vor, wo er Menschen fand, die er für seinen höhern Unterricht empfänglich glaubte, und weder Undank noch Spott waren im Stande, den Eifer zu schwächen, wovon sein Herz bei einem so heiligen Unternehmen erglühte.

Die Religion, welche Jesus der Welt brachte, sollte mehr als gereinigter Mosaismus, und reine Vernunftreligion seyn. Zwar sagte er ausdrücklich, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz und die Propheten zu vernichten; man sieht überall, daß er den eingeführten Cultus und die alten Dogmen in Ehren hielt; dem mosa-

ischen Gesetze gemäß ließ er sich beschneiden; er besuchte den Tempel und feierte den Sabbath und das Osterfest; die mosaischen Urkunden und die Schriften der Propheten blieben ihm allzeit heilig, und er that eigentlich nichts, als daß er ihren Sinn erklärte, und daraus Grundsätze der Sittenlehre ableitete, welche fast ganz in Vergessenheit gekommen war. Verehret den Gott euerer Väter, liebet einander, gebet dem Staat, was ihr ihm schuldig seyd, strebet nach Sittenreinheit: das war der Hauptinhalt seiner Lehrvorträge: dies nannte er das Gesetz erfüllen. Wenn er zuweilen den Priestern und Gesetzlehrern seiner Nation fluchte, und über ihr Benehmen seinen Unwillen aussprach, so that er es nicht aus Abneigung gegen das Gesetz, dessen Erklärung ihnen oblag, sondern weil sie unwissende Eiferer, und dem Buchstaben, welcher tödtet, ergebener waren, als dem Geiste, welcher belebt. Aber wem wollte das genügen, das Christenthum als bloße Fortsetzung und Veredlung des Mosaismus zu betrachten?—Der Zweck Jesu lag höher, und sein Plan war umfassender, als es bei Moses der Fall war, der seine Religions- und Staatsverfassung ausschließlich auf die Bedürfnisse und den Charakter seines Volkes berechnet hatte, und ihm vorzüglich durch gänzliche Isolirung Selbstständigkeit und Haltuug geben wollte.

Daß der göttliche Stifter des Christenthums da und dort an jüdischen Religionsbegriffen fortspann, und seine Lehren mit Stellen aus den jüdischen Religionsurkunden belegte, ist noch kein zureichender Grund, das Christenthum für nichts weiter, als für Veredlung des Judenthums zu halten. Mit eben dem Rechte könnte man die muhamedanische Religionsverfassung als Fortsetzung der christlichen oder auch der jüdischen erklären, weil nicht geläugnet werden kann, daß Muhamed manches aus dem Christen- und Judenthum sich aneignete, und in sein Religionssystem übertrug. Ein Haus, aus Steinen von einer alten Ritterburg aufgeführt, ist darum nicht wieder eine Ritterburg nach besserem Geschmack; und ein christlicher Tempel, bei dessen Bau man die Ruinen eines Götzentempels benutzte, ist darum eben so wenig mit dem Götzentempel einerlei. Schon unter den Heiden waren manche Lehren im Umlauf, die nachher auch von Jesus umgesetzt wurden; wer wollte darum das Christenthum vom Heidenthum ableiten?—

Es ist wahr, die christliche Religion, wenn man ihren Ursprung geschichtlich erforscht, ist auf die jüdische gleichsam gepropft; aber ist denn das Pfropfreis Fortsetzung des wilden Stammes, auf welchem es steht?—Der Gärtner sucht zwar einen Stamm, der mit dem Reis gleichartig (homogen) ist, und pfropft nicht etwa ein Apfelreis auf einen wilden Birnstamm: demungeachtet können die feinern Apfelarten, denen etwa ein Holzapfelstamm zum ersten Zuleiter der Nahrungssäfte aus der Erde diente, nicht Früchte desselben heißen; dieser ist nur dazu bestimmt, die Säfte, welche die Erde unter einem rauhern Clima für den zarten Apfelstrauch eines mildern Climas nicht fein genug liefern kann, erst zu läutern, und zu verfeinern, damit sie seiner Natur zuträglich werden.

So wählte die Vorsehung, um dem Christenthum vorzuarbeiten, auch eine mit der neuen etwas homogene Religionsanstalt, um sie gleichsam zum Grundstamm zu machen. Sie nahm nicht die erste, die ihr gleichsam in den Wurf kam; sie sah nicht auf das Volk, das zu ihr sich bekannte, ob es zum ersten, oder zweiten, oder dritten Range der gebildeten Nationen gehörte, weil sonst die Wahl auf die Griechen oder Römer hätte fallen müßen. Vor allen andern Religionsanstalten erhielt, als Grundstamm, der Mosaismus den Vorzug, weil er die Lehre von Gottes Einheit zur Grundlage hatte, auf welcher auch das Christenthum ruhen sollte. Kein anderer Grundstamm wäre so geeignet gewesen, ein solches Pfropfreis aufzunehmen; bei jedem andern wäre Mangel an nothwendigem Nahrungssaft eingetreten, ohne welchen das zarte Reis in kurzer Zeit hätte verdorren müssen. Anstatt also die christliche Religion als Fortsetzung des Mosaismus anzusehen, hat sie vielmehr das Unterscheidende und Eigenthümliche von diesem aufgehoben, und ist aus dessen Trümmern empor gestiegen. Daß Gott sich die Juden zum Lieblingsvolk gewählt, daß er Jakobs Nachkommen nur liebe und zu segnen bereit sey, daß er andere Nationen hasse, daß Opfer und Geschenke den Zorn der Gottheit wenden ꝛc.: diese und ähnliche Lehren waren die Hauptpfeiler der altjüdischen Religion, und die Scheidewand, welche Israel von andern Nationen trennte, und jede Annäherung beinahe bis zur Unmöglichkeit erschwerte. Wie so ganz verschieden waren die Lehren, welche Jesus vortrug?—Ihm war Gott, den er predigte, nicht bloß Schutz-

gott des Volkes, von dem er abstammte, sondern allgemeiner Menschenvater, der alle Völker mit gleicher Liebe umfasse, und bei allen frommen Kindersinn und Tugend zur Bedingung der Seligkeit mache. Mochte er immerhin seinen Unterricht zunächst auf seine Landsleute beschränken: es lagen darin unverkennbare Winke für seine Jünger, die bessere Religion unter günstigern Umständen zur Religion der Welt zu machen. Sein Plan umfaßte das ganze Menschengeschlecht. Alle Menschen ohne Nationalunterschied waren nach seiner Lehre Kinder eines und ebendesselben Vaters im Himmel, den man einzig im Geiste und in der Wahrheit, durch reine Gesinnung und freudiges Rechtthun würdig verehren könne. Ceremonien und Opferdienst, wobei das Herz trocken, der Wandel ungebessert blieb, erklärte er, wo er dazu Anlaß hatte, als werthlos vor Gott, mit angefügter unzweideutiger Bemerkung, daß geistige Veredlung allein Gott gefällig mache, und Anspruch auf verheißenen Himmelslohn begründe. Eine solche Religionslehre, die so ganz darauf abzielt, den Menschen aus den engen Schranken des Mosaismus herauszuheben, und deren Grundsätze so weit von denen des Judenthums abgehen, verräth Höheres, als bloße Fortsetzung und Veredlung dessen, was Moses und die Propheten gelehrt haben. Mosaismus mag wohl Voranstalt des Christenthums, nie aber Christenthum Reform des Mosaismus heißen.

Der größte Vorzug, dessen sich das Christenthum rühmen kann, ist unstreitig die Uebereinstimmung seiner Lehren mit den Lehren der Vernunft. Jesus lehrte durchaus nichts, was nicht streng den Forderungen und Bedürfnissen der vernünftigen Menschennatur zusagte. Da indessen die Religionsanstalt, welche von ihm den Namen hat, nicht einzig auf reine Vernunftbegriffe, sondern auch auf die Geschichte der Offenbarung gebaut ist, und alle Lehren, die er vortrug, von der Art sind, daß die Menschen ohne ihn weder so frühe, noch so allgemein darauf gekommen wären: so muß uns doch das Christenthum schon darum mehr als nur reine Vernunftreligion seyn. Für Menschen und Christen, wie sie nach dem Ideale der Vollkommenheit seyn sollten, dürften freilich manche Einkleidungen entbehrlich seyn; für Menschen und Christen, wie sie sind, und bis ans Ende der Zeiten seyn werden, bleiben sie ein wahres Bedürfniß. Nur eine Religion, wie die christliche, welche

ihre praktischen Vorschriften aus der Natur Gottes und der Menschheit schöpft; welche Moralität, Vorsehung und Unsterblichkeit auf ewig unerschütterliche Grundpfeiler baut; welche zum Beweis, daß reiner Pflichteifer kein leeres Ideal sey, in Jesu die menschliche Tugend auf höchster Stufe zeigt, und sie in ihrer Vollendung aufstellt; welche durch merkwürdige Thatsachen und analogisch-bildliche Vorträge auch der Fassungskraft des sinnlichen und minder gebildeten Menschen zu Hülfe kommt; nur so eine Religion trägt das Gepräge ihrer Göttlichkeit in sich selbst, und wird, so lange Menschen sich auf diesem Erdenrunde herum treiben, ihre weiseste Erzieherin für die Ewigkeit bleiben.

Die Stiftung des Christenthums geschah unter göttlicher Beglaubigung. Kein gewöhnlicher Mensch, nur ein Gottessohn, konnte eine so einfache, und doch so göttlich erhabene Religionslehre aus sich schöpfen und ausbreiten, der seit achtzehnhundert Jahren kein wahrhaft Gebildeter seinen Beifall entzog; nur einem Gottessohn war es möglich, eine so göttlich reine und erhabene Religionslehre im eigenen Leben darzustellen; nur in einem Gottessohne konnte eine solche Kraftfülle wohnen, wie die Welt sie an Jesu wahrnahm, der so oft Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Kranken die Gesundheit, Todten das Leben wieder gab, um vor allem Volke seine höhere Sendung zu offenbaren; Zeugnisse, wie Jesus sie für seine göttliche Vollmacht aufwies, kann der Ewige nur seinem Sohne ausstellen.

Da Religion überhaupt Gottergebenheit, innere Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, und feste Entschlossenheit ist, mit diesen Forderungen sein ganzes Thun in Einklang zu bringen: so kann Christenthum wohl nichts anderes seyn, als Gottergebenheit im Geiste und Sinne Jesu; als Richtung des Gemüths auf die Forderungen Gottes an den Menschen, nach dem Unterricht und Beispiel Jesu; als unwandelbare Entschlossenheit, diese Forderungen Gottes, wie sie durch Jesus geoffenbaret wurden, zur bleibenden Lebensregel zu machen; als frommes Bestreben, seine Seligkeit auf dem Wege zu suchen, den Jesus durch seine Lehre so genau bezeichnete, und auf dem er den Seinigen so muthig und heiter voranging. Der göttliche Lehrer entwickelte diese Forderungen an den Menschen so klar und deutlich, daß ihn der

gemeinste Mann in Palästina verstanden hat; er bestimmte das Verhältniß der Menschen zur Gottheit und Ewigkeit so genau und faßlich, daß kein Mißverstehen möglich war; er sprach den hohen Beruf des Menschen zur Gottähnlichkeit auf eine Weise aus, daß jeder, der unbefangen ihm zuhörte, im Hochgefühl seiner Verwandtschaft mit Gott, sich's vornahm, nichts der Würde eines so göttlich erhabenen Berufes zu vergeben, und Blut und Leben, wenn es die Noth erheischen sollte, für das Heiligste einzusetzen. Um sicher verstanden zu werden, und seine Vorträge anziehender zu machen, fügte er sich dem Sprachgebrauche derjenigen, zu denen er sprach; er bediente sich solcher Ausdrücke und Redensarten, die seinem Volke geläufig waren; er knüpfte an die vorgefundenen Begriffe neue an, wie sie seinem Plane zusagten, um unmerklich jene zu berichtigen; ohne die Worte zu ändern, die nun einmal üblich waren, nahm er sie nur in höherer Bedeutung, um nach und nach den groben, irdischen und beschränkten Sinn daraus so sanft, als möglich, zu verdrängen; er warf gar oft seinen Lehren das gefällige Gewand morgenländischer Bilder und Gleichnisse um, weil das Volk Vorträge der Art liebte, und ihn die Ueberzeugung leitete, daß er so am leichtesten gewisse höhere Begriffe nicht nur für den ungeübten Verstand seiner Zuhörer anschaulicher, sondern auch ihrem Gedächtnisse bleibender machen könne. Damals dachte wohl Niemand daran, die bildlichen Ausdrücke Jesu im verkehrten Sinne zu nehmen, weil die Juden an derlei Redensarten gewöhnt waren, und die höhere Bedeutung derselben gar wohl verstanden haben. Erst von Neubekehrten aus dem Heidenthume, welche den mosaischen Opferdienst und die jüdischen Sitten, Gebräuche und Redensarten nicht kannten, aus welchen Jesus so oft die Bilder geschöpft hatte, in die er seine Lehren einzukleiden für gut fand, wurden seine Ausdrücke wörtlich und im buchstäblichen Sinne genommen. Anstatt den Gedanken festzuhalten, der im bildlichen Ausdrucke Jesu lag, machten sie das Bild zur Sache. Dadurch mußte nothwendig der sonst so einfache christliche Lehrbegriff entstellt werden, und zu einem Gewebe von unverständlichen Sätzen ausarten, wobei Kopf und Herz gleich leer blieben. Dadurch ward der Weg zu Widersprüchen, Verketzerungen, Trennungen und Verfolgungen angebahnt, die nachher Jahrhunderte lang das von Jesus gestiftete Reich Gottes

verwüstet haben. Man verlor sich im Gewirre von Unbegreiflichkeiten, welche Unkunde und Rechthaberei aus dunkeln Bibelstellen hervor grübelten; man glaubte der einfachen Lehre Jesu dadurch mehr Würde zu geben, indem man in ihr das Lichtvolle verdunkelte, und sie allseitig in Geheimnisse einwickelte, an welchen vergeblich der Gelehrteste seinen Forschungsgeist übte, und so erhob sich allmählich auf dem Fundamente, das Jesus legte, ein Lehrgebäude, an dem sich höchstens einzelne zerstreute Spuren von dem fanden, wozu er selbst den Plan entworfen, und zur Ausführung seinen Jüngern übergeben hatte.

Das Alles hindert indessen den redlichen Wahrheitsforscher nicht, aus diesem Gewirre von Dunkelheiten die einfache Lehre Jesu wieder herauszufinden, und sie von menschlichen Zusätzen zu scheiden. Das Göttliche und Menschliche liegen zu weit aus einander, und die Grenzen zwischen beiden sind zu kennbar, als daß sie in ein unzertrennliches Ganzes zusammfließen könnten. Was Jesus lehrte, und was später hinzukam, verhalten sich zu einander, wie das Göttliche zum Menschlichen, und wie das Ewige zum Zeitlichen. Im Göttlichen ist durchaus kein Widerspruch gedenkbar; wo Widerspruch möglich ist, da ist Menschliches vorhanden. Das Ewige altert nicht; was unter dem Gesetze der Verjährung und Veränderung steht, muß zeitlich seyn. Gottes Wort ist nicht wandelbar; es sagt der Verfassungskraft des Geringsten im Volke zu; kein Verständiger, wenn er unbefangen ist, kann ihm seinen Beifall entziehen; je heller es im Kopfe der Menschen wird, und je weiter ihre Geistesbildung vorrückt: desto williger müßen die Völker werden, es aufzunehmen. Ueber was man sich mit Erbitterung zankt und entzweit; über was ganze Völker in gährende Bewegung kommen, und in Partheien gehen, die sich einander feindlich gegenüber stellen: muß Menschenwerk, und neu gemachter Zusatz seyn, wodurch Unverstand das Christenthum überladen hat. Eine Religionsanstalt, die vom göttlichen Stifter auf die Empfänglichkeit und Bedürfnisse aller Menschen und Völker berechnet ist, verträgt sich mit keinen Dunkelheiten; ihre Lehren, für alle vorhanden, allen als Glaubens- und Lebensregel gegeben, müßen allen gleich verständlich seyn. Man entwürdiget das Christenthum, wenn man es zur gelehrten Wissenschaft, zu einem System unbe-

greiflicher Lehrsätze umschaffe; es muß durch sein Licht, das für alle angezündet ist, auch allen den Weg zur ewigen Seligkeit erhellen. Spitzfindige Dunkelheiten sind höchstens für Gelehrte zur Spielerei ihres Witzes; die Menge fordert Klarheit in Dingen, an welche ihr Heil gebunden ist, und kann nichts billigen, was das Christenthum auch nur in scheinbaren Widerspruch mit der Vernunft setzen könnte; sie kann gar leicht in Versuchung kommen, hinter Dunkelheiten Betrug zu ahnden.

Das Christenthum sollte nach der Absicht des göttlichen Stifters durch seine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker als allgemein einigende himmlische Kraft sich darstellen. Die Juden hatten im Glauben an Einen Gott das eigentliche Princip der Religiösität festgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wissenschaft angebaut, die Römer Grundsätze des Rechts und der Staatsverfassung aufgestellt und durch Erfahrung erprobt. Diese zerstreuten, in ihrer isolirten Wirksamkeit zur wahren Beglückung und sittlichen Vollendung des geselligen und individuellen Lebens der Menschen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Christenthum durch das Gesetz einer reinen Humanität, dessen höchster Zweck, die Menschen gut und selig zu machen, wie es Gott ist, in der von Jesus angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu seiner Ausführung findet. Die christliche Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechische Wissenschaftlichkeit religiösen Gehalt, in die römische Legalität sittliche Würde, in die jüdische Frömmigkeit Freiheit und Licht, und indem sie die Scheidewand des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob sie den engherzigen Nationalgeist zum Weltbürgersinn.

So fanden die Bestrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Christenthume ihren höheren Vereinigungspunkt und zugleich den Antrieb, gemeinnützig zu machen, was Gemeinthuerei und Kastengeist der Menge sonst vorenthalten hatten. Die höchsten Ideen, die wichtigsten Wahrheiten und Rechte, die reinsten Gesetze des sittlichen Lebens führte sie allen Geschlechtern und Ständen zu; die Möglichkeit einer vollkommenen Tugend bewies

sie durch das Beispiel seines Stifters; den Frieden der Welt begründete sie durch das Wort von der Versöhnung der Menschen mit Gott und untereinander; und indem sie ihrer innigsten Neigung auf Jesum, den gekreuzigten, auferstandenen und verherrlichten Mittler zwischen Himmel und Erde die Richtung gab, machte sie ihnen zugleich den wohlthätigen Zusammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen kennbar, und weckte ihren Wetteifer im Guten durch die Hoffnung einer vergeltenden Ewigkeit.

Schon Johannes, des Zacharias Sohn, der gegen das herrschende Sittenverderben an den Ufern des Jordans seine Stimme erhob, und den Reuigen zur Buße durch die Taufe die Weihe gab, kannte ohne Zweifel den festen und großmüthigen Plan Jesu, eine neue Religionsanstalt zu stiften; darum sprach er zu seinen Schülern: das ist der große edle Mann, der die Sünden unserer Nation durch eine bessere Religion hinweg nehmen, und sich für sie aufopfern wird. Jesus war unermüdet in Ausführung dieses Planes; seine Religion sollte mehr seyn, als prunkender Ceremoniendienst, um auf irdische Weise dem Herrn Himmels und der Erde den Hof zu machen; mehr als bloßes Spiel mit Empfindungen, die das Herz weich machen, und den Menschen vom gemeinnützen Wirken abziehen. Es sind nicht blos andächtige Gebräuche und Gefühle; es sind Grundsätze, es sind überdachte Wahrheiten, welche der Bekenner der christlichen Religion vom göttlichen Meister aufnehmen und ins Leben übertragen soll. In dieser Religion sollte nach der Absicht des Stifters das Unendliche sich spiegeln und offenbaren; Glaube, Liebe, Hoffnung sollten die Lebenselemente seyn für Alle, die seinem Wahrheits- und Tugendbunde beitreten würden. Durch die Liebe sollte der Glaube lebendig werden, sollten die Blühten der Hoffnung reifen. Alle Wahrheiten, welche Jesus vortrug, dringen auf reine Sittlichkeit. Tugend sollte des Christen höchster Schatz, sein einziger Adel, Seelenschönheit sein unvergänglicher Schmuck seyn, und seine Tugend sollte ungeheuchelter Bruderliebe die Krone aufsetzen.

Nach der Lehre Jesu ist das die Hoheit des Christen, daß ihm Tugend über alles geht, und daß er jeden liebt, jeden nach seinem Verdienst schätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Gesicht seinem Feinde ins Aug schauen, ohne Furcht vor

dem Throne der Könige und unverzagt vor jedem Richterstuhl stehen. Er kann zu dem Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: ich will nicht! — und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen ist mir mehr werth, als dein Gold; und der Uebermuth des Reichen muß vor seiner Armuth hochachtend verstummen. Sein Wort gilt; sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unredlicher Menschen. Im schlechtesten Gewand geht er mit edelm Stolz an den Schwächlingen vorüber, die in Seide und Gold vor Andern kriechen, aber vornehm und ungnädig auf jene niederschauen, die von der Vorsehung tiefer gestellt sind. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes. Er geizt weder nach Aemtern, noch nach Menschengunst; er fühlt sich größer, als jedes Amt, und Gottes Wohlgefallen gilt ihm mehr, als aller Beifall, von Menschen gezollt, die zu kurzsichtig sind, um das bescheidene Herz zu würdigen, in dessen Tiefe Gott allein sieht.

Die Religion Jesu vereiniget Alles in sich, was den Menschen bilden und veredeln, was ihn zu der höchsten Stufe der Vervollkommnung hinführen kann, wofür er empfänglich ist: aber nicht gewaltsam und unwiderstehlich ist ihre heilige Wirksamkeit; sie spricht mit überzeugender Stärke zum Verstande und Herzen: aber der freie Mensch muß ihre Belehrungen fassen, annehmen und befolgen, wenn an ihm der große Zweck des Christenthums erreicht werden soll. Thut er das nicht; läßt er sich gegen die Forderungen der Religion Jesu von seinen Lüsten beherrschen; bleibt ihm reine Herzensgüte fremd; bemüht er sich nicht, durch edle Wirksamkeit im Geiste Jesu sich auszuzeichnen; eifert er nur für Rechtgläubigkeit, aber ohne Liebe, für Festhaltung des Lehrbegriffes, aber ohne sonderlich auf das christliche Sittengesetz zu achten; ist er nur Namenchrist, dem wenig daran liegt, den Willen Gottes nach Jesu Vorschrift zu thun; gilt ihm zwar Jesus Alles, aber seine Anweisung zur Tugend nichts; weckt wenigstens der Widerspruch zwischen seinem Glauben und Wandel die Vermuthung, daß er so sey: dann ist die Religion Jesu außer Verantwortung; sie ist für einen solchen Menschen so viel, als nicht vorhanden; sie ist auf jeden Fall nicht die seinige. Da die Religion Jesu eine Kraft Gottes

ist, selig zu machen Alle, die daran glauben: so muß sie da fehlen, wo diese beseligende Kraft nicht sichtbar im Wandel hervortritt.— Religion ohne Tugend ist ein Unding, das sich mit dem Namen Jesu allein nicht beschönigen läßt.

Was Jesus über Religion lehrte, ist aus der Natur Gottes und des Menschen entnommen, die unabänderlich dieselbe bleibt: Unveränderlichkeit muß also ein Grundzug der christlichen Religionslehre seyn. Sie kann durch menschliche Zusätze entstellt, durch Versinken der Völker in Barbarei verdunkelt werden, aber nie ganz untergehen. Es wird nie an Männern fehlen mit den nöthigen Geistesgaben, um Urstoff und Zuwachs gehörig zu scheiden, und das ewig Wahre aus dem Gewirre wandelbarer Meinungen herauszufinden. Mit der steigenden Aufklärung der Völker muß und wird von der christlichen Religionslehre wieder abfallen, was nicht wesentlich ihr angehört. Die höhere Ausbildung des menschlichen Geistes war von jeher das Maaß geläuterter Religionsbegriffe. Aufklärung und Wahn stehen in fortdauernder Wechselwirkung; wie jene sich hebt, sinkt dieser und tritt in engere Schranken zurück. Soll die christliche Religionslehre ohne Zusatz Gemeingut Aller werden, und sollen in ihr Alle sich vereinigen; soll der Kampf der Meinungen ganz aufhören, und in einem Glauben an die einfache Lehre Jesu sich verlieren: muß vorerst die höchste Aufklärung allgemein werden. In wie ferne das bei einer solchen Verschiedenheit der Geistesanlagen, der Gemüthsarten, der Bildungsmittel, der Himmelsstriche, der Regierungsformen ꝛc. ꝛc. möglich sey, wer mag darüber absprechen?—So viel ist auf jeden Fall entschieden, daß unser Geschlecht noch überall weit hinter diesem Ziel zurücksteht, und die Zeit in dunkler Ferne liegt, wo nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird.

Um genau zu wissen, worin Jesu Lehre bestehe, und rein ihr Eigenthümliches aufzufassen, muß man damit den Kirchenglauben nicht vermengen. So sehr auch alle Kirchen über die Grundwahrheiten des Christenthums einig seyn mögen, so entschieden ist es doch, daß sie über Manches von einander abweichen. Der gesammte Lehrbegriff ist nicht bei allen der gleiche; so gar bei einer und derselben Kirchenparthei blieb er nicht immer von allem Wechsel frei. Wer mit der Geschichte bekannt ist, wird nicht läugnen, daß man

einst auf manchen Satz Gewicht legte, der nun fast ganz in Vergessenheit gekommen ist, und daß man dagegen in neuerer Zeit andere festhielt, wovon das christliche Alterthum nichts wußte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Concilien zu Concilien, wurde durch Dogmenkram und todte Kirchlichkeit so Manches in die einfache Lehre Jesu hineingetragen, daß es dem Gelehrtesten schwer wird, zu scheiden, was nicht wesentlich zusammengehört. Concilien und Päbste, Bischöfe und Theologen modelten unaufhörlich am christlichen Lehrbegriffe, je nachdem sie es den Bedürfnissen der jedesmaligen Zeiten und Völker angemessen glaubten; auch trugen Mönchthum, Kreuzzüge und Ketzergerichte zu dessen Erweiterung nicht wenig bei. Später trat an die Stelle der Kirchenväter Aristoteles, und mit ihm alle die Schulspitzfindigkeiten, wodurch vollends der letzte Rest des Verständigen aus dem Gebiete der Religionslehre verdrängt wurde. Je tiefer die Wissenschaft sanken, desto verworrener wurde der christliche Lehrbegriff. Der Verstand der Menschen erlag unter dem Joche des Aberglaubens und der Schwärmerei. Alles aus damaliger Zeit trägt das Gepräge eines verschobenen Verstandes; Lehrbücher, öffentliche Reden und Kirchengebete zeugen unwiderleglich von der Erbärmlichkeit, wozu Unverstand das Heiligste erniedrigt hatte. Man kann, die Annalen der Menschheit in der Hand, ohne Bedenken laut sagen, daß in jenen Zeiten das Christenthum nicht viel besser, als das ehemalige Heidenthum, war. Endlich brach freilich, nach einer langen Nacht, langsam, aber mit unwiderstehlicher Kraft, der Tag der bessern Einsicht an, und mit ihm läuterten sich die Religionsbegriffe: aber noch ist die christliche Religionslehre nicht ganz frei von den Fesseln der alten abentheuerlichen Schulweisheit; noch bestehen Lehrmeinungen fort, welche aus dieser trüben Quelle flossen, und Christen von Christen trennen, die sich alle zum gleichen Streben nach Gottähnlichkeit im Sinne Jesu verbrüdert haben; sogar im gleichen Zeitalter sind die Bekenner der gleichen Kirchenparthei nicht überall eines Sinnes. Der Welsche, der Spaniol, der Portugiese halten noch heut zu Tage Manches für unverzeihliche Ketzerei, was dem Katholiken in Deutschland und Frankreich entschiedene Wahrheit ist, und umgekehrt, dieser setzt sich unbedenklich über Manches weg, was jenen noch als unerbrüchlicher Glaubenssatz gilt. Die Lehrmeinungen sind beider-

seits, wie die Nationalcharaktere, verschieden. Wie übel wären die Völker von Jesu berathen, wenn ihr ewiges Heil an Einheit solcher Lehrmeinungen gebunden, und wenn dadurch ihre künftige Seligkeit bedingt wäre! Finden sich in einer Kirchengemeinde vielleicht nicht zwei Individuen, welche mit einander vollkommen die gleichen Glaubensansichten haben, und wechselt sogar der einzelne Mensch seine Ueberzeugungen; denkt er über Manches anders als Jüngling mit reger Phantasie, anders als bedächtlicher Mann, anders als ruhiger Greis; erhellet sich mit der steigenden Geistesbildung die Vorstellung: wie könnte man auf Rechnung des göttlichen Stifters unserer heiligen Religion so viele schwankende Lehrmeinungen schreiben? wie eine geschlossene Summe solcher Lehrmeinungen zur allgemeinen Bedingung des Heils machen? wie von Menschen, die an Geisteskräften einander so ungleich sind, die auf so verschiedenen Bildungsstufen stehen, Einheit der Ueberzeugung fordern über Dinge, die entweder außer dem Kreise der Fassungskraft liegen, oder deren Verwandtschaft mit der Sittlichkeit man höchstens nur errathen muß.

Nein, das Wandelbare kann nicht das Maaß der Lehre seyn, welche Jesus umsetzte. Jesus kündigte sich als Gottessohn an, und gab für seine höhere Sendung Beweise, gegen welche die unbefangene Vernunft nichts einwenden kann: was er also lehrte, muß allen Nationen, aller Weltgegenden und Zeiten angemessen, muß göttlich, muß unveränderlich und ewig, wie Gott seyn; es muß den Verhältnissen der Menschen zu Gott zusagen, die nicht wandelbar sind, sondern sich zu allen Zeiten gleich bleiben; es muß mit dem göttlich Erhabenen das Einfache so natürlich paaren, daß es nach ihm kein Anderer besser zu thun vermag, und daß der Geringste im Volke es nicht nur fassen kann, sondern auch bei unverdorbenem Herzen liebgewinnen muß.

Der Zweck Jesu bestimmt am richtigsten den Standpunkt, von welchem aus rein seine Lehre aufgefaßt werden kann: Jesus, als er als der Stifter einer bessern Religionsanstalt vortrat, hatte nur Erlösung der Menschen von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen. Der wahre und einzige Zweck, der ihm vorschwebte, und auf den er rastlos hinwirkte bis an sein Lebensende, war innigere Verbindung der Menschen mit Gott, dem Heiligen und

Gütigen, durch Reinheit der Gesinnung, durch Güte des Herzens, durch unermüdetes Bestreben nach Gottähnlichkeit, in so fern sie einem mit Vernunft begabten Sinnenwesen erreichbar ist. Was er lehrte, machte er im eigenen Leben anschaulich, um kräftiger den Menschen ins Interesse der Tugend zu ziehen. Jeder sollte in seinem Betragen lesen, daß die hohe Tugend, wozu seine Lehre anwies, kein frommer Traum sey.

Um der menschlichen Tugend Schwung und Haltung zu geben, sollte sie die Frucht richtiger Belehrung über Gott, und eines Gott ergebenen Herzens seyn. Gerechtigkeit, Heiligkeit und Güte, sind die Hauptzüge, welche Jesus aus der Natur der Gottheit aushob, weil sie vorzugsweise das menschliche Gemüth ansprechen. Durch Darstellung dieser göttlichen Eigenschaften begründete er nicht nur alle Pflichten der Menschen, sondern auch die wahre Art der Gottesverehrung. Als der Gerechte wird nach seiner Lehre Gott nur durch Gerechtigkeit, die Niemanden verletzt, als der Gütige nur durch Güte und Liebe, welche alle umfasset, und als der Heilige nur durch innere Rechtschaffenheit würdig verehrt, die sich nie gegen die eigene Einsicht und gegen das Gewissen zu handeln erlaubt. Gerechtigkeit, Güte, Gewissenhaftigkeit sollten die Grundpfeiler seyn, womit der Mensch den Bau seiner Heiligung sicher stütze. Der Bekenner der christlichen Lehre sollte gerecht gegen Jedermann, gütig gegen alle, auch gegen Undankbare und Feindselige, und gehorsam gegen das eigene Gewissen seyn; und damit er sicher diesem folgen könne, nie aufhören, nie ermüden, nach Erweiterung und Berichtigung seiner Einsichten zu streben.

Der Glaube an Gott und an ein ewiges Leben sollten nach der Absicht Jesu unser innerstes Wesen durchdringen, und wie eine wohlthätige Sonne, unsern Geist erhellen und unser Herz erwärmen. Wahrnehmung des Ewigen im Endlichen, und Ahndung einer unsichtbaren Ordnung der Dinge, welche Jesus zur Gewißheit erhob, sollten fromme Gefühle der Ehrfurcht gegen Gott, der Ergebenheit und kindlicher Folgsamkeit in unserer Seele aufregen, und unserer Sehnsucht die Richtung auf eine bessere Welt geben, wo nur der heilige Wille herrscht, wo die höchste Wahrheit, und Schönheit, und die reinste Güte vereint sind. Wir sollten im Glauben an Gott Antrieb und Ermunterung zu allem, was recht

und gut ist, und Begeisterung zur wahren Andacht finden, wodurch sich das Göttliche in Gesinnung und That offenbart. Der Glaube an eine lohnende Ewigkeit sollte unsre Kraft verjüngen, unsern Muth heben, wenn Unmuth und Müdigkeit uns auf dem betretenen Tugendwege beschleichen. Mit Gott verwandt und zu einem höhern Seyn berufen, sollten wir willig und freudig von allem Irdischen uns lossagen, so oft es von höhern Pflichten, uns abziehen will.

Um dem allgemeinen Tugendbunde, den Jesus stiften wollte, eine feste, ewig bleibende Unterlage zu geben, begann er das große Werk damit, es auf den Glauben an Gott zu gründen, von dem allein Kraft und Willen ausgehen, das Göttliche im eigenen Leben auszuprägen, und durch die Tugend, die allein vor Gott Werth hat, sich Würde zu geben. Demnach erklärte er bestimmt und deutlich: die Heiden irren sehr, indem sie mehrere Götter glauben. Das Unendliche und Höchste kann Seinesgleichen nicht haben; der Beweis liegt im Begriffe. Es ist nur ein Schöpfer aller Dinge, nur ein Herr Himmels und der Erde, nur ein Gott. Sein Daseyn ist weder auf Zeit noch Ort eingeschränkt; er ist ewig und allgegenwärtig; überall kann und soll der Mensch ihn verehren und anbeten. Wahre Gottesverehrung ist an keinen besonderen Tempel gebunden; Gottes eigentliches und liebstes Heiligthum ist ein ihm ergebenes Herz, von wo aus allein die Anbetung geht, die seiner würdig ist; er verschmäht Gaben und Opfer, Gepränge und Feierlichkeiten, wenn neben ihnen Gesinnung und Wandel ungebessert bleiben; des Menschen Heiligung ist die einzig wahre Huldigung, an der er Wohlgefallen hat. Der Gott, den ich predige, hat weder eine menschliche, noch eine andere Gestalt, und von ihm kann kein Bild entworfen werden. Er ist seinem Wesen nach unsichtbar, und hat mit der Sinnenwelt nichts gemein; er ist reiner Geist, frei von allen Unvollkommenheiten und Schranken, denen alles Körperliche unterworfen ist. Allgegenwart ist mit Materie nicht vereinbar; was aus Theilen besteht, kann nicht zugleich an mehreren Orten seyn. Daraus ergiebt sich, daß man einzig im Geiste und in der Wahrheit Gott würdig verehren könne, und daß vor ihm jede sichtbare Huldigung werthlos sey, wenn ihr nicht die innere Gesinnung entspricht. Es ist überhaupt keine Vollkommenheit, keine gute und

große Eigenschaft gedenkbar, die Gott nicht ohne Maas besitzt.— Seine Macht ist grenzenlos: schon sein Wille reicht hin, Welten ins Daseyn zu rufen. Die Kräfte und Wirkungsgesetze, nach welchen die Natur seit Jahrtausenden so stät und unwandelbar fortwirkte, zeugen unwidersprechlich von seiner Allmacht. Er bedient sich ihrer nur, um in seinen Schöpfungen Ordnung zu erhalten, und Segen zu verbreiten. Sein Wissen umfaßt mit gleicher Klarheit die Zukunft, wie die Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Herzen und Gedanken der Menschen,—ihr Vorhaben so wohl als ihre Handlungen,—ihren innern und äußern Werth,—all' ihre Schicksale,—ihren verschlossenen Kummer,—ihre geheimste Freude kennet Gott. Von seiner unendlichen Weisheit zeugt die bewundernswürdige Ordnung in der Natur. Alles greift in einander, und ist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Der kleinste Halm, das Baumblatt, der Wurm ist seiner Weisheit Spiegel; aus Allem spricht göttlicher Plan. Das muß das Menschenherz in Verlegenheit beruhigen. Mögen dem Kurzsichtigen Gottes Rathschlüsse unbegreiflich, und unerforschlich seine Wege erscheinen; alle Besorgnisse schlägt der einzige Gedanke nieder: Gott führt Alles herrlich durch, und lenkt Alles zum Besten der Menschenkinder. Wie könnte er auch anders?—Er ist ja allgütig, sogar gegen böse und undankbare Menschen; er läßt seine Sonne aufgehen über Sünder, wie über Tugendfreunde. Er ist die reinste Liebe; er ist aller Menschen Vater, der ohne Unterschied alle beseligen will. Er schrieb allen die gleichen Gesetze ins Herz, und wird alle mit gleicher Gerechtigkeit richten. Er hat, wie so Manche engherzig glauben, kein auserwähltes Lieblingsvolk, keine Schooskinder; er ist der Gott aller Nationen. In jedem Volke, wer frommen Kindersinn zum Vater im Himmel hat, ihn fürchtet und rechtthut, ist ihm wohlgefällig. Wollet ihr würdig ihn ehren: betet zu ihm, wie Kinder zum Vater! nehmet seine Liebe durch kindliche Folgsamkeit in Anspruch! besonders vergesset nie, daß ihr in ihm verbrüdert seyd! vertraget euch mit einander! seyd gegen Keinen hart! Lasset Regungen der Rache in euren Herzen nie aufkommen! Mögen böse Menschen euch lästern und verfolgen: vergeltet ihnen die zugefügte Kränkung mit Liebe! betet für sie, wenn sie euch verwünschen; seyd gefällig, dienstfertig und wohlthätig gegen sie, wenn sie feind-

selig an euch handeln! macht ihnen ihr Unrecht durch Edelsinn fühlbar! beweiset ihnen durch eure unwandelbare Liebe, daß ihr eine schonlichere Behandlung verdienet! Liebe allein ist das unzweideutige Merkmal der göttlichen Kindschaft. Ohne Liebe ist aller Anspruch auf den Himmel dahin, der die Wohnung der ewigen Liebe ist. Ohne Liebe ist keine höhere Seligkeit gedenkbar. Ein Himmel ohne Liebe ist ein Unding; wo Liebe nicht einheimisch ist, da ist die Hölle.

Wie Gottes Vaterliebe Alles umfaßt, so waltet auch seine Vorsehung über Alles. Nirgends geschieht etwas ohne seinen Willen, und im unermeßlichen Reiche der Natur ist kein Ereigniß gedenkbar, das er nicht lenkte, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch die Kräfte, die er in die Natur legte, und die seitdem unaufhörlich und unaufhaltsam fortwirken, so wenig es auch der Mensch begreifen mag, wie das zugehe. Gottes Vorsorge waltet nicht blos über die Welt im Ganzen, sondern über jedes einzelne Wesen, das in ihr besteht. Gott nährt sogar die Vögel und kleidet die Feldblumen; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache, und verdorrt kein Grashalm. Nirgends ist Gottes Vorsehung weniger zu verkennen, als in den menschlichen Schicksalen; sie offenbart und rechtfertiget sich überall, im Leben des Einzelnen, wie im Loos ganzer Völker. Darum darf der Mensch nie kleinmüthig werden, nie seine Hoffnung den Ankergrund verlieren: die Hand, die ihn durch dieses Lebens Dunkel führt, wird ihn dem Elend nicht zum Raube lassen. Gott knüpft oft an die schwächsten Fäden die größten Erfolge; er läßt den Menschen oft tief sinken, aber nicht untergehen, wenn dieser nicht selbst muthwillig die rettende Hand zurückstoßt. Scheinbare Unordnung in der Welt, und so mancherlei Uebel, die oft schwer auf euch drücken, müssen eurem Glauben an die Vorsehung keinen Abtrag thun. Wie oft wird die Angabe und Berechnung des natürlichen Uebels übertrieben? Wie oft hält Unwissenheit für böse, was an sich gut und vortheilhaft ist, und im Ganzen mehr Nutzen als Schaden bringt? Wem ist unbekannt, daß Stürme die Luft reinigen, daß Gewitter die Erde befruchten, daß das Erdbeben, welches einzelne Landstriche verwüstet, Mittel ist, den unterirdischen Kampf der Elemente zu stillen, der mit Verderben die ganze Erde bedroht? Wer weiß nicht, daß Gifte in der

Hand des Arztes Heilmittel werden, und daß Verarmung durch Wetterschaden, durch Brand, durch Krieg und andere Unfälle der Ueppigkeit ein Ziel setze, den Gewerbfleiß aufrege, und den Menschen lehre, mit mehr Demuth dem Herrn zu vertrauen?

Nicht einmal das Böse, das Menschen anrichten, die Sünde, soll euch im Glauben an Gottes Vorsehung irre machen. So frühe auch im Menschen die Neigung zum Bösen sich regt, und so viel Böses durch Menschen wirklich geschieht: so üben doch auch dagegen wieder viele gute Menschen viel Gutes. Auch kömmt ja das verübte Böse allein auf Rechnung der Menschen, weil ihnen Gott in der Vernunft den unbestechlichen Richter, das Gewissen gab, das ihre freie Wahl zwischen Recht und Unrecht leiten sollte. Bei fortbestehender Willensfreiheit, ohne welche keine wahre Tugend möglich ist, kann die Sünde nie ganz verhindert werden. Indessen verhindert doch der himmlische Vater gar viel Böses, theils durch die natürliche Verbindung der Ursachen und Wirkungen mit einander, theils durch die Anordnungen und Strafgesetze der Obrigkeit, deren Macht ein Ausfluß der göttlichen Macht ist. Wie Viele, die auf die Stimme des Gewissens nicht mehr achten, schreckt das Schwerdt der Gerechtigkeit vom Verbrechen ab! Wie viele Laster verhütet der Ernst der Eltern! Wie viele Keime des Bösen unterdrückt das rührende Beispiel der Tugend!—Nicht nur in der Geschichte ganzer Völker, sondern sogar in jedem einzelnen Menschenleben, ist eine höhere Hand unverkennbar. Freilich vermag der kurzsichtige Mensch es nicht, allemal Gottes weise Absichten zu ergründen; Manches, was geschieht, bleibt ihm unerklärbar: aber bedarf es mehr das wogende Menschenherz zu beruhigen, als des einzigen Gedankens: was der Vater im Himmel thut, kann seinen Kindern nicht nachtheilig seyn!

Da Gott die Natur des Menschen so eingerichtet hat, daß er nach Ausübung des Guten froh und mit sich selbst zufrieden ist, und wenn er Böses wollte oder that, Schaam und Furcht empfindet: so muß er selbst nur das wollen, was recht und gut ist; er muß heilig seyn, und sein Wohlgefallen kann nur auf denen ruhen, welche ihre Menschenwürde durch Tugend behaupten. Von Gott kann nichts Böses kommen; wenn daher in den heiligen Religionsurkunden steht, „Gott verhärte, verstocke, oder verblende den Men-

schen," so heißt das nur: er läßt es zu, er verhindert es nicht, daß die Menschen vorsätzlich sich durch die Sünde unglücklich machen, weil er ihre freie Thätigkeit nicht binden, nicht ihrem Willen Zwang anthun will, der unvermeidlich die Tugend an der Wurzel tödtet. Durch die freie Wahl wird erst der Tugend Uebung gut.

Aus den frohen Gefühlen, die nach Gottes Anordnung mit dem vollbrachten Guten verbunden sind, und aus den bittern Empfindungen der Schaam, Furcht, Angst und Reue, die nach verübter schlechten That den Sünder quälen, bei dem das Gewissen noch nicht zum Schweigen gebracht ist, ergiebt sich von selbst der Schluß, daß einst der Tugend und dem Laster nicht das gleiche Loos fallen, und daß Gottes strenge Gerechtigkeit einem Jeden nach seinen Gesinnungen, und Thaten vergelten werde. Unter der Regierung eines gerechten Gottes gebührt der Tugend angemessene Belohnung, der Sünde angemessene Strafe. Keines von beiden kann und wird ausbleiben. Mag auch zuweilen der Fromme bis an sein Lebensende im Elende schmachten, und außer dem Trost eines guten Gewissens keinen andern haben; mag es dem Gottlosen gelingen, das strafbare Gewissen zu betäuben, und nie ihm etwas begegnen, das ihn aus dem Taumel stets wechselnder Vergnügen aufschreckt: was im Erdenleben nicht geschah, muß, wird in der Ewigkeit geschehen. Es waltet ein gerechter Gott im Himmel, der nichts Gutes unbelohnt, nichts Böses unbestraft läßt. Jeden wird einst das eigene Gewissen richten. Himmel und Hölle kommen dem Menschen nicht von Außen her; beide liegen außer Zeit und Raum; beide nimmt er aus sich heraus, und legt sie hinter die Sonnen und Sternen; beide trägt er im eigenen Herzen, und nimmt sie mit sich hinüber in die Ewigkeit. Das beseligende Bewußtseyn des vollbrachten Guten, und das quälende Bewußtseyn des verübten Bösen sind des Menschen unzertrennliche Begleiter beim Uebergang in die Ewigkeit, und werden dort das Maas seiner Freuden oder Leiden seyn.

Nicht minder einfach und erhaben lehrte Jesus über des Menschen Verhältniß zu Gott, und über dessen Natur und Bestimmung. Nach ihm steht der Mensch zu Gott im Verhältnisse des Kindes zum Vater; alle Menschen bilden eine große Gottesfamilie, zum gleichen Streben nach Gottähnlichkeit bestimmt. Ihr Seyn ist nicht auf die engen Schranken des Erdenlebens eingebannt. Hier

ist nur Anfang, dort erst Vollendung. Was man hier der Erde wieder giebt, ist nur Hülle des unsterblichen Geistes, der, durch Tugend bewährt, im Streben nur gewinnen kann. Was man Tod heißt, ist eigentlich nur Tausch der Formen, nur Veränderung der Wohnung im großen Vaterhause, nur Uebergang zum höhern Leben. Ohne Glauben an Unsterblichkeit wäre alles unerklärbar im Reiche der Sitten, und der leidenden Tugend. An den Glauben, daß unsere Bestimmung keine andere sey, als die, sittlich gut zu werden, schließt sich folgerecht die Ueberzeugung, daß wir ewig leben werden; denn das Ziel, zu dessen Erreichung wir uns berufen fühlen, liegt in der Unendlichkeit. Unsterblichkeit ist das Einzige, was die Vorsehung rechtfertiget, wenn neben dem übermüthigen Verbrecher der Fromme im Elende schmachtet. Die Seele bringt den Körper das Leben; wie könnte sie vom Tode berührt werden? Für die Tugend sterben wäre Wahnsinn, wenn nach dem Erdenleben kein anderes wäre. Des Todes Geschäft ist weiter nichts, als das Auflösen der körperlichen Bande, die uns mit der Erde und der umgebenden Sinnenwelt zusammen halten; so wie diese Bande zerreissen, und die sterbliche Hülle sinkt, kommt der entbundene Geist an den Ort, in die Lage, in die Verhältnisse, die seiner moralischen Würdigkeit angemessen sind. Nur der Aufenthalt wird verändert, der Mensch bleibt der nämliche. Es geht keine neue Schöpfung mit ihm vor, seine Persönlichkeit bleibt; er wird gleichsam nur in eine andere Provinz der unermeßlichen Schöpfung versetzt, und kein anderer Standort kann ihm angewiesen werden, als der seinen Anlagen und Kräften, seinen Kenntnissen und Gesinnungen, seinem Charakter, seinem Verdienste zusagt. Das Bewußtseyn dessen, was er hier war, that und unterließ, wird ihn hinüber begleiten. Gegenwart und Zukunft, Zeit und Ewigkeit schließen sich wie ein fortgehendes Ganze an einander an. In der menschlichen Bildung und Tugend ist kein Sprung gedenkbar; alles läuft in innig verbundener Stufenfolge fort. So wie die Beschaffenheit des Frühlings und Sommers den größern oder geringern Grad des Herbstes bestimmt; wie es von der Anwendung und dem Gebrauch unserer Jugendjahre abhängt, ob wir im erwachsenen Alter geschickt oder ungeschickt, gut oder böse, glücklich oder unglücklich sind: so bestimmt des Menschen gesammtes Verhalten hier, seinen Zu-

stand dort. Das Erdenleben ist nur Schule der Erziehung und Vorbereitung für die Ewigkeit. Unser künftiges Loos hängt ganz davon ab, wie wir hier erzogen werden. Wir passen nur für die Geschäfte, die wir kennen lernten; wir können nur die Freuden genießen, für die sich in uns Empfänglichkeit findet; wir können nur in der Gesellschaft uns wohl fühlen, die mit uns übereinstimmend denkt und empfindet. Unser wahres Wohlseyn entspringt aus unserem Herzen, das mit sich selbst zufrieden ist, aus dem beglückenden Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung, aus dem Zeugniß eines guten Gewissens, das keine Schuld drückt. Alles Schöne und Gute, was diese Erde hat und giebt, nur dann erst macht es uns froh, und heiter, wenn in unserem Inneren kein Streit, kein Widerspruch, keine geheime Unruhe ist, wenn wir ruhig und ohne Vorwurf zu Gott aufblicken können. Der Mensch kann im Taumel der Zerstreuung und Ausschweifung sich zwar betäuben, aber in diesem Zustande des Rausches und der Unterdrückung seiner Gewissensstimme ist er doch nicht wahrhaft glücklich. Jede einsame Stunde, jeder Blick in sein Herz und Leben, läßt ihn seine Unwürdigkeit, seine innere Zerrüttung heftig fühlen, und erfüllt ihn mit Angst und Entsetzen. Nothwendig muß dieser Zustand der Unruhe, der Qual, der Selbstverachtung dauernd seyn, sobald der Tod ihn abruft, sobald er aus der Sinnenwelt heraus in das Geisterreich hinüber gehet, wo er sich nun selbst wieder gegeben wird, wo nichts mehr ihn betäubt, wo sein Bewußtseyn ganz erwacht, und wo das aufgeschreckte Gewissen ungehindert die furchtbare Kraft seiner Vorwürfe äußert. Man irrt sehr, wenn man den Himmel und die Hölle außer dem Menschen sucht. Man denke sich einen rohen, lasterhaften, ungebildeten, ganz sinnlichen Menschen in der Gesellschaft, in dem Umgange mit gebildeten, fein fühlenden, edlen und gottesfürchtigen Seelen: wird er es hier aushalten können? wird er herzlich einstimmen können in den herrschenden Ton? wird es ihm möglich seyn, an diesen bessern Freuden, für die ihm aller Sinn mangelt, Theil zu nehmen? wird ihn hier nicht alles drücken und einengen? wird er sich nicht behaglicher fühlen in der Nähe solcher, die ihm in Denkungsart und Gesinnung verwandt sind?— Nur das Verwandte, das sich Aehnliche zieht sich an; die Tugend und das Laster haben ihre eigene Sphäre, ihr eigenthümliches Ele-

ment. Denke man sich den Fall, daß Gott den Lasterhaften in den seligen Zustand versetzen wollte, denn wir Himmel nennen; was würde es ihm helfen, wenn in seinem Herzen eine Hölle brennte? Nicht außer dem Menschen, in seinem Innersten ist der schreckliche Ort, wo ein Feuer brennt, das nie erlöschet, wo ein Wurm nagt, der nie stirbt; hier ist es, wo man den Flammenschmerz eines heißen Durstes fühlt, wo man vergebens nach Kühlung schmachtet, weil die Höllenglut aus dem Herzen selbst ihre Nahrung zieht.— Der Mensch ohne innern Werth, ohne Tugend, ist keiner wahren Seligkeit fähig, und Tugend ist nicht das Werk eines Augenblicks; sie wird nicht ohne Anstrengung und Kampf errungen. Was der Mensch säet, das wird er erndten. Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen. Nicht die werden ins Himmelreich kommen, die Herr, Herr sagen, die mit dem Munde, und durch ein todtes Fürwahrhalten angelernter Sätze ihn ehren, sondern die den Willen des Vaters thun, der im Himmel ist.

Nach Jesu Lehre ist es Bestimmung des Menschen, auf keiner Bildungsstufe stille zu stehen, sondern ins Unendliche fortzuschreiten. Im Reiche Gottes muß alles vorwärts gehen. So wie er sichs also angelegen seyn ließ, die Menschen mit ihrem Vater im Himmel, und mit allen ihren Verhältnissen zu ihm bekannt zu machen; eben so bemühete er sich auch, ihnen den Weg ins ewige Leben durch die reinste Tugendlehre zu bezeichnen, und ihnen auf demselben selbst voranzugehen. Gott, sprach er zum Volke, das ihn lernbegierig umdrängte, so sanft als verständlich, Gott ist ein Geist, nur geistige Verehrung ist also seiner würdig; nur Verehrung, die aus einem ihm ergebenen Herzen kommt, ist ihm wohlgefällig. Nur als Geist darf und kann der Mensch der Gottheit sich nahen. Opfer und Ceremoniendienst, kostbare Gaben und festliche Gepränge haben vor ihm keinen Werth, wenn der werthlos ist, der sich damit befaßt. Gottesverehrung, wodurch der Mensch nicht besser wird, und worin er zur Tugend nicht Antrieb findet, ist nicht viel besser, als Götzendienst. Gott ist vollkommen, und nur Aehnlichkeit mit ihm nimmt seinen Beifall und seine Gnade in Anspruch: anhaltendes Wachsthum im Guten, beharrliches Fortschreiten auf der Tugendbahn, und Selbstvervollkommnung, die keine Grenze anerkennt, finden allein zu seinem Vaterherzen sichern Zutritt. Gott ist Vater, ist

die ewige Liebe: der Mensch muß also frommen, zutraulichen Kindersinn zu ihm haben; Liebe zu Gott und Seinesgleichen muß die Seele seines ganzen Thuns seyn; seine Folgsamkeit gegen die göttlichen Sittengesetze muß so uneigennützig, als willig und freudig seyn. Das gute Kind sträubt sich nie gegen den Willen seines Vaters, und indem es gehorcht, hat es keinen andern Lohn im Auge, als seinen Beifall, seine Zufriedenheit, seine Gegenliebe; wie könnte der Mensch gegen den Vater im Himmel sich anders benehmen?— Mag der Heid aus Habsucht, um der Ehre willen, aus Liebe zum Nachruhm Großes und Edles vollbringen, mag der Sklav aus Furcht und Zwang thun, was das Gesetz vorschreibt: wer Christ seyn will, dessen Gehorsam muß aus einer reinern Quelle fließen; er muß aus inniger, uneigennütziger Liebe zu Gott hervorgehen.— Vereinigte er in sich alle Einsichten und Kenntnisse; hätte er zu sich selbst ein solches Zutrauen, um zu unternehmen und auszuführen, was unmöglich scheint; theilte er seine ganze Habe unter die Armen; wäre weder Leiden noch Tod vermögend, seinen festen Geist zu erschüttern: durch Mangel der Liebe allein würde vor Gott das größte Unternehmen ohne Verdienst seyn. Der Seele fehlt der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt. Gott ist die reinste Liebe, und nur wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm. Im Tugendbunde der Christen muß Liebe den Vorsitz führen, weil er ein Verein von Brüdern und Schwestern ist, die Gott als ihren gemeinsamen Vater ehren. Liebe ist das eigentliche Leben der Seele, wozu das Christenthum nur ausführlichere Anweisung ist. Von Liebe erglüht, kann der Christ nie verlegen seyn, wie er unter allen Umständen gegen Andere sich verhalten soll; seine Regel ist: thue Andern, was du unter gleichen Umständen mit Vernunft von ihnen fordern darfst, und erlaube dir nichts gegen sie, was du selbst an ihrer Stelle als Kränkung aufnehmen würdest!—

Den Geist seiner ganzen Sittenlehre sprach Jesus in seiner unvergeßlichen Bergpredigt aus. Höheres und Gediegeneres lehrte vor und nach ihm kein Weiser. Sein Vortrag, den noch die späte Nachwelt mit heiliger Ehrfurcht aufnehmen wird, beginnt mit Seligsprechung der Armen im Geiste. Nicht niedrige Selbstwegwerfung und knechtischer Sinn ist es, was er selig preist, sondern die

2626761

Demuth von Herzen, die Stimmung einer Seele, die, ungeblähet von Stolz auf eigene Vorzüge und Verdienste, Gott allein die Ehre giebt, nur von ihm den Erfolg ihrer redlichen Bestrebungen erwartet, und auf vergängliche Erdengüter sich nichts einbildet, sondern willig darauf verzichtet, wenn sie mit den höhern Gütern des Geistes in Widerspruch kommen, die allein des Menschen Eigenthum bleiben, wenn alles Andere um ihn her in Staub zerfällt. Eine solche Seele, sagt Jesus, genießt schon auf Erden den Himmel; sie beherrscht ihr Inneres, und fühlt sich selig in Gott, indessen der Eitle, Stolze, Ehrsüchtige und der Sklave der Habsucht und des Geizes nie frei athmet, sondern durch anhaltende Besorgnisse geängstiget wird, bald alles zu verlieren, worauf er bisher sein Glück baute.—

Mit gleicher Innigkeit pries der göttliche Lehrer die Sanftmüthigen selig. Mit diesem Namen bezeichnet er aber nicht die Schwächlinge, die vor jeder Macht sich beugen und schmiegen, und die sich ohne Widerrede alle Mißhandlung gefallen lassen, sondern diejenigen, die gegen Niemanden hart sind, die dem Beleidiger gern vergeben, die friedliche Armuth weit dem Wohlstande vorziehen, der ohne zu hadern nicht erhalten werden kann, und die lieber ein Stück Geld, oder einen Acker, als die Ruhe des Gemüthes, verlieren.— Solche sanfte Seelen, die es mit Jedermann wohl meinen, und ohne Erbitterung Unrecht dulden, das sie, ohne dem Beleidiger wehe zu thun, nicht abwenden können, sind schon auf Erden selig; ruhig und sanft, ungetrübt von Furcht und Angst, aber von der Liebe aller Guten versüßt, fließt ihr Leben in harmloser Stille dahin, bis es Gott gefällt, sie mit väterlicher Milde in die Wohnungen des ewigen Friedens aufzunehmen. Selbst wenn schreiende Ungerechtigkeit sie alles Irdischen berauben, und sie von Land zu Land vertreiben sollte, fänden sie doch überall ihr Vaterland, weil ihnen den Himmel, den sie in sich überall herumtragen, keine Gewalt zu entreißen vermag, und ihnen aller Orten die verheißene Krone seliger Unsterblichkeit entgegen glänzt.

Um selig zu seyn, bemerkte Jesus weiter, bedarf es weder eines großen noch anhaltenden Erdenglücks. Der Weg zur Seligkeit steht auch den Armen und Leidenden offen, wenn sie im Dienste der Tugend beharrlich sind. Selig nennt er seine wahren Schüler, denen

seine Lehre unwandelbare Lebensregel ist. Auch dann preist er sie selig, wenn Trübsal, Mangel und Verfolgung schwer auf sie drükken. Mag der Drang der Leiden noch so stark seyn: der Tröster bleibt nicht aus; bald wird die kurze Trauer in ewige Wonne sich auflösen. Sollten selbst die Erdenleiden erst im Tode enden; schon der einzige Gedanke: sie sind vergänglich und vorübergehend, wie das Erdenleben, und freundliche Gaben Gottes zur Läuterung der Tugend,—hebt den Muth des Tugendfreundes, und erheitert seine Seele, daß er herzlich Gott dankt für das Unterpfand der Liebe, das er in Schmerz und Noth erblickt. Dem leidenden Gerechten ist seine traurige Lage Aufforderung, sich einzig an den Himmel und die vergeltende Zukunft zu halten. Ihm eckelts vor der Welt, so oft er zum Himmel aufblickt, wo ihm Seligkeiten vorbehalten sind, wovon sich der beschränkte Menschenverstand keine Vorstellung zu machen vermag.

Das Herz des Menschen, das nach Seligkeit sich sehnt, wird, nach fortgesetzter Erklärung Jesu, von Begierden verschiedener Art bewegt, die weder hier noch dort ganz gestillt werden. Der Geizige dürstet nach Schätzen; aber je mehr diese sich anhäufen, desto brennender wird sein Durst. Der Wohllüstling dürstet nach Sinnengenuß; aber mit jedem neuen Genuß wächst seine Lüsternheit.— Der Ehrgeizige dürstet nach Ansehen und Ruhm; diesem Traumbild jagt er unermüdet von einem Abgrund zum andern nach: aber je weiter er empor kömmt, desto lebendiger mahlt ihm sein Wahn ein noch höheres Ziel vor, das er zu erstreben sich vornimmt. Anders verhält es sich mit dem Menschen, der hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, die aus Liebe quillt, und ohne Zusatz des Eigennutzes ist; sein Durst wird einst gestillt werden; seiner Sehnsucht nach immer fortschreitender Tugend wird sich der Brunnquell des ewigen Lebens öffnen. Zwar ist Niemand vor Gott ganz gerecht; mag auch des Menschen Vernunft hell sehen, und sein Wille gut und rein seyn: die Lockungen zum Bösen sind oft so mächtig, daß auch der Beste zuweilen von der betretenen Tugendbahn abgleitet. Aber vollendete Tugend wird ja hienieden von keinem Menschen gefodert. Wohl Jedem, der redlich nach Gerechtigkeit schmachtet, der ihren heiligen Gesetzen aufrichtig huldigt, und im weiten Reiche der Wahrheit und Liebe unaufhaltsam vorwärts dringt! ihm ist

ein Land verheißen, wo über Unrecht kein Seufzer mehr ertönt, wo jede Leidenschaft schweigt, und die Tugend im schönsten Lichte strahlt.

Zur Seligkeit des Menschen ist nach Jesu Lehre ferner ein mitleidiges Herz unentbehrliche Bedingung. Wer von Gott Barmherzigkeit erlangen will, muß selbst Barmherzigkeit üben. Nichts lohnt sich süßer, als Erbarmen. Das Herz überfließt von himmlischer Wonne beim Bewußtseyn, verlassene Arme und Swache unterstützt, einen ehrlichen Schuldner durch milden Nachlaß von Hunger und Elend gerettet, Seufzer, die dem gepreßten Herzen eines Unglücklichen entstiegen, gestillt, und Thränen, die an seiner Wange blinkten, getrocknet zu haben. Jeder heitere Blick des Geretteten, jede Freudenthräne, die in seinem Auge zittert, jedes Wort bescheidenen Dankes, das über seine Lippen fließt, weckt süße Gefühle im Herzen des edeln Menschenfreundes. Von der Seligkeit des Wohlthuns und Erbarmens ist Niemand ausgeschlossen; der Geringste, der Aermste, der Verlassenste kann mitleidig seyn, und Barmherzigkeit üben, kann zur Milderung fremder Noth beitragen, und nach seiner Art Segen spenden. Eine Brodkrumme vom Taglöhner einem Hungrigen gereicht, ein Pfenning, den der Arme sich abdarbt, um ihn in die Hand eines noch Aermern zu legen, eine freundliche Aufnahme auch unter ärmlichem Obdache, ein sanftes Trostwort an einen Leidenden gesprochen, ein guter Rath dem Verlegenen ertheilt, eine wohlgemeinte Warnung zur Zurechtweisung des Unbesonnenen, ein kleiner Dienst dem Unbehülflichen geleistet ꝛc. was alles auch dem Geringsten zu Gebote steht, hat großen Werth vor Gott, der weniger die That, als das Herz wiegt, und keinen Trunk Wassers, dem Durstigen gereicht, unbelohnt läßt. An dem Lichtthrone der ewigen Liebe sammeln sich die Thränen der Freude und des Dankes, von geretteten Unglücklichen geweint, zu Wolken, aus denen auf die Barmherzigen sich Ströme des Segens ergießen, der reichlich für jedes Opfer entschädiget, das sie so bereitwillig auf den Altar der Liebe legten.

Bei Beseligung des Menschen kömmt es, wie Jesus ferner anmerkt, vorzüglich auf Reinheit der Gesinnung und des Herzens an. Ihr ist höchste Glückseligkeit, Anschauung Gottes, verheißen. Zwar kann kein erschaffener Geist ganz das Wesen der Gottheit umfassen, keiner Gott schauen, wie er ist, weil er in einem unzugänglichen

Lichte wohnt; allein je reiner das Herz des Menschen, je mehr es von allen Schlacken im Feuer des Glaubens geläutert und durch standhafte Tugend bewährt ist, je reiner die Liebesflamme ist, die vom Altar des Herzens zu Gott auflodert: desto mehr rückt der Mensch zur höchsten Vollendung vor, desto näher kömmt er Gott, desto unwiderstehlicher fühlt er sich zu ihm hingezogen, und desto inniger wird seine Verbindung mit ihm.

Ohne Friedfertigkeit, fährt Jesus weiter fort, ist dem Menschen himmlische Seligkeit unerreichbar. Wer der großen Gottesfamilie angehören, ein Kind Gottes seyn will, der muß friedfertig und verträglich seyn. Nur wo Friede ist, waltet die Liebe, und Gottes Reich ist das Reich der Liebe. Kinder Gottes zanken nicht; ihre Rache ist Wohlthun. Sichtbar ruht der Segen des Himmels auf den Friedsamen; einer verschönert dem andern das Leben; jeder verbreitet um sich her Wonne und Segen; der Kreis ihres Wirkens ist ein Himmel Allen, die mit ihnen gleichen Sinnes sind.

So liebenswürdig die Tugend ist, spricht Jesus im gleichen Geiste fort, so hat sie doch ihre Feinde, die sie nicht selten bis in den Tod verfolgen. Unauslöschlich glüht die Rache der Frevler gegen den Gerechten, dessen Beispiel sie beschämt, dessen Mund ihnen sagt: was ihr thut, ist Sünde, und dessen Edelmuth die Unschuld gegen ihre Nachstellungen schützt. Aber selig ist, den Verfolgungen im Dienste der Tugend nicht ermüden, nicht muthlos und verdrossen machen! Die Verfolgung kann seiner Rechtschaffenheit keinen Abtrag thun, wohl aber die Belohnung dafür erhöhen. Je ruhiger, gelassener, geduldiger sich der schuldlos Gekränkte benimmt, je größer und standhafter der Muth ist, den er unverdienten Kränkungen entgegenstellt, je heiterer nach zugefügtem Unrecht sein Gemüth bleibt, und je zutraulicher er an den Vater im Himmel sich hält, wenn er von aller Welt verlassen, verkannt und verhöhnt da steht: desto herrlicher ist die Krone des ewigen Lebens, die für ihn in einer bessern Welt hinterlegt ist. Der Kampfpreis ist um so größer, je mehr Muth und Ausdauer der Sieg fodert. Jeder Schweißtropfen wird am Siegeskranz eine strahlende Perle. Wer ins' Reich Gottes eintreten will, darf fürs Wahre und Gute kein Opfer scheuen; jedes findet seine angemessene Vergeltung im Lande der Verklärten.

Des Menschen Anker, damit im Andrange der Gefahren und Unfälle sein Muth nicht untergehe, ist nach der Lehre Jesu die Hoffnung, die durch das Gebet sich ausspricht. Ueberströmt sein Herz von einer kummervollen Empfindung, und wird die Welt mit allem, was sie hat und trägt, für seinen Kummer zu eng: dann erhebe er sich mit inniger Herzlichkeit zu dem Ewigen, und sein Gemüth wird sich wieder erheitern!—Das Gebet ist eine recht innerliche Herzenssache; es ist der natürliche Erguß frommer Gefühle, das Aus- und Ueberströmen der bewegten Seele; es ist die demüthige Richtung des innerlichen Menschen auf Gott, eine zutrauliche Unterredung mit Gott, ein schweigendes Hingeben an seinen heiligen Willen, neben welchem keine Unzufriedenheit mit dem Gange der Dinge bestehen kann. Das andächtige Gebet verträgt sich mit keiner Muthlosigkeit, und macht bei den widrigsten Ereignissen unerschrocken. Ein andachtsloses Gebet ist Entweihung des ehrwürdigsten Menschengeschäftes. Wer nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten kann oder will, der schweige! todte Worte dringen nicht zum göttlichen Vaterherzen; sie verletzen die Ehrfurcht, die der Mensch dem Allmächtigen und Allheiligen schuldig ist. Das Beten, worüber man seine Arbeit vergißt, ist Sünde. Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Unversöhnlichen ist Lästerung. Wer dem Verlassenen Trost nnd Hülfe bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken am Feiertage retten, der zur öffentlichen und gemeinsamen Andacht angesetzt ist: er rettet seine Familie vom Mangel, und kann von der geretteten Ernte seinem dürftigen Bruder geben.

In der gesammten Religionslehre, welche Jesus umsetzte, kömmt nichts vor, das nicht unmittelbar oder mittelbar die Besserung und Heiligung des Menschen bezielte; jeder Satz hat eine sittliche Tendenz, jede Anordnung ist auf Beförderung der Tugend berechnet. Die Glaubenswahrheiten sind uns als ein Licht gegeben zu Erhellung des Weges, den Gott uns gehen heißt; wir sollen darin Antrieb und Ermunterung zur treuen Pflichterfüllung finden. Wahrheit und Tugend stehen im schwesterlichen Bunde mit einander; ehe jedem, der es wagt, diesen heiligen Bund zu lösen, und der

den Mangel des Rechtthuns durch Rechtglauben ersetzen möchte! —Wozu dem Menschen das hellste Licht, wenn er im Gehen darauf nicht achtet? Wozu Ueberzeugung, die dem Willen keine Richtung gibt? Wozu die festeste Glaubensunterlage, wenn der Mensch es vernachlässiget, darauf das Gebäude seiner Heiligung aufzuführen?—Die Religion Jesu, damit sie beselige, muß dem Verstand und Herzen des Menschen zusagen, was bei einer so widernatürlichen Trennung unmöglich wäre; befreite sie uns nicht zugleich von Irrthum und Sünde: dann wäre sein Erlösungswerk unvollendet. Im Gebiete der Religion Jesu ist Tugend Hauptsache, weil eigentlich auf der Tugend des Menschen Heil beruht.

Um den Zweck seiner Religionslehre unvergeßlich zu machen, versinnlichte ihn Jesus durch die Taufe, die er als die feierliche Aufnahme in den Christenverein anordnete. Das Mittel der körperlichen Reinigung sollte die Pflicht des Christen vorbilden, seinen Verstand von schädlichen Irrthümern, sein Herz von bösen Begierden und entehrenden Lastern rein zu erhalten. Um selbst bei den Seinigen im gesegneten Andenken zu bleiben, stiftete er noch am Vorabend seiner Hinrichtung das Denkmal der Liebe, die ihn bewog, für das Heil seiner Brüder das Opfer zu werden. Ueberhaupt Alles, was Jesus lehrte, that und anordnete, sollte zur Erweckung erhabener Empfindungen dienen, und entweder Regel oder Antrieb zum Guten seyn. Alles hatte hohen Sinn, nichts war zwecklos. Das Einfache und Erhabene paarten sich mit solcher Anmuth, daß die göttliche Heilsanstalt jedem Unbefangenen zusagte, und sich mit gleicher Kraft Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten aufdrang.

Alles in der christlichen Religion ist so richtig und klar, so genau auf das Bedürfniß des menschlichen Herzens berechnet, daß seither alle gemachten Einwendungen und Vorwürfe nicht ihr Wesen, nur die Zusätze trafen, wodurch sie frühzeitig entstellt wurde. Mag da Mancher sagen: was Jesus lehrte, dies hätte endlich auch wohl der menschliche Geist entdecken mögen. Aber warum denn blieben Jahrtausende ohne diese Entdeckung? Warum wurden sie nicht wenigstens von Griechen oder Römern gemacht, die an Geistesbildung den Juden weit überlegen waren? Warum erwarb sich diese Ehre nicht einer der alten Weltweisen: ein Pythagoras,

Plato, oder Sokrates ꝛc.? Verräth es nicht Gotteswerk, daß die Lehre, welche Jesus vortrug, allein alles Wahre und Gute in wunderbarer Vollendung darstellt, was kaum vielseitig zersplittert aus den Schriften der alten Weisen hervor gegrübelt werden kann? Verräth es nicht Gotteswerk, daß Jesus Lehren zur Fassungskraft der Geringsten im Volke herabzog, die sonsten nur in Schulen der Gelehrten umgesetzt wurden, und daß er, was einst engherziger Vorbehalt für Einzelne von höherer Bildung war, zum Gemeingut für alle Menschenklassen machte? Verräth es nicht Gotteswerk, daß Jesus durch seine einfache Religionslehre alle die künstlichen Lehrgebäude der alten Philosophie nicht nur in Schatten stellte, sondern sie zum Theil wohl gar in die Nacht der Vergessenheit zurückdrängte?—Wie wahr ists doch, was ein Weiser neuerer Zeit sprach: „Auch das stolzeste Werk, von Menschen ins Leben gestellt, ist vergänglich; was dagegen Gott im Herzen gebauet hat, reißt keine Ewigkeit um!—Die christlichen Lehren werden noch wohlthätig fortwirken, wenn längstens schon das Andenken jener Männer erloschen seyn wird, welche die Welt mit vielem Wortaufwande als ihre Weisen pries. Das ist die Macht dieser Lehren, daß sie ihre treuen Bekenner mit einem hohen, göttlichen Muth beseelen, der ihnen alle Furcht vor den Gewaltigen der Erde benimmt; daß sie dem Niedrigsten eine Hoheit geben, vor welcher selbst der Tyrann erzittert; daß sie den Mund der Ungelehrten beredt, und alle Ueberredungskünste der Schlauheit zu Schanden machen; daß ihr Lichtstrahl mit wunderbarer Schnelligkeit zündet, und Alle für Tugend erwärmt, die redlich ihr Herz ihm öffnen. Das Gepräge der Göttlichkeit ist an der Lehre Jesu durchaus nicht zu verkennen. Wie sich Gott durch die Natur als den Schöpfer offenbarte, so offenbarte er sich durch Jesum als unsern Vater, der allen seinen Kindern wohl will, und alle mit gleicher Liebe umfasset. Aus allen seinen Lehren, Thaten und Anordnungen spricht vernehmlich der Beweis, daß er kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Sohn Gottes sey, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, und daß der Vater durch ihn verherrlichet, durch ihn und in ihm angebetet seyn wolle.

Obgleich das Wahre und Gute mit eigener Kraft sich aufdringt, und zum menschlichen Herzen sich die Bahn bricht, so verrichtete

doch Jesus zur Uebergebühr noch mancherlei Wunderthaten, um jeden Vorwand, seine göttliche Sendung zu bezweifeln, schon zum Voraus zu vernichten. Diese Wunderthaten, die er an Kranken und Unglücklichen aller Art verrichtete, wurden von seinen Jüngern und Lebensgenossen aufgezeichnet; sie geschahen unter den Augen seiner Nation. Die Gelehrten unter seinen Landsleuten konnten nicht verläugnen, wovon sie Augenzeugen waren; sie behaupteten nur: Christus habe solche Thaten mit Hilfe des Teufels verrichtet, —eine Beschuldigung, die vor Vernünftigen keiner Widerlegung bedarf.—Mag übrigens Manches in den Verrichtungen Jesu wunderhaft erscheinen, was es vielleicht nicht an sich war, sondern durch die morgenländische Darstellungsart wurde; bei weitem das Meiste darin bleibt unbegreiflich, und unterliegt durchaus keiner natürlichen Erklärung. Es ist zum Erstaunen, wie sehr sich so viele angebliche Weise neuerer Zeit winden, um die Möglichkeit der Wunder überhaupt zu bestreiten, und ins besondere alles natürlich zu deuten, was von Jesu Wunderbares erzählt wird. Wer keine Wunder glaubt, wie kann er an sich glauben?—Wer einen nächtlichen Himmel vor sich hat, und noch Wunder läugnet, der muß wohl aufs Denken verzichtet haben. In einem gewissen Verstande des Wortes sind alle erschaffene Dinge Wunder, und keines ist größer, als das andere. Der Elephant ist kein größeres Wunder, als die Motte, ein Berg kein größeres, als das Sandkorn. Es ist der Allmacht nicht schwerer, eine Welt, als einen Wurm zu erschaffen. Ein Wunder ist alles, was Daseyn hat, wenn wir es mit unserer Macht vergleichen; aber keines von allen Wesen ist ein Wunder, wenn es mit der Allmacht verglichen wird, die alles hervorbringt. Niemand kennt die Grenze der Naturkräfte; wollten wir also auch nur das für Wunder halten, was außer diesen Grenzen liegt, wer könnte auch dann noch bestimmen, welche Erscheinung ein, oder kein Wunder sey!—Um über ein Wunder zu entscheiden, oder es natürlich zu deuten, sollte man alle verborgene Kräfte schon kennen, welche Gott in die Natur gelegt hat; aber wer kann dieser Kenntniß sich rühmen?—Jesus that so Manches, was, ohne der Thatsache Gewalt anzuthun, aus den bekannten Gesetzen der Natur nicht erklärt werden kann; er that so Manches, was weit die Kräfte eines gewöhnlichen Menschen übersteigt; er that so Manches, gegen was

als Wunder die Vernunft weniger sich sträubt, als gegen die natürliche, oder, richtiger gesagt, gegen die unnatürliche Erklärung desselben. Ein Wort, eine bloße Berührung, ein vertrauensvoller Blick zum Himmel, reichten bei ihm hin, einem Kranken die Gesundheit, einem Blindgebornen das Gesicht, einem Tauben das Gehör, einem Stummen die Sprache, einem Lahmen den freien Gebrauch seiner Glieder, einem Todten das Leben wieder zu geben, einem Sturm Stillstand zu gebieten, Tausende mit wenigen Broden zu sättigen ꝛc. Wo ist der große Naturforscher, der sich und Andern darüber nach den Gesetzen und Kräften der Natur Rechenschaft legen kann?—Und gäbe man auch zu, bei den Thaten Jesu, die als Wunder gepriesen werden, sey alles ganz natürlich zugegangen: was wäre damit gewonnen? was verloren? Wie viele Kräfte liegen in der Natur verborgen?—Nicht alle Menschen haben davon das gleiche Maas. Selten erheben sie sich über das Gewöhnliche. Indessen giebt es Menschen, die eine Ausnahme machen; Menschen, die durch ihre eigenthümliche Empfindsamkeit tief im Schooß der Erde verborgene Quellen wahrnehmen; Menschen, welche in einem Zustande der Entzückung das Künftige ahnen; Menschen, welche in einer seltsamen Nerven- und Seelenstimmung, besonders in Krankheitsumständen und bei einer großen Reizbarkeit der Fibern, ihr eigenes Innere durchschauen, und genau dessen Mängel und Gebrächen anzugeben wissen; Menschen, die, zumal im Zustande des Nachtwandelns, mit verschlossenen äußern Sinnen unglaubliche Dinge wissen und vollbringen, dessen sie im wachenden Zustande nicht fähig wären. Es giebt sogar Thiere die wochenlang vorher die Witterung, welche kommen soll, empfinden, und darauf sich vorbereiten; Thiere, die ohne Kenntniß der Länder die weitesten Reisen auf den nächsten Wegen dahin nehmen, wohin sie müssen und wollen. Alle diese außerordentlichen Eigenschaften, welche wir so zerstreut erblicken, sind und bleiben dem menschlichen Verstande so wunderbar und unbegreiflich, als sie an sich natürlich sind. Wir wissen aus der Erfahrung, daß mancher Mensch eine größere Kraft in sich habe, durch seine Berührungen Nervenleiden zu mindern, als ein Anderer; oder daß ein Mensch einen tiefer und weiter blickenden Geist empfangen habe, als der andere; aber sind derlei Erscheinungen darum erklärbar, weil sie natürlich sind?—

Wer darf und will Gott die Macht absprechen, so viele in der Natur zerstreuten Kräfte in einem Auserwählten zu vereinen?—Und berechtiget uns nicht Alles zum Glauben, daß Jesus dieser Auserwählte war? Ist ein Verein solcher Kräfte unbegreiflicher, als sein erhabener Geist, dem an innerer Vollendung und Stärke kein Anderer gleich kam?—Wie wir also Jesu wunderbare Thaten deuten mögen; so viel ergibt sich daraus auf jeden Fall: Gott habe ihn auserkohren, und durch ihn sich den Menschen geoffenbaret.

Die Religionslehre Jesu suchten nachher seine Apostel unter Verschiedenheit der Einkleidung und Lehrart zu verbreiten, besonders aber sie durch Thatsachen in seinem Leben anschaulich zu machen. Daher erhielt, vorzüglich seit Einführung der schriftlichen Urkunden des N. T., die historische Unterrichts-Methode in der Religion die Oberhand, die zwar der Fassungskraft des Anfängers mehr zusagt, aber auch bald eine fruchtbare Quelle von Streitigkeiten wurde. Indem man nicht sorgfältig genug von der christlichen Religionslehre das schied, was blos der Geschichte angehört, und über einzelne Thatsachen zu speculiren anfing, ehe man über die reinen Grundbegriffe, worauf die christliche Lehre sich stützt, einverstanden war: so waren Zerwürfnisse und Zwiste schwer zu vermeiden. Je mehr und hitziger über die Person Jesu gestritten wurde, desto mehr kam in Vergessenheit, was er gelehrt hatte. Die Menschenliebe ging unter im Kampfe über Dogmen, deren Zahl durch Verschmelzung des Geschichtlichen mit der sonst einfachen Religionslehre sich unnatürlich vermehrte. Einst verdreheten die Feinde Jesu ihm seine Worte, und kreuzigten ihn; in der Folge thaten seine Freunde, die Ausleger seiner Worte, etwas Aehnliches: sie zerrten daran, und kreuzigten sich und sie.

Es hätte dem Christenthum nicht leicht Schlimmeres begegnen können, als daß es geistleeren Menschen in die Hände fiel, welche den tiefen, gehaltvollen, herrlichen Sinn, der in den Lehrvorträgen Jesu und seiner Jünger lag, durch das heillose Klauben an Wort und Buchstaben entstellten, und durch Hineintragung ihres Unsinnes dem Stifter unserer heiligen Religion Behauptungen unterschoben, an die er nie gedacht hatte, noch vernünftiger Weise denken konnte. Dieses Unwesen, welches den Geist der Religion in

die Fesseln des Buchstabens zwängte, und Kraft und Leben in todten Formeln und Worten einkerkerte, ist es eigentlich, was bald das Christenthum in dem Urtheile Vieler herabwürdigte, was so manchen Gebildeten von dem Bekenntnisse desselben zurückscheuchte, was da und dort den Namen eines Christen zum Spott machte, und so sehr die Ausbreitung der himmlischen Lehre unter fremden Nationen erschwerte. Hätte man von jeher die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Boten Jesu, vorgetragen, und hätte man das Göttliche ohne menschliche Zuthat gegeben: nichts der Art wäre erfolgt, und nichts auf der Welt wäre vermögend gewesen, die Kraft und den Segen des Christenthums zu hemmen. Der Beweis liegt in der neuern Geschichte. Diejenigen Missionäre machten in den neu entdeckten Welttheilen die meisten Proselyten, welche in ihrem Unterrichte dem Urchristenthum am nächsten blieben, und mehr auf dieses, als auf die besondern Lehrmeinungen ihrer Kirche drangen.

Man hätte die einfache, allgemein verständliche, auf das Bedürfniß aller Menschenklassen berechnete Heilslehre, wodurch Jesus alle beseligen wollte, nie wissenschaftlich behandeln, nie ihr ein gelehrtes Gewand umwerfen, und so sie dem Gesichtskreise der Mehrheit entrücken sollen. Weder Jesus, noch seine Apostel waren schulgerechte Theologen; sie lehrten das Volk nicht nach studirten Systemen; sie ließen über das Heiligste ihr Herz sprechen, in der festen Ueberzeugung, daß so eine Sprache am sichersten zu dem Herzen Anderer den Weg finde. Wer die Geschichte kennt, wird wohl nicht leugnen, daß im Grunde die Theologie es war, die der Religion den meisten Abbruch gethan hat, indem sie jene Einfachheit des Evangeliums verdrängte, die sich dem kindlichen und unbefangenen Gemüth am leichtesten offenbart. Die Auslegungskunst (Exegese) hat jene Einfachheit durch Erklären unerklärbarer Dinge vollends zu Grunde gerichtet, und jenes Gewebe unverständlicher Formeln erzeugt, wozu allmählich die einfache liebenswürdige Religionslehre Jesu entartete. Es gibt nicht leicht ein öderes Feld der Literatur, als die Geschichte christlicher Wortübung, die von jeher dem menschlichen Verstande seine eigene Denkkraft, und den Urkunden des Christenthums ihre klare Ansicht geraubt hatte. Eine einzige gute Handlung ist entschieden mehr werth, als alle

Grübeleien über dunkle Schriftstellen, und wer sein Brod mit Armen theilt, thut gewiß ein besseres Werk, als wer den hebräischen Text mit dem griechischen, und beide mit dem samaritanischen vergleicht. Was der Christ wissen muß, hat ohne Zweifel Jesus mit solcher Klarheit gesagt, und ist in den heiligen Urkunden so bestimmt ausgesprochen, daß es keiner weitern Auslegung bedarf.

Sehr traurig ist es für die Menschheit, daß diejenigen, die sich Ausleger der himmlischen Gebote, Dollmetscher der Gottheit nennen, daß sie so gerne das Klare trüb machen, steifen Ernstes Worte ohne Sinn abwägen, viel von nichts sprechen, und sich unduldsam auf die Lauer stellen, um bei erster Gelegenheit voll heiligen Ingrimms mit dem Bannstrahl das erträumte Phantom von Unglauben und Ketzerei zu zerschmettern, mit welchem Namen sie jede Meinung, jede Ansicht, jede Ueberzeugung bezeichnen, welche nicht die ihrige ist. Es ist traurig, wahrzunehmen, wie diese Eiferer für Rechtgläubigkeit, im Hochgefühl ihres Berufes, sich mit allen Kräften der einreißenden Freidenkerei widersetzen, selbst in jedem Decennium damit endigten, eine dogmatische Bestimmung zuzulassen, die sie im vorhergehenden ernstlich verketzert hatten; aber trauriger noch ists zu beobachten, wie eine Abweichung von ihrem Lehrbegriffe, den sie selbst nicht immer festhielten, weit mehr sie erbitterte, als ein abweichender Lebenswandel von unbestrittenen göttlichen Vorschriften, und wie Meinungen und Gebräuche mehr ihnen galten, als Heiligung des Gemüths durch Jesu Lehre, und ein gemeinnütziges, thatenvolles Leben. Seitdem die Dogmatik der christliche Talmud, und die Theologen die christlichen Rabbiner geworden sind, ist über das Christenthum alles Unheil gekommen. — Bei sogenannten Dogmen sollten weder die Aussprüche der Vernunft, noch die Forderungen des Gemüths unbeachtet bleiben; was als Glaubensregel sich ankündigt, dabei sollte man doch etwas Vernünftiges denken können, und das Gefühl sollte nicht ganz leer ausgehen; aber die Wehrmänner der Orthodoxie kehrten sich daran nicht: lichtscheu traten sie sogleich als erklärte Feinde gegen Jeden vor, der es wagte, mit der Fackel der Aufklärung in die theologische Stiftshütte zu zünden, in welcher sie um so behaglicher sich fühlten, je weniger Licht ihre Fenster durchließen.

Die Theologie hätte nie anders, als geschichtlich, behandelt wer-

den sollen, um nicht ganz die Thorheiten zu vergessen, auf welche der Mensch abschweifte, als er über die Grenzen trat, die ihm von der Vernunft abgesteckt waren. Als angebliche Wissenschaft hat sie nie zu etwas gedient, als Gehirne, und mitunter auch Staaten, zu Grunde zu richten. Sie allein macht Atheisten: da sie von Gott abgeschmackte Vorstellungen gibt, so verleitet sie den schwachen Denker leicht zum Schlusse, daß die Gottheit ein Unding sey. Man sollte, zur Ehre der Vernunft und zum Wohl des Christenthums, auf Hochschulen der Dogmatik den Abschied geben, damit es wieder möglich werde, die christliche Religionslehre auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Es ist wohl einzusehen, wozu ein Pfarrer dient, der die Unwissenden belehrt, der die Kranken tröstet, der Fried' und Eintracht in die Familien bringt, der die öffentliche Gottesverehrung leitet, der durch alle ihm zu Gebothe stehende Mittel der Tugend und Frömmigkeit Vorschub gibt: aber wofür ein Gewirre von Sätzen gut sey, welche nicht einmal die Offenbarung zur menschlichen Fassungskraft herabzuziehen vermag, das geht über alle Vorstellung. Das Christenthum, in seiner Reinheit aufgefaßt, muß den ganzen Menschen, muß seinen Kopf und sein Herz ansprechen, muß zugleich jenen erhellen und dieses erwärmen; in sein Gebiet kann also nur das gehören, wodurch beides erreichbar wird. Offenbarung, wodurch es nicht heller wird, ist, was ein Licht, das nicht zündet.

Man sollte nicht gleich über Verfälschung des Christenthums klagen, wenn von Zeit zu Zeit der herrschende Lehrbegriff gesichtet wird. Durch vernünftige Scheidung des Zuwachses vom Urstoffe kann das Christenthum nur gewinnen. Wer wollte dem Eigenthümer darüber Vorwürfe machen, wenn er zuweilen an seinem Hause eine zweckmäßige Ausbesserung vornehmen läßt? Wozu das ewige Pochen auf die Autorität der Vorzeit, der es noch gar sehr an den nöthigen Hilfsmitteln gebrach, die christliche Lehre, in welche durch die Länge der Zeit so viel Fremdartiges hinein getragen wurde, wieder auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen?— Wozu so viele Bemühungen redlicher Wahrheitsforscher, wenn wir, eingebannt auf die Grenzen des Herkommens, von den Resultaten ihrer Untersuchungen gar keinen Gebrauch machen dürfen?—Die Religion als innige Liebe, als Gottergebenheit, als Rich-

tung des Gemüths auf das Ewige, kann nicht verändert werden; mit dem Fürwahrhalten einer bestimmten Summe von Lehrsätzen ist es anders. Es gibt so wenig eine unveränderliche Confession, als eine unveränderliche Landesverfassung. Jede Confession, wie jede Constitution, wird durch den Grad der Geistesbildung bestimmt, wenn sie den jedesmaligen Bedürfnissen entsprechen sollen. Eine Confession oder Constitution, welche für die Kindheit unsers Geschlechts durchaus passend war, ists nicht mehr für das Jünglings- und Mannesalter. In Beziehung auf die ins Unendliche möglichen Fortschritte, wird jedes vorgebliche Mannesalter wieder Kindesalter. Das Gebiet des Christenthums ist nicht umgränzt: jede Stufe des Wahren und Guten, auf die der Christ sich erschwingt, ist gleichsam ein Erhohlungspunkt, um eine noch höhere zu erklimmen. Es ist nach der Lehre Jesu unsere Bestimmung, das Höchste zu erstreben, wenn wir uns auch immer nur auf dem Wege zu ihm, nie am Ziele sehen. Das Vollkommene muß der ewig feste Polarstern sein, der unsere Fahrt auf dem beweglichen, oft stürmischen Ozean des Lebens bestimmt. Man muß nie vergessen, daß bei so ungleicher Geisteskraft und Geistesbildung nicht alle Menschen sich zum gleich hohen Standpunkte erheben können. Es ist Natur der Sache, daß sich die Lichtkraft über die Schwerkraft erhebe. Wenn es die Bekenner des Christenthums redlich mit einander meinten: sie würden, bei aller Verschiedenheit der Ansichten, Meinungen und Gebräuche, sich brüderlich im gleichen Streben nach Vollkommenheit vereinigen.

Zweck unsers Hierseyns ist Bildung zur Humanität, wozu das Christenthum die schönste Anweisung gibt; aber das Vorrücken an dieses hohe Ziel, das in der Unendlichkeit liegt, gedeiht nicht bei allen im gleichen Schritte. Bei vielen liegt die Vernunft zu sehr unter der Thierheit gefangen, um sich gleich Andern von mehr Bildung über dem niedern Treiben der Sinnlichkeit mit gleicher Kraft empor zu halten. Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen; es zieht unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf will. Das findet nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern sogar bei ganzen Nationen statt; durch alle zieht sich die Kette der Kultur in sehr abspringendeu krummen Linien: während einige noch tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegen, stehen

andere bereits auf einer so hohen Bildungsstufe, daß sie jene im weiten Abstande hinter sich zurücklassen. Was diese schnell erkennen, rein auffassen, mit rüstiger Kraft verfolgen, das wird jenen noch lange unbegreiflich, unerreichbar bleiben. Vom Minimum zum Maximum geschieht der Uebergang ungemein langsam. Es gehören vielleicht Jahrtausende dazu, bis sich das roheste Volk der Erde zum Bildungsgrade erhebt, auf dem wir bereits so manches andere Volk, besonders in Europa, erblicken. Wer könnte von der Vorsehung auch nur vermuthen, daß sie nicht alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blicke umfaßt habe, und den Menschen in allen weiter zu führen wisse? Wem könnte es bei so unendlichen Abstufungen der Geistesbildung einfallen, ohne alle Berücksichtigung an alle die gleichen Forderungen zu machen? einem Hottentot, einem Peschersh ꝛc. den Stab der Verdammung zu brechen, weil er sich nicht mit uns zu gleich reinen Ansichten der christlichen Lehre erhebt, wovon er vielleicht in seinem ganzen Leben noch nichts gehört hat, und wofür er zur Zeit noch nicht einmal empfänglich ist?—Es ist nach Gottes weiser Einrichtung des Menschen Loos, durch Straucheln stehen, durch Fallen gehen zu lernen, durch Verirrung weise und gut zu werden. Allerdings ist das Christenthum auf das Bedürfniß aller Menschen und Völker berechnet; es ist eine unversiegliche Quelle, aus welcher Alle Segen schöpfen können: aber damit wird nicht gesagt, daß Allen zum Schöpfen das gleiche Maaß in die Hand gelegt sey, und die göttliche Quelle Allen gleich lauter fließe. Wer dessen sich rühmen darf, der thue es mit Erkenntlichkeit, und sei im Urtheile über Andere nicht hart, die weniger richtig die hohen Lehren des Christenthums auffassen! Im heiligen Gebiete der Religion gibt das Herz den Anschlag, und Herzensgüte ist nicht immer die Frucht der reinern Religionsansicht. Neben aller Verschiedenheit der Ansicht kann und soll Liebe bestehen, im Christenthum die Hauptforderung, aus welcher jede Gott gefällige Tugend hervorgeht. Wer aus Eifer fürs Christenthum lieblos seyn kann, hat sich mit dessen Geist nie befreundet. Die Frucht liebloser Verketzerung war von jeher bitter.

Des Christenthums Zweck ist weniger das Fürwahrhalten einer geschlossenen Summe von Lehren, als fortschreitende Veredlung der

Gesinnung. Unter der sichern Leitung des Christenthums tritt unser Geist in die Reiche höherer Naturen; der Schöpfer des Weltalls wird uns zum Vater, das Weltall selbst zur Heimat, die Ewigkeit zur Laufbahn, die Gottähnlichkeit zum letzten aller Ziele; und was wir wirken, ist nicht auf eine Spanne Zeit, nicht auf Jahrhunderte, sondern für ein endloses Seyn berechnet. Das Christenthum ist unserm Geiste, was er selbst dem Leibe ist. Wie der Geist den Körper belebt, so verklärt und beseelt die christliche Religion den Geist; durch sie erhält er Kraft und Richtung, sich in das unsichtbare Reich der Ideen empor zu schwingen, zum Lichtthron der Gottheit, von welchem sich die Quelle des ewigen Lebens über Alle ergießt, die in Vereinigung mit Gott ihre Seligkeit suchen.

Glaube.

Vom Glauben machen sich nicht Alle die gleiche Vorstellung.— Die Begriffe davon sind nicht immer die Frucht des unbefangenen Nachdenkens über das Heiligste, sondern nehmen nicht selten die Farbe verdorbener Gesinnung an. So ist der Glaube dem Freidenker weiter nichts, als ein durch den Hohlspiegel des Pfafthums hervorgezaubertes Gespenst, um den rohen Haufen zu bändigen und zu schrecken. Andern ist der Glaube bloßes Fürwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, sondern in Bedürfnissen der menschlichen Vernunft gegeben sind, die den Menschen nöthigen, auch das Uebersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Dieses Glaubens eigentliche Sphäre ist Religion, die kein Gegenstand der Erfahrung ist. Er ist wesentlich vom Meinen und Wissen verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugnisse der Sinne beruhen.

Dieser Glaube ist dann erst rechter Art, wenn er mit Sittlichkeit sich befreundet, und wenn dem Menschen das erkannte Wahre

Antrieb zur Vollbringung des Guten ist. So wenig sich der Wanderer damit begnügt, die ersten Schritte auf dem Pfade zu einem lieblichen Orte gethan zu haben, und nun, anstatt seine Reise mit Muth und freudiger Hoffnung zu vollenden, am bloßen Hinschauen auf jene reitzende Gegend sich ergötzt: so wenig begnügt sich der wahre Christ, bloß zu glauben, und mit Sehnsucht auf das herrliche Ziel reiner Tugend hinzuschauen, sondern er hält es für Hauptforderung seiner heiligen Religion, mit Muth und Treue diesem hohen Ziele entgegen zu streben, und gewissenhaft mit dem Glauben das Rechtthun zu paaren.

Der Glaube, der sich auf das bloße Fürwahrhalten beschränkt, entartet leicht zur Quelle mancherlei Verirrungen, und erzeugt Rechthaberei und Unduldsamkeit. Wie der Glaube ohne Tugend ein träger Baum ohne Frucht ist, so ist Tugend ohne Glaube eine erndtlose Aussaat. Glauben und Tugend sind Bestandtheile der Religion, die nicht getrennt werden dürfen. Credere und fidem habere sagen nicht einerlei: der Mann von Treue und Glauben muß mit der entsprechenden That zu den Worten seines Bekenntnisses stehen. Nicht die Annahme einer heilsamen Lehre beseligt; sondern ihre kindlich treue Befolgung. Neben der heiligsten Lehre, wenn sie nicht in Geist und Leben übergeht, und bloße Gedächtnißhinterlage ist, kann die größte sittliche Versunkenheit bestehen. Wer am meisten auf Rechtgläubigkeit pocht, ist nicht immer der bessere Mensch; nicht selten versteckt sich hinter derselben das Herz eines Teufels. Wir müssen im Glauben leben, wirken und sterben, wenn unser besseres Selbst im Treiben der Sinnlichkeit nicht untergehen soll. Des Glaubens Grundlage ist Anerkennung der Zeitlichkeit und Unvollkommenheit der Sinnenwelt, verbunden mit der Anerkennung der Ewigkeit und Wirklichkeit der unsichtbaren idealen Welt, und das Eigenthümliche desselben ist, daß er in das innerste Wesen der Dinge eindringt, und daran sich festhält, ohne sich durch ihre zeitlichen Umrisse oder Gestalten irre machen zu lassen. Aus diesem Standpunkte betrachtet, nannte ihn daher der Apostel so schön als treffend, eine feste Zuversicht dessen, was man hoffet, und nicht sieht, von welcher begeistert man sich muthig über alles wegsetzt, was die Uebung Gott gefälliger Tugend erschwert.

Nicht das Festhalten an gewissen Lehrsätzen macht selig, sondern die Tugend, wozu man in diesen Lehrsätzen Antrieb und Ermunterung findet. Ist Jemand zufrieden, rechtschaffen und gottselig bei seinen Ueberzeugungen: lasse man ihn doch dabei, und störe sein stilles Glück nicht; man entreiße ihm nicht unbesonnen den heiligen Stab, an welchem er sich in des Lebens Widerwärtigkeiten aufrecht hält! Gottseligkeit ist nicht an Einheit der Ueberzeugungen gebunden, die nicht einmal immer bei einem und ebendemselben Menschen statt findet. Mit Ausbildung der Vernunft erheben und erhellen sich die Glaubensansichten. Andere Vorstellungen hat das kaum zur Vernunft erwachte Kind, andere der gesetzte Mann, andere der vielerfahrene Greis. Mit der höher getriebenen Vernunft erhellt sich das Gebiet des Glaubens. Die Vernunft ist die Wurzel, der Glaube die Blume, Tugend die Frucht. So lange sich das Herz nicht vom Wege der Tugend verirrt, hat's mit abweichenden Glaubensansichten so viel nicht zu bedeuten. Kein Mensch irrt vorsätzlich; anders ist es, wenn er von der Tugendbahn abschweift. Glauben und nicht thun ist so viel, als blühen und nicht Früchte tragen. Gut seyn neben schwachem Glauben, oder neben irrigen Glaubenssätzen ist unstreitig viel besser, als schlecht seyn neben der strengsten Orthodoxie. Man kann zu viel, wie zu wenig, glauben; beides ist der Religion nachtheilig, und oft thut das Erste der Tugend mehr Abtrag, als das Andere. Es gibt nur darum so viele Ungläubige, weil man zu viel Glauben fodert.

Die Glaubenssätze sind nicht alle von gleichem Gehalt. Diejenigen sind die besten, aus welchen kindlich frommer Sinn gegen Gott, unsern Vater, hervorgeht. Dieser Glaube allein ist Erbtheil von Jesu, ist beseligend. Was Glaubenssätze betrifft, sagt Rousseau, welche nicht auf Sittlichkeit Bezug und Einfluß haben, und doch so viele Leute beunruhigen, so sey ihrentwillen gar nicht in Sorgen; wer möchte dem unbefangenen Manne darin Unrecht geben? — Glaube, der nicht bessert, ist so viel als keiner. Nur als Licht, das dem Menschen sein Lebensziel erhellt, als Flamme, die fürs Gute sein Herz erwärmt, als Stab, an dem der Müde zum hellen Schauen jenseits des Grabes gelangt, und als Stern der Hoffnung in der Nacht der Leiden, hat der Glaube Bedeutung und Werth. Am schönsten erscheint er, wenn ihm Liebe und Hoffnung zur Seite

ſtehen, weil der Menſch von Liebe erglüht, von ſeliger Hoffnung begeiſtert, das Unbegreifliche vollbringt.

Das iſt der Glaube, ohne welchen kein Menſch ſelig werden kann. Dieſer Glaube war von jeher der Glaube aller wahren Weiſen, wurde aber erſt durch Jeſus ein Gemeingut für alle Menſchen.— Von der Zeit an hat dieſer beſeligende Glaube Wunder gethan.— Als die ewige Grundlage alles Göttlichen hat er den Koloß der Abgötterei umgeworfen, ganze Nationen menſchlicher gemacht, und Menſchen zu Tugenden entflammt, die durch das Gepräge des Uebermenſchlichen, bei der Nachwelt in unauslöſchlichem Andenken bleiben werden.

Das Heiligthum dieſes Glaubens, von Jeſus auf ſeine urſprüngliche Einfachheit zurückgebracht, wurde ſchon frühe unter menſchlichen Erfindungen und prieſterlichen Gezänken in ſeiner Reinheit getrübt; es währte gar nicht lange, bis durch Grübeln über Dinge, welche Jeſus ſelbſt im Verborgenen ließ, ſich ſein Gebiet zum großen Nachtheil der Bekenner merklich erweiterte. Dieſes Grübeln vererbte ſich krebsartig auf die Folgezeit, daß man gar bald ſich lieber mit den Dunkelheiten und Geheimniſſen der Religion, als mit den eigentlichen Lehren des Heils beſchäftigte. Es ſagte der menſchlichen Gemächlichkeit mehr zu, ſich durch unnütze Fragen den Kopf zu zerbrechen, als im Geiſt und Sinne Jeſu zu leben. So mußte endlich die Zahl der Glaubensmeinungen bald das Maaß der Religion werden, und die Lehre Jeſu vom heiligen Leben faſt ganz in Vergeſſenheit kommen. Daher in ſpätern Zeiten neben dem größten Eifer für Rechtgläubigkeit die roheſte Sittenverwilderung, wie man ſie kaum in den Zeiten des blinden Heidenthums fand.

Oft glaubt man auf dem wüſten Ozean damaliger Menſchengeſchichte den Gott zu verlieren, den man auf dem feſten Lande der Naturforſchung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geiſtesaugen ſieht, und mit vollem Herzen verehrt. Während man auf Synoden mit wilder Kampfluſt gegen einander auszog, mit ſinnloſer Leidenſchaft über einander herfiel, und zur Ehre Gottes einander verketzerte; während man alle Spitzfindigkeiten der Dialektik aufbot, um Glaubensformen feſtzuſetzen, und in ſelben den menſchlichen Geiſt einzukerkern, daß er ſichs nicht ferner beigehen laſſe, ſeine Denkkraft am Höchſten zu üben: wurde allmählich das Bild

der Gottheit, welche im Tempel der Natur voll Allmacht und gütiger Weisheit gleichsam jedem entgegen tritt, der sich unbefangen darin umsieht, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und die einst so einfache, reine, deutliche Glaubenslehre ward durch Judaisiren und Platonisiren endlich zum dunkelsten Lehrsystem, auf das man um so mehr Gewicht legte, je weniger das gemeine Volk dabei zu denken im Stande war.

Mochte es immerhin bis zur Evidenz einleuchten, daß die Glaubenslehre, vom Gewebe unverständlicher Formeln entkleidet, den Menschen kräftiger anspreche, und daß die Menge ihren Jesus und die ungekünstelte Sprache des Evangeliums eher verstehe, als den heiligen Justinus, oder Irenäus, oder den ehrwürdigen Tertullian, als den Petrus Lombardus, oder den Thomas von Aquin: man zog platonischen Grillenfang und aristotelische Spitzfindigkeit, worin so manche Kirchenväter sich gefielen, der frommen Einfalt des Evangeliums ohne Bedenken vor, und wetteiferte so recht mit einander, vollends den letzten Rest des Verständigen aus dem Gebiete des christlichen Glaubens zu verdrängen. Zur Ehre damaliger Glaubenslehrer möchte ich eben nicht behaupten, daß Absicht, des Volks Dummheit besser zu benutzen, sich hinter unverständlicher Lehre versteckt habe.

Je mehr man von dem einfachen Institut des Christenthums, als von einer thätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr spekulirte man jenseits der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand immer mehr Geheimnisse, und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß. Man eiferte gegen abweichende Meinungen über solche Geheimnisse weit mehr, als gegen einen von den göttlichen Vorschriften abweichenden Lebenswandel, und es war keine sonderlich seltene Erscheinung, daß die Kirche dem größten Verbrecher zur Versöhnung die Hand bot, indessen sie ohne Nachsicht dem an der Himmelspforte alle Riegel vorschob, der nicht unbedingt und blindlings seine Vernunft gefangen gab, und sich weigerte, gegen eigene innere Ueberzeugung einer andern Ansicht zu huldigen.

Man hätte nie vom Grundsatz ablassen sollen: der Glaube müsse durch die Vernunft gesichert und befestiget, und die Wahrheit durch Offenbarung zur menschlichen Fassungskraft herabge-

bracht werden, und der beste Glaube erhalte seinen Vorzug durch Deutlichkeit. Wer den Glauben, den er mir prediget, mit Geheimnissen belastet, der weckt eben dadurch in mir Mißtrauen dagegen. Wahrheit ist Wahrheit für alle Menschen, und leicht dürfte ein Glaube verdächtig scheinen, wenn man ihn in einen Schleier einhüllen muß, damit die Menschen verehren, was sie nicht kennen. Offenbarung muß der Vernunft nachhelfen: was ich glauben soll, darf also nie als Gegensatz der Vernunft erscheinen. Offenbarung ist nur dann rechter Art, wenn sie durch die Vernunft erkennbar ist. Nur der Glaube, der göttliche Vollendung des Menschlichen ist, mit dem Menschlichen das Göttliche verbindet, und die erhabenste Bestimmung des Lebens mir erklärt, dem Göttlichen und Ewigen mich zu nähern, nur der Glaube, durch den mir in Beziehung aufs Heiligste hell wird, was vorhin dunkel war, kann mir als Leitstern auf den dunken Irrgängen durchs Leben dienen. Die angezündete Fackel mag noch so helle Flammen sprühen, welchen Werth kann sie für mich haben, wenn ich dabei doch nicht mehr, als bei einem spärlichen Ampellichte, sehe?—Glaubenslehre, wobei ich nichts denken kann, kömmt mir vor, wie ein Wort aus der Wüste gesprochen, vor dem die Hörer in dumpfer Betäubung niederstürzen, und es kaum wagen, dem Schalle ihr erschrockenes Ohr zu öffnen.

Hätte man genauer Jesu und seiner Apostel Lehre und Lehrart geschieden: unser Glaubensgebäude wäre nie durch so viele kirchliche Satzungen und seltsame Meinungen verdüstert worden. Was Jesus lehrte, bestand in den erhabensten Wahrheiten, die sich für die gesammte Menschheit in unüberwindlicher Kraft äußern; aber die Art, wie er lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt, zu denen er sprach. Wäre Jesus unter den Völkern am Ganges oder in China aufgestanden: dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, aber die Form eine andere gewesen seyn; er würde nicht von mosaischen Opfern, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen, und sogar ihren Vorurtheilen angesponnen haben.

Wie Jesus, so blieben sich auch seine Apostel in der Lehre immer gleich, so oft auch die Form ihres Vortrages wechseln mochte.

Sie mengten manches Ort- und Zeitgemäße ein, was für andere Gegenden und Zeiten ohne Zweck und Bedeutung gewesen wäre. So sprach Paulus unter den hellern Griechen zu Athen, zu Korinth ꝛc. anders, als er zu seinen Landsleuten zu Jerusalem und in Palästina reden durfte.

Unglücklicher Weise hielt man in der Folgezeit an allem fest, was von den früheſten Glaubensboten noch herstammte. Ihren Nachfolgern im Lehramte galt das Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die empfangenen morgenländischen Sprachbilder auch in den kühlen Abendländern bei, und predigten den Christenglauben für die Heiden in Ausdrücken, welche nur für Juden paßten und nur diesen verständlich waren.— Jeder Spruch, ja sogar jedes Wort aus dem Munde, oder aus der Feder eines Apostels ward Glaubensnorm.

So mußten bei Menschen und Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und mancherlei Mißverständnisse entstehen. Diese Mißverständnisse erzeugten neue Erklärungen, wodurch sich die Glaubensmasse fast bis ins Unendliche erweiterte. Die Erklärer, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, unterließen nicht, ihre damaligen Ansichten unwillkührlich beizumischen, daß am Ende das Einfachste verwickelt, das Klarste finster werden mußte. Aus den jüdisch-griechisch-ägyptisch-römisch-gothisch-gallischen Zutragungen erhob sich mit der Zeit ein Lehrgebäude des Glaubens, das den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem morgenländischen Bilderthum seltsam vermählte.

Mit dieser bunten Glaubenslehre wanderten später Heilsboten bis zu den Nationen fremder Welttheile, und nichts war natürlicher, als daß sich mit der christlichen Kirche der kirchliche Lehrbegriff erweiterte, der auf verschiedenen Kirchenversammlungen genauer bestimmt, endlich nothwendig alle Denkfreiheit vernichten, und den Tugend tödtenden Wahn erwecken mußte, daß die Religion mehr in der Behauptung von gewissen Meinungen, als in der Ausübung von guten Handlungen bestehe. Man erzielte dadurch Einheit des Glaubens, die schon durch immer neuen Zuwachs unmöglich gemacht, traurige Veranlassung zu blutigen Zwisten und

Grauſamkeiten wurde, wodurch man im blinden Eifer die Religion der Liebe ohne Bedenken entweihete.

Spitzfindigkeiten ſind ſchon gar nicht zum Glauben geeignet, wenn er allgemeine Verpflichtung iſt: darum ſollte es im Glauben ſo wenig, als in der Mathematik, Sekten geben. Ueber erwieſene Wahrheiten vereinigen ſich leicht alle Menſchen, und unerwieſene ſind ſo viel, als keine. Iſt eine Wahrheit dem Menſchen ſo nothwendig, wie die Sonne der Erde, ſo muß ſie ſo hell ſtrahlen wie dieſe. Es iſt Ungereimtheit, es iſt Beſchimpfung des menſchlichen Geſchlechtes, es iſt Frevel gegen die Gottheit, wenn man behauptet, es gebe Wahrheiten, die dem Menſchen zu wiſſen unumgänglich nothwendig ſind, Gott habe ſie aber dem Menſchen verborgen.

Allein die Menſchen begnügen ſich mit dem Einfachen nicht; was ſich gleichſam von ſelbſt verſteht, iſt ihnen viel zu wenig. Daher kam es, daß ihnen das, was in der Folge über die Perſon Jeſu gefabelt wurde, bald wichtiger erſchien, als was er ſelbſt gelehrt hatte, und daß eine Lehre unbegreiflich ſeyn mußte, um Eingang zu finden. Tertullians Folgerung: Impossibile est, ergo verum est, (es iſt unmöglich—unbegreiflich,—alſo iſt es wahr) ſagte Manchem mehr zu, als was immer für ein Beweis, nach allen Regeln der Logik geführt. Je niedriger die Bildungsſtufe iſt, auf welcher der Menſch ſteht, deſto mehr iſt ihm jeder noch ſo abentheuerliche Unſinn willkommen, wenn man ihm denſelben mit dem Titel der Offenbarung ſtempelt. Der höchſte Grad von Unbegreiflichkeit iſt ihm das ſicherſte Merkmal der Offenbarung. Die Urſache liegt in der Natur der Geiſtesbeſchränktheit. Die Offenbarung wird hier als Erſatz der Vernunft, als ein Inbegriff von Lehren poſtulirt, welche der Vernunft ganz fremd ſind. Wo der Geſichtskreis gar zu beengt iſt, da können nur ſolche Sätze, die gar keinen Berührungspunkt mit der Vernunft haben, Gegenſtand der Offenbarung ſeyn. Der ſonderbare Beweis: impossibile est, ergo verum est, hält nach Volksbegriffen jedem andern das Gegengewicht.

Traurig iſt's, daß die Herrn Theologen, die ſich Ausleger der himmliſchen Lehre, Dollmetſcher der Gottheit nennen, und als ſolche die Wahrheit in ihrer reinen Geſtalt darſtellen ſollten, ſteifen Ernſtes das Vorurtheil mit ihren Auslegungen übertünchen. Aus den Schwärmereien des morgenländiſchen Unſinns deduciren ſie

noch immer ein Syſtem des Glaubens, das den denkenden Kopf durch ſeine Verworrenheit empört. Höchſtens ſchmücken einige ihre Religionskrähe mit den Federn der neuen Philoſophie aus, damit ſie willigere Aufnahme finde, und durch ihr Gefieder die Blicke auf ſich ziehe. Sieht man aber ihren Abſichten auf den Grund, ſo iſt ihnen nichts mehr zuwider, als wenn man den Menſchen auf die Ausſprüche der Philoſophie aufmerkſam macht, und ihn auf die Selbſtgeſetzgebung ſeiner Vernunft zurückweiſet. Sie wollen zum Schein die Vernunft, aber ohne Verluſt ihrer Götzen; ſie möchten wohl als Eiferer für Wahrheit gelten, aber ohne die Altäre des Irrthums zu verlaſſen, an denen ihr Brodkorb hängt. Sie ändern ihre Sprache ſelbſt dann nicht, wenn ihr die innere Ueberzeugung widerſpricht. Unter dem Vorwande, Menſchen und Zeiten ſeyen für höhere Religionsanſichten noch nicht reif, bauen ſie heuchleriſch auf den Unterlagen des Irrthums fort. Sie ſind doppelzüngig in ihrer Sprache, ſchwankend in ihrem Vortrage, unbeſtimmt in ihren Lehren, unzuverläßig in ihren Syſtemen, furchtſam in ihren Urtheilen, verlegen, wenn ſie Rechenſchaft über ihren Glauben ablegen ſollen, und vor allem beſorgt, ob ſie an Ehre und Einkommen nicht verlieren, wenn ſie ſo beherzt als offen für Wahrheit das Wort nehmen. Wo der Bau der chriſtlichen Stiftshütte unter ſolchen Händen ſteht, wird es in derſelben ſo bald noch nicht hell werden. Dieſe ängſtliche Herrn, welche vom Lichte im Tempel der Religion Gefahren befürchten, haben meiſtens weniger Gottes Sache, als ſich ſelbſt im Auge. Im Grunde haben ſie viel Aehnliches mit denen, die beſorgen, der Blitz ſchlage ins Haus, weil es Fenſter hat, da er doch nie durch dieſe, ſondern nur durch deren Bleieinfaſſung fährt, oder ſich an der Rauchwolke des Schornſteins herabſchlängelt.

Wo für Geiſtesunmündigkeit ſo geſorgt wird; wo man dem Volke verbietet, mit eigenen Augen auf den Weg zu achten, den es zum Himmel zu nehmen hat; wo es verjährte Grundſatz iſt, es von der Wiege bis zum Grab am Leitband feſtzuhalten; wo man ihm zwar die heiligen Urkunden ſeiner Religion in die Hand gibt, aber es zugleich warnt, nichts anderes darin zu finden, als was ſeine Führer darin zu finden vorgeben; wo man durch Machtſprüche den Geiſt in die Schranken des Herkommens einbannt, und ihm einen Mark-

ſtein ſetzt, über welchen er nicht hinausſchauen darf; wo noch die Forderung ans Volk beſteht, ſich in Beziehung aufs Heiligſte alles eigenen Vernunftgebrauches zu begeben, und ſich leidend und gehorſam den eingeführten Satzungen heiliger Männer anzuſchmiegen; wo ſogar vermeinte Abweichung vom beſtehenden Glaubensſyſtem als unverzeihliches Verbrechen aufgerechnet wird, und nicht ſelten in unabſehbare Unannehmlichkeiten verwickelt ꝛc.: da muß blinder Glaube einheimiſch werden, der von jeher ſo nachtheilig und zerſtörend auf die Welt einwirkte.

Durch blinden Glauben wird die Vernunft gedemüthiget, worauf eigentlich des Menſchen Würde beſteht. Blinder Glaube und Vernunftgebrauch paſſen ſo wenig für einander, als Blindſeyn und Sehen. Rouſſeau hat ein wahres Wort geſprochen, als er ſagte, der müße ohne Vernunft überzeugen können, der ſie aus dem Gebiete der Religion wegweiſen möchte. Es gibt doch wohl nichts Göttlicheres, als das rein Vernünftige. Außer dem Gebiete der Vernunft kann ſelbſt die Gottheit nicht ſprechen. Wie die Vernunft der Maaßſtab aller menſchlichen Dinge iſt, ſo iſt ſie auch der Wegweiſer und die Richtſchnur in der Annäherung zum Göttlichen.— Vernunft iſt unſer Vorzug, und adelt uns als denkende Weſen: Vernunft muß alſo bei uns in allem wirken. Unſer Denken und unſer Glauben müßen von ihr geleitet werden. Der bloße Beſitz der Vernunft gibt nur höhern Rang; eigentliche Würde erringen wir erſt durch treuen Gebrauch derſelben. Glaube, ohne Zuſtimmung der Vernunft, iſt ein hölzernes Fundament, das wenig trägt, und bald fault. Dadurch erhält die Unfruchtbarkeit des Glaubens bei der undenkenden Menge ihre Erklärung.—Treffend iſt die Zeichnung des blinden Glaubens in Hallers nachſtehenden Verſen:

Wer blinden Glauben wählt, hat die Vernunft verſchworen,
Dem Denken abgeſagt, ſein Eigenthum verloren;
(Betrug hat ihn erzeugt, und Einfalt groß gemacht,
Er iſt das Joch der Welt, und ſchlauer Prieſter Pacht.)
Er weiß, ſo viel er hört, und ſeine Prieſter leiden,
Zahlt heilig Gaukelſpiel mit ſeinem Gut mit Freuden;
Tauſcht, was er jetzt beſitzt, für Schätze jener Welt,
Und ſchätzt ſich ſeliger, je minder er behält.

Wo der Glaube vernünftig seyn darf, ist Glaubenseinheit eine überspannte Forderung. Die Apostel verlangten nie: seyd übereinstimmend in eurem Glauben! dagegen riefen sie ihren Neubekehrten öfters zu: seyd fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens! Die Worte: Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, sagen etwas ganz anderes, als Einheit im Fürwahrhalten, wie nur Ein Gott, und eine Christenweihe ist; sie beziehen sich mehr auf Einheit des Wetteifers in treuer Pflichterfüllung nach dem einfachen Sittengesetze Jesu, und auf Einheit des Strebens, die Heiligkeit der christlichen Lehre im Wandel sichtbar werden zu lassen. Einheit kann nur der Religion, nicht der Ueberzeugung gelten. Es kann nur Eine Religion geben, weil nur Ein Gott ist, nach welchem sich alle Herzen hinwenden sollen; aber es muß verschiedene Gestaltungen des Glaubens in den Vorstellungen, der Liebe in den Handlungen, und der Hoffnung in den Erwartungen geben, weil die Geistesbildung einzelner Menschen wie ganzer Nationen progressirt ist, und in unendlichen Abstufungen sich offenbart.

Schon aus dem Grunde ist jede Hoffnung zu einer Vereinigung auf dem blos dogmatischen Wege vergeblich. Man begnüge sich doch, so die Herzen einander sich nähern auf dem Wege der Liebe, und alle sich im gleichen Streben nach täglich steigender Selbstvervollkommnung vereinigen. Nachbarn bemühen sich nicht, die Scheidewand ihrer Häuser einzuschlagen, und ein gemeinschaftliches Hauswesen einzuführen, um es gut bei und miteinander zu haben. Es könnte im Gegentheil gar leicht grimmige Händel geben, und der gemeinsame Haushalt mit Unterdrückung des Einen, oder mit tödtlicher Feindschaft Beider enden. Hab' ein Jeder Hut und Heerd, Boden und Keller, Buch und Kasse und sein eigenes Regiment für sich, und rede dem Nachbar nichts ein; aber ehre und liebe ihn und die Seinigen von ganzem Herzen, berathe ihn, und lerne ihm ab, freue sich seiner Freude, und kümmere sich seines Leids; und so dem Nachbar Gefahr droht, halte er sie für seine eigene, und so ihn ein Feind angreift, helfe er ihm treulich denselben abtreiben; und so der Nachbar einen Freund findet, sey auch er dessen Freund! — Dann wird's um Beide wohl stehen, und sie werden des Wandeinschlagens nicht bedürfen, um ein Herz und eine Seele zu seyn. —

Sollte es mit verschiedenen Glaubenspartheien anders seyn? Lasse man doch jede ihrer Ueberzeugung leben, jede nach der Väter Weise zu Gott beten, jede auf dem Wege ihr Heil suchen, welchen sie für den sichersten hält! So lange sie friedlich neben uns wohnen, redlich mit uns im Guten wetteifern, kann es uns wenig kümmern, wenn sie nicht genau mit uns die gleichen Ansichten theilen. Religion ist weder an Einheit der Ueberzeugung, noch an eine geschlossene Summe von Lehren gebunden. Nach Jakobi hat der beste Mensch auch immer die beste Religion.

So wenig Versuche zur Glaubensvereinigung verschiedener Kirchenpartheien frommen, so wenig ist es rathsam, ohne dringende Gründe zu einem andern Glauben überzugehen, oder Jemanden zum Uebertritt zu bereden. Der Uebertritt zu einem andern Glauben ist wie ein Spaziergang in neuen Schuhen; sie mögen noch so gut gemacht, noch so viel werth seyn, sie lassen uns doch die abgelegten bedauern, und werden uns so lange brennen und drücken, bis wir sie so ausgetreten haben, als die alten. Auch ist Sinnesänderung und bessere Aufführung nicht immer im Gefolge des neuen Glaubens; gar oft ist schon mit dem alten Glauben die Seelenruhe und die Freudigkeit im Rechtthun verloren gegangen. Verjährte Meinungen, die uns von Kindheit an wichtig waren, auch wenn sie irrig sind, lassen sich nicht, wie ein altes Kleid, ablegen. Wir stehen zu den Vorurtheilen unserer Kindheit im gleichen Verhältnisse, wie die Kinder zum Klausen, die, auch wenn sie ihn kennen, unwillkührlich zusammenfahren, wie er ihnen unter die Augen tritt, oder vor der Thüre seine Schelle rüttelt.

Die Meisten sind in Beziehung auf den Glauben, wozu sie Geburt und Erziehung gemacht haben. Ohne Ausnahme fast auf alle paßt, was einst Sophocles von Jocasta erzählte. Diese, als sie zu dem Lycischen Apoll betete, sprach in der Einfalt ihres Herzens, sie wäre darum in seinen Tempel gekommen, weil er der nächste gewesen wäre. Das war nun freilich ein unartiges Kompliment, das sie seiner Gottheit machte. Gleichwohl ist das Kompliment nicht viel besser, das man Gott macht, wenn man bei der Lehre und dem Glauben bleibt, darin man erzogen wurde, blos um sich die Mühe des weitern Aufsuchens zu ersparen.

Wäre der Glaube, der durch eigenes Nachdenken in Ueberzeugung

aufgenommen wird, für den Menschen nothwendige Bedingung zur Seligkeit: dann wäre es entschieden mit der großen Mehrheit schlecht bestellt. Der Glaube aufs bloße Fürwahrhalten beschränkt, ist bei den Meisten nur angelernt, und die Wenigsten sind im Stande, darüber Rechenschaft zu geben. Der Lehrbegriff, dem sie huldigen, wurde schon von ihren Eltern festgehalten: mehr bedarf es nicht, um desgleichen zu thun. Ihr Glaube ist mehr väterliches Erbe, als eigene, auf haltbare Gründe sich stützende, Ueberzeugung; sie glauben, ohne oft recht zu wissen, was und warum?—Zum großen Glück für sie ist eigentlich Religion mehr, als Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Lehren; sie ist mehr Herzensangelegenheit, als Verstandessache; sie hat es mehr mit Gesinnungen, als mit Vorstellungen zu thun; sie ist das Seyn des Endlichen im Unendlichen; sie ist frommer Kindersinn zu Gott, der aller Menschen Vater ist; sie ist redliches Streben nach Gottähnlichkeit; sie ist demüthige Anerkennung des göttlichen Willens in jeder Pflicht, wovon freudiges Rechtthun die Frucht ist. Nicht die Summe hoher Lehren, denen der Mensch beipflichtet, sondern die Summe hoher Tugenden ist's, was uns eigentlich mit Gott verbindet. Was der Mensch, um gut zu seyn, und es immer mehr zu werden, wissen muß, liegt nicht so hoch, daß es nicht der Geringste im Volke erreichen könnte. Was darüber hinaus liegt, kann also nicht Forderung an die gesammte Menschheit seyn, und die Lehre der Schule ist nicht das Maaß des allgemeinen Glaubens. Der schulgerechte Theolog, der über die Lehren seiner Kirche wie ein Buch spricht, und jeden Satz mit Gründen belegt, steht in Bezug auf Religion nicht selten tief unter dem Volke, das in kindlicher Einfalt zu Gott betet, und von heiliger Ehrfurcht ergriffen, von inniger Liebe erglüht, in treuer Pflichterfüllung zutraulich seine Seligkeit sucht, und gewiß auch findet.

Aberglaube.

Aberglauben heißt mehr glauben, als man nach vernünftigen Gründen zu glauben berechtigt ist. Der Aberglaube ist das Gegentheil vom Unglauben; beide haben das mit einander gemein, daß sie auf vernünftige Gründe nicht achten. Der Aberglaube beruht so recht auf Mangel des Verstandes, der sich ungeprüft Erscheinungen blindlings unterwirft, und sie ohne Bedenken von unbekannten übernatürlichen Kräften ableitet. Je tiefer die Bildungsstufe ist, auf welcher der Mensch steht, desto mehr ist bei ihm der Aberglaube vorherrschend. Kinder und Unwissende staunen alles an, was sie nicht begreifen können; ihnen ist alles Wunder, was über ihre Fassungskraft geht. Dadurch wird erklärbar, warum uns die Geschichte die ältesten Zeiten als die wundervollsten bezeichnet, und warum meistens der Aberglaube mit Rohheit der Völker auf gleicher Linie steht.

Der Abergläubige ist ein sehr jämmerlicher Mensch: Was er unternimmt, thut er nicht, weil es gut ist, oder weil es die Pflicht erheischt, sondern weil es schon seine Großmutter für gut fand, so und nicht anders zu thun. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster; er fürchtet sich vor einem quergelegten Besenstiel mehr, als vor Sünde und Hölle; ein Hase oder eine Elster setzen ihn in Angst; er sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, hört in jeder Unke eine Wehklage, und hält jede schwarze Katze für eine Hexe; er nimmt jeden Kometen als einen Unglücksboten an, schreibt jede seltene, mit auffallenden Aeusserungen verbundene Krankheit auf Rechnung eines bösen Geistes, und fährt, wie vom Blitze getroffen, zusammen, wenn am einsamen Orte bei dunkler Nacht ein Brett knarrt. Da es seine Sache nicht ist, zu untersuchen, zu prüfen, nachzudenken, und auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu achten: so vermag eine Kleinigkeit, ihn außer Fassung zu bringen, und sein Herz in Aufruhr zu setzen. Gewohnt von Menschen, oder Dingen, oder Kräften der Natur mehr Gutes zu erwarten, oder mehr Böses zu fürchten, als dazu vernünftige Gründe vorhanden sind, befindet sein Herz sich in beständiger Ebbe und Flut zwischen Hoffnung und Furcht; er kennt das Beseligende anhaltender Seelenruhe nicht: ein fauler Stock, der im

Dunkel der Nacht aus der Ferne leuchtet, ein Zündwürmchen neben dem Wege, ein Flämmchen, das in moosichter Gegend aus der Gährung aufsteigender Dünste sich entwickelt, eine ungewöhnliche Gestalt, die matt vom Mondlicht erhellt, ihm unerwartet gegenüber steht, oder plötzlich entgegen tritt, der dumpfe Ruf eines Uhus, vom kreischenden Gequicke seiner Gattin erwiedert, mit einem Worte, Alles, was das Gepräge des Sonderbaren trägt, bringt ihn mit der Vernunft in Widerspruch, und wird ihm nicht selten Veranlassung zu unausstehlicher Seelenpein, und zu Mißgriffen, und Thorheiten, welche zerstörend auf sein ganzes Lebensglück einwirken. Der Abergläubige ist über alle Vorstellung unbehilflich; er hat kein Vertrauen auf Gott; er entzieht sich seiner väterlichen Leitung; ihm gelten unvernünftige Mittel mehr, als solche, welche ihm die Religion und der weise Rath eines bewährten Freundes anbieten; er glaubt dem Betrüger mehr, als eigener Einsicht, oder wohlgemeinter Zurechtweisung aus dem Munde eines Mannes, der sich vieljährige, theure Erfahrungen sammelte. In Krankheiten und in andern Nöthen weiß der schlaue Betrüger seiner Leichtgläubigkeit trefflich zu bedienen, um daraus für sich Gewinn zu ziehen.

Ueber die Schädlichkeit des Aberglaubens ist unter Verständigen nur eine Stimme. Für alle mag hier der unsterbliche Göthe das Wort nehmen: „Mir bleibt, schreibt er, der Aberglaube als das Schädlichste, was bei den Menschen einkehren kann, verhaßt.“ Er verwandelt die Religion in eine mörderische Glaubenswuth, welche mit Dolch und Fackel das Glück der Brüder verheert. Wer entsetzt sich nicht über die menschliche Blindheit, wenn er in den heiligen Urkunden liest, daß es zu Moses Zeiten in Aegypten, Kanaan ꝛc. Leute gab, welche aus falschem Religionseifer ihre eigenen Kinder den Götzen zu Ehren verbrannt haben? Wer staunt nicht, wenn er sogar noch in den Jahrbüchern neuerer Zeit angebliche Zauberer und Hexen findet, welche gerichtlich verurtheilt, auf flammenden Scheiterhaufen kläglich ihr Leben endeten? Wer wird nicht von Unmuth ergriffen, wenn er an die Gräuel der Vergangenheit denkt, wo noch schonungslos der Aberglaube die Mordfackel schwang? Wer zuckt nicht mitleidig die Achseln über die Mißhandlungen und Kränkungen, die der edle Galilei noch im sieb-

zehnten Jahrhundert von Pfaffen und Mönchen erdulden mußte, weil er es wagte, im unermeßlichen Gebiete der Naturlehre weiter und heller, als sie, zu sehen? Wessen Herz empört sich nicht, wenn er den großen Naturforscher vor diesen Geisteszwergen auf den Knien sich vorstellt, die Hand aufs Evangelienbuch gelegt, um der rohesten Unwissenheit gegen innere Ueberzeugung eine angebliche Ketzerei abzubitten, wozu sich bald nachher die ganze gelehrte Welt bekennte, weil ihm noch der einzige Weg offen stand, dem Kerker des heillosen Ketzergerichtes zu entkommen? Wer möchte nicht Blut weinen, wenn er in Bossuets Leichenrede auf den grausamen Kanzler le Tellier die Worte liest: Sie haben, Sire! die Ketzer vertilgt; dies ist Ihrer Regierung schönstes Werk? Wer möchte sich der Aufklärung eines Zeitalters rühmen, wo noch Stallketten gesotten werden, um einen entlaufenen Stier herbei zu bannen?

Es grenzt beinahe an Unmöglichkeit, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis an seine Wiege zu verfolgen, weil es an den nöthigen Urkunden mangelt, um durch ausgehobene Beweise seiner Erzählung Gewicht und Haltung zu geben; indessen läßt sich die Entstehung des Aberglaubens psychologisch klar nachweisen, wenn man auf die Umstände achtet, unter welchen uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt. Mangel an Geistesbildung und rohe Unwissenheit waren entschieden die Hauptquellen des Aberglaubens. Je weniger der Mensch die Kräfte der Natur, und ihren Einfluß auf das Wohl und Wehe seines Geschlechtes kennt, und je ungeübter sein Denkvermögen ist, desto mehr ist er geneigt, an sich natürliche Erscheinungen, die sich seine beschränkte Vernunft nicht zu erklären vermag, von der Einwirkung unsichtbarer Wesen unmittelbar abzuleiten. Daher kam's, daß der Wilde, der das Schießpulver und seine Kraft nicht kannte, jene Europäer für höhere Wesen ansah, die durch Feuer und Knall aus großer Entfernung Menschen zu Boden streckten, mit denen sie in keine sichtbare Berührung gekommen waren. Aus dem gleichen Grunde sieht noch dermalen der Unwissende manche menschliche Kunst, manche Aeußerung der Naturkräfte, als Zauberwerk an, und staunt über den Mann, der diese Kräfte zu benutzen weiß. Hätten die Aegypter, die Kananiter und Juden die Natur, ihre Kräfte und Erscheinungen besser

gekannt, wäre ihr Geist weniger beschränkt gewesen: jene Betrüger und vermeinte Zauberer hätten gewiß ihren Unfug weder so lange, noch so öffentlich unter ihnen treiben können.

Allmählig sind Einzelne, von der Vorsehung reichlicher mit glücklichen Geistesanlagen bedacht, bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn erwachte bei ihnen, und entwickelte sich vortheilhaft; schärfere Sinne, und glückliche Zufälle leiteten sie auf wohlthätige Entdeckungen von allerlei Eigenschaften und Kräften an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien, woraus sie zur Zeit noch Andern ein Geheimniß machten, um durch unbegreifliches Wirken ihre Bewunderung und unbedingtes Zutrauen in sichern Anspruch zu nehmen. So entfaltete sich nach und nach der Keim einer Philosophie, die einen tiefen, aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahndete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Den Eingeweihten waren alle Dinge der sichtbaren Welt Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches, ausschließlich nur ihnen lesbar. Dadurch bekamen sie den Schlüssel zum Innern der Natur allein in die Hand, und mit ihm alle Mittel, sich zum Schein die guten und bösen Dämonen dienstbar zu machen, und die undenkende Menge nach Gutbefinden zu lenken.

Mit dieser Geistesüberlegenheit, mit diesen Kenntnissen hätten sie die Wohlthäter ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt werden können; aber nicht alle waren stark genug, es mit den Zumuthungen des Stolzes und der Eigennützigkeit aufzunehmen. Mehrere bedienten sich ihres höhern Wissens nur, um empor zu kommen, und das Volk in träger Abhängigkeit von ihnen fest zu halten; sie zogen vor, die entehrende Rolle verschmizter Betrüger zu spielen, in deren Händen sich bald der Zauberbecher füllte, aus welchem nachher alle Völker den Aberglauben in vollen Zügen tranken.

Edler dachten die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe, und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen. Da sie den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meere und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, mit welchen jene Betrüger vertrauten Umgang heuchelten, in den Gemüthern schon vorfanden: so war es ihnen wohl nicht zu verargen, daß sie diesen

Umstand zu ihrem großen Vorhaben benutzten. Sie würden sich den Weg zu ihrem Zweck selbst verlegt haben, so sie es hätten wagen wollen, vorerst den tief gewurzelten Volkswahn zu zerstören. Als Männern hellen Geistes, konnten ihrer Aufmerksamkeit und ihrem Scharfblicke die Gefahren wohl nicht entgehen, die von einem solchen Beginnen unzertrennlich sind. Sie wußten so gut, als Schiller:

Gefährlich ist den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn:
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Sie kannten das menschliche Herz zu genau, um nicht einzusehen, daß die Furcht vor den Göttern unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, solche rohe Menschen zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze, oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienste bestimmtere Form, und größere Feierlichkeit; sie stifteten Mysterien, und unterließen überhaupt nichts, sich des Gehorsams gegen die Gesetze zu versichern.

So wurden alle bürgerliche Gesellschaften gewisser Maaßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution aus; man betrachtete sie als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Begreiflich wirds dadurch, daß der Aberglaube auf diesem Wege selbst constitutionell wurde, und durch Verjährung geheiligt, durch öffentliche Gesetze gehandhabt, zusehends an Festigkeit gewann, daß es nicht leicht jemand wagen durfte, ihm feindselig entgegen zu treten.

So rohe Menschen, wie man sich dieselbe in der grauen Vorzeit denken muß, waren auch wenig fähig, sich zu höhern und reinern Religionsansichten zu erheben; sie waren noch für würdigere Begriffe der Gottheit, für den tröstlichen Glauben an Vorsehung und

Unsterblichkeit, an eine ewig vergeltende Zukunft jenseits des Grabes wenig empfänglich. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer Anbetung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese Letzteren wurden nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihrer Götter, die sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimme und Erscheinungen offenbarte. Das Volk glaubte fest, sie wären von den Göttern selbst in den Geheimnissen der Natur und menschlicher Schicksale unterrichtet. Daher waren die Priester in jenen ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volkes, und sind es noch bei allen Völkern, die auf der untersten Bildungsstufe stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen, oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war größtentheils ein Zweig ihre Magie und Theurgie.

Die Neigung zum Wunderbaren, und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur.— Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall, mehr oder weniger, ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten: die Meisten kannten den wahren Gehalt ihrer übernatürlichen Künste, und trugen nicht das mindeste Bedenken, die Schwachen zu betrügen, die so gerne betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr bischen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas Uebernatürliches zu sehen und zu hören hoffen. Die so hoch gepriesene, und falsch gerühmte Weisheit der ägyptischen Priester beruhte recht eigentlich auf vorbenannten Künsten.

Nach einigen Jahrtausenden brach endlich das Licht wahrer Philosophie unter den Griechen an, und der Aberglaube sank bei dem edlern Theile der Nation nach dem Verhältnisse der steigenden Aufklärung. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Ne-

publiken nun einmal einen Theil ihrer Staatsverfassung ausmachte, so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Zerwürfnisse zu kommen, als daß diese Letztern nicht immer gewußt hätten, sich im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes zu erhalten. Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Sekten und Orden. Einige derselben, namentlich die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden Dämonenlehre sehr gut vertrugen. Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern, Aegyptern ꝛc. statt finden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus, und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie. Alexandrien wurde die Schule einer neuen Philosophie, in welcher die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammenflossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

Als die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern römischen Reichs alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch die Wissenschaften sehr spät angefangen, und sogar unter den Großen nur auf wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und Aegyptischen Landstreichern überschwemmt, die unter dem Namen syrischer oder ägyptischer Priester, Magier, Kaldäer ꝛc. diese Geistesschwäche der Römer sich auf alle mögliche Weise zinsbar zu machen wußten.

So war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, mehr oder weniger mit Göttern und Feenmärchen und mit dem

Glauben an übernatürliche Undinge erfüllt; die ganze Menschenmasse war mit magisch religiösem Wahnwitz und mit abgeschmackten Ausgeburten des Aberglaubens angesteckt, als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre, und mehr noch durch sein Beispiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung von allen magischen und theurgischen Alfanzereien gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, auf Liebe zu Gott und den Menschen, und auf Ausübung der Tugend zurückzuführen.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, oder mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens und der Magie über die menschlichen Gemüther ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte seyn. Aber was wir gewiß sagen, und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte bis zur Ueberzeugung beurkunden können, ist, daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich Christen nannten, gehemmt, und (aufs gelindeste zu reden) durch einen fortdauernden Zusammenfluß nachtheiliger Gegenwirkungen, bis auf diesen Tag, nur hie und da im Kleinen, und auf eine sehr unvollständige Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart, und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, der in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegeneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören, und dafür ein Reich Gottes in den Herzen der Menschen zu begründen—es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger und Anhänger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und Beispielen so himmelweit entfernen konnten, und in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen, und das Reich des Aberglaubens und des Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen

war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wieder herzustellen, sich's beigehen ließen.

Unsere eigene Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Swäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als das erste und zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die muthigen Kämpfe eines Lucians und Celsus mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit reichten nicht hin, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele Umstände, und in der Folge besonders durch die neuplatonische Philosophie—die Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

Auch Christen huldigten dieser schwärmerischen Philosophie, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar dazu den Schlüssel zu enthalten schien. Als endlich ihre Parthei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthum, die herrschende im römischen Reiche ward, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte: zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung, und unter andern Namen wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach gänzlich. Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich sogar, nach ihrem Beispiele der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande: sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch Reliquien der Märtyrer ꝛc., was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beistand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und

Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Konstantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Heiligen, armen Seelen und Teufeln. Alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Anachoreten, Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in jenen Zeiten fast alle ihre Rechte verloren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer im Schlamm des Aberglaubens. Die althergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten auf eine unnatürliche Art sich mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und erzeugten die abgeschmacktesten Ausgeburten einer verdorbenen Phantasie, welche ohne Untersuchung angenommen, und aus begreiflichen Gründen vom Klerus auf alle Weise unterhalten, und zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt, und mit kräftigen Flüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemaligen römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich durch Gesetze begünstiget und geschützt, sondern maßte sich noch neue, bisher unerhörte Rechte an. Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche geduldet. Die letztere, oder vielmehr der Klerus der christlichen Kirche, behauptete ein ausschließendes Recht, und duldete bald neben sich keine andere mehr. Ja, dabei blieb's nicht einmal: die Glaubenswuth trat in kurzer Zeit über alle Schranken: nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinung, und Vorstellungsart über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch die Irrenden mit Strafen. Man behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinem Verstand nicht zusagten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu setzen, wurde ohne viel Umstände als ein vorsetzlich Irrender, als ein halsstarriger Ketzer, nicht etwa nur zum ewigen, sondern auch noch zum zeitlichen

Feuer verurtheilt. Man kann solche Gräuelscenen in den damaligen Jahrbüchern nicht lesen, ohne von Entsetzen ergriffen zu werden, und den Unmenschen zu fluchen, die mit dem Heiligsten ihre Raserei und Blutdurst rechtfertigten. Unwiderstehlich muß sich da Jedem, dessen Kopf nicht verschoben, und dessen Herz nicht verrenkt ist, inniges Mitleiden über Zeiten aufdringen, in welchen der albernste Aberglaube für Religion galt, und das von Natur sanfte Menschenherz zum Herzen eines Tigers, das nach Blut lächzet, umschuf.

Indem man so den gesunden Menschenverstand in Ketten legte, und ihm jede Ueberzeugung, die nicht ins angenommene System paßte, als Hochverrath am Christenthum hart aufrechnete: entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte, Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunziationen, dem Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu werden, und dem Klerus ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen, und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten, und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Abgeschmacktheiten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und ungangbar zu machen, daß unter zehntausenden—selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfodert—kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber alles, was man wollte, blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neugebrochenen Ueberzeugungswege auf bloße Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen, statt der Ue-

herzeugung, vielmehr Zweifel erregte, und ſie wider ihren Willen auf neue, den herrſchenden widerſprechende Meinungen führte; ſondern es war auch ſchon vorher ausgemacht, daß jede Unterſuchung eines Dogma's, die ein anderes Reſultat, als dieſes Dogma, geben würde, an ſich ſelbſt ſchon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementariſchen und hölliſchen Feuers ſchuldig ſey.

Wehe dem, der ſich in dieſem armſeligen Jahrhunderte ſeiner Vernunft zur Prüfung deſſen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelſprüche des Pfafſthumes, das ſich einer willkührlichen und unumſchränkten Herrſchaft über den Verſtand, ja ſogar über die Sinne der Menſchen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgeſetzen des menſchlichen Denkens zu unterwerfen ꝛc. ſich unterſtehen wollte!—Alle Unterſuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die nur mit Beten, Faſten, Abtödtung des Fleiſches und gänzlicher Unterbrechung des Denkens bekämpft werden muß, und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, ſobald uns hier freier Gebrauch durch Strafmandate eingeboten wird, oder wohl gar in die dumpfen Kerker der Inquiſition, und aus dieſen auf einen Scheiterhaufen führt.

Auf dieſe Art und durch ſolche Mittel und Anſtalten mußte der unſinnigſte Aberglaube Haltung bekommen, und ſeine Wurzeln zu einer Tiefe treiben, daß man ſich wohl nicht wundern darf, wenn bisher alle Bemühungen, ſie von Grund aus zu zerſtören, fruchtlos blieben. Dieſe Wurzeln haben ſeit Jahrhunderten Alles umſchlungen; der Aberglaube iſt recht eigentlich ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwiſſenheit, und Friedrich der Große hatte wohl recht, als er einſt ſcherzweiſe behauptete: dieſe Dreieinigkeit herrſche in gemeinen Seelen eben ſo allgewaltig, als eine andere in den Schulen der Theologen. Dadurch wird begreiflich, wie es komme, daß bei aller Fruchtbarkeit unſers Jahrhunderts an Philoſophen, die ſo unerſchrocken als eifrig Wahrheiten verbreiten, der Aberglaube doch, wie von jeher, ſein Werk forttreibt.

Voltaire ſtürmte mit einem Muthwillen auf den Aberglauben ein, daß dadurch der guten Sache mehr Schaden als Nutzen zuging. Er kannte das menſchliche Herz zu wenig, wenn er auf dieſem Wege ans Ziel zu kommen hoffte. Darum ſchrieb ihm auch

ſein königlicher Freund: „ich wünſche Ihnen Glück zu der guten Meinung, die ſie von den Menſchen haben. Ich, der ich dieſe ungefiederte, zweibeinige Geſchöpfe vermöge der Pflichten meines Standes genau kenne, ſage Ihnen zum voraus, daß weder Sie, noch alle Philoſophen der Welt, das menſchliche Geſchlecht von ſeinem Aberglauben heilen werden. Dieß iſt ein Ingredienz, das die Natur der Compoſition beigemiſcht zu haben ſcheint, woraus unſer Geſchlecht beſteht. Man vereinfache den Glauben noch ſo ſehr: ich wette darauf, daß die Menge in kurzer Zeit einen neuen Aberglauben zur Welt bringen werde.“ Um in Wahrheit den Aberglauben zu vernichten, muß vorerſt die Unwiſſenheit aus der Welt geſchaft werden, was eine Aufgabe iſt, die man ſobald nicht löſen wird. So entfernt indeſſen das Ziel liegt, ſo iſt doch Annäherung möglich, wenn man es auch nicht ganz zu erreichen vermag; und ſchon damit wäre viel gewonnen. Freilich ſollten da die Großen der Erde kräftiger die Hand bieten, und wohlthätiger Aufklärung möglichen Vorſchub geben; aber leider ſcheint es bei vielen Staatsmaxime zu ſeyn, das Volk nie mündig werden zu laſſen, damit es willig am Leitband der Willkühr fortlaufe. Sie bedenken wohl nicht, was einſt der freiſinnige Pfeffel ſchrieb:

Stützt die Gewalt ſich auf den Aberglauben,
So fällt mit ihm, was nur durch ihn beſteht.

Wo mächtig der Aberglaube herrſcht, da gebietet Klugheit, Verſtellung, die dem Adel des Herzens wehe thut. Man darf nur leiſe auftreten, wenn man es mit ihm aufnehmen will; in offener Fehde kömmt man gegen ihn ſelten auf. Gewöhnlich geht dabei das Vertrauen verloren, ohne welches die gründlichſten Belehrungen am menſchlichen Herzen ohne Erfolg abprellen. Das Volk gleicht in dieſer Beziehung ſo recht einem Kinde, das deſto ſtärker die geliebte Puppe an ſich zieht, die man ihm gewaltſam nehmen will, und dem nie wieder gut wird, der ein ſolches Wageſtück ſich erlaubte.

Die Macht des Aberglaubens iſt ſtärker, als viele ſich einbilden. Es iſt nicht einzig der Pöbel, der an ſeinem Triumphwagen zieht; auch Gebildete, ſogar Gelehrte, ſind von ihm nicht immer frei.— Man erzählt von Hobbes, daß er, ſo unglaubig er auch bei Tage war, des Nachts aus Furcht vor Geſpenſtern nie allein ſchlief.—

Die Vorurtheile des Kindes wurzeln nicht selten so tief, daß sie sich sogar aufs Greisenalter vererben, und neben täglich steigender Geistesbildung sich behaupten. Es gibt Vorurtheile, nach welchen sich Könige und ganze Nationen richten. Offener Angriff auf etwas, das die Länge der Zeit gleichsam geheiliget hat, ist immer mit großer Gefahr verbunden, und war schon oft Gährungsstoff zu gewaltsamen Ausbrüchen. Je unmerklicher die Streiche sind, die man gegen den Aberglauben führt, desto sicherer treffen sie. Der Eigennutz vertritt da nur allzuoft die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit den versäumten Gebrauch des Verstandes. Wo man es mit solchen Feinden zu thun hat, reicht man mit Vernunftgründen nicht aus, besonders wenn sie beschämender Art sind. Stille Winke wirken meistens wohlthätiger und schneller, und bereiten fast unmerklich das Einsinken des Wahns vor. Der Mensch huldigt viel lieber einer Wahrheit, wenn ihm das Bewußtseyn schmeichelt, sie aus gegebenen Prämissen selbst gezogen zu haben.

Ohne den Aberglauben mit Namen zu nennen, weil jede Beschuldigung darüber die Eigenliebe kränkt, wird man ihm schon dadurch viel Abtrag thun, wenn man den Prüfungsgeist weckt, und dadurch der menschlichen Leichtgläubigkeit einen Damm setzt. Das Spiel redseliger Betrüger, angeblicher Wunderärzte, Segensprecher, Wahrsager, Geisterbanner ꝛc. wird bald ein Ende haben, wenn nur erst das Volk auf ihre Künste mißtrauisch gemacht ist. Der Geringste im Volke wird sich geschmeichelt finden, wenn man ihm sagt, es sey Entwürdigung der Menschennatur, andern blindlings aufs Wort zu glauben, und bei Leuten, deren Denk- und Handlungsweise, Absichten und Zwecke man nicht kennt, Rath und Hilfe zu suchen; der vernünftige Mensch müße nicht sehnsüchtig nach übernatürlichen Mitteln lauschen, wo natürliche hinreichen; was gegen die Vernunft sey, und wofür sich keine haltbaren Gründe angeben lassen, bleibe verwerflicher Wahn, so fromm und voll Zuversicht auch die Miene seyn möge, mit welcher es von Andern erzählt wird; Zaubereien, Wunderkuren, Spuckgeschichten von Gespenstern und Teufeln ꝛc. seyen nicht nur seltener geworden, sondern haben beinahe ganz aufgehört, seitdem der Glaube daran gesunken ist.

Ein Radikalmittel gegen Betrug und Aberglauben ist Ausbildung der Vernunft; wie sich ihr Gesichtskreis erweitert, verengt

ſich das Gebiet des Aberglaubens. Bekannter mit der Natur und ihren Kräften, lernt er manche Erſcheinung, die er vorhin als das Werk eines höhern, aber wohl gar eines böſen Geiſtes anſtaunte, als eine ganz natürliche Wirkung erkennen; ſein Glaube an Wunder, an Verbindung mit unſichtbaren Geiſtern, an Geſpenſtern, an Wahrſager und Teufelsbanner verſchwindet, wie es in ſeinem Verſtand heller wird. Je vernünftiger der Menſch überhaupt wird, je geübter ſeine Denkkraft, und je reicher der Vorrath geſammelter Kenntniſſe und Erfahrungen; deſto weniger Eingang findet der Aberglaube. Mag er ſich auch Manches nicht ſogleich zu erklären im Stande ſeyn, mag es hundertmal heißen, die Alten hätten doch auch an Einwirkungen des Teufels, an Zauberer und Hexen, an Geſpenſter und Unholden geglaubt, es müſſe alſo etwas daran wahr ſeyn; ſogar die Bibel ſpreche der Schwarzkunſt das Wort: das alles verſchiebt ihm ſein Urtheil nicht. Wo noch ſeine Vernunft ſchweigt, da will er lieber die Beſchränktheit ſeines Geiſtes eingeſtehen, und von der Pflege der Zeit den Aufſchluß abwarten. Das Alter allein erſetzt den Mangel der Gründe nicht. Wer blindlings ihm huldigt, und blos darum etwas verwirft, weil ihm das Gepräge des Alterthums fehlt, wird ſich nie über die Gemeinheit erheben, und zeitlebens nie vom Aberglauben frei werden: jede alte Wunderſage, jedes Mährchen aus der grauen Vorzeit documentirt, wird ſeinen Forſchungsgeiſt hemmen, ohne welchen der Aberglaube freien Spielraum hat.

Bibel und Geſchichte zeigen nur, daß jener Glaube an Schwarzkunſt ſehr alt, aber durchaus nicht, daß er wahr ſey. Allerdings beſtand er ſchon im moſaiſchen Zeitalter; der große Geſetzgeber erwähnt ſeiner ſehr oft; aber wir wiſſen zugleich aus ſeinen eigenen Nachrichten, daß er ihn ſtets mißbilliget, und ihm mit feſter Entſchloſſenheit entgegen gewirkt habe. Leider mißlang es ihm, den Aberglauben gänzlich auszurotten, und nur bei ſehr Wenigen erreichte er ſeinen Zweck. Die Rohheit des Volkes, deſſen Reform er übernahm, trat ſeinen wohlgemeinten Bemühungen faſt überall als ein feindſeliger Genius entgegen. Was hätte man auch Beſſeres von einem Volke erwarten ſollen, da ſelbſt unter deſſen Königen ſich noch lange nachher einige fanden, welche bei ſogenannten Schwarzkünſtlern Rath und Hilfe ſuchten?—Wer ſtutzt nicht dar-

über, wenn er aus den heiligen Urkunden dieſes Volkes erfährt, daß ſogar Saul, zum erſten Könige von Israel von Samuel aufgeſtellt, ſich vom einem Weibe hintergehen ließ, das beim leichtgläubigen Volke im Rufe einer Wahrſagerin ſtand?—

Im gleichen Geiſte, wie Moſes, ließen ſich die Propheten in der Folgezeit keine Mühe ſauer werden, den Aberglauben in ſeinen Fundamenten zu untergraben: demungeachtet ſtand er noch zu den Zeiten Jeſu auf furchtbarer Höhe. Man ſchrieb damals faſt alle Uebel der Einwirkung des Teufels zu, und ſuchte ſich dagegen durch Beſchwörungsformeln zu ſichern. Freilich ſahen, durch Jeſum und ſeine Apoſtel eines Beſſern belehrt, Manche ihren Irrthum ein; Viele ſogar, welche mit der Schwarzkunſt ſich abgegeben hatten, trugen ihre Zauberbücher zuſammen, um ſie öffentlich zu verbrennen. Indeſſen iſt es doch bis jetzt der Lehre Jeſu nicht gelungen, ganz das Reich des Aberglaubens zu zerſtören. Wohl mag da und dort der Glaube an Einwirkungen des Teufels abgenommen haben, und es als ein Zeichen beſſerer Zeit gelten, daß man keine Hexen mehr verbrennt: allein noch faſt überall ſind traurige Reſte der finſtern Burg ſichtbar, die ſich der Aberglaube zum bleibenden Sitz baute, die ſchon um ihres Alters willen dem vornehmen und gemeinen Pöbel ehrwürdig ſind. Umſonſt mag man ihm erweiſen, daß das Alter allein ein unſtatthafter Grund ſey, etwas für wahr anzunehmen, daß das Alter des Aberglaubens weit über das Chriſtenthum hinaus reiche, daß er aus der trüben Quelle des Heidenthums fließe; jede Bemühung, dem Aberglauben den Todesſtoß zu geben, iſt verloren, wenn nicht vorerſt mehr Geiſtesbildung ins Volk gebracht wird. Der Menſch zum Selbſtdenken zu träge, wird am Boden des Herkommens fortkriechen bei allem Sturmlaufen gegen Vorurtheile, welche ihm durch Länge der Zeit lieb geworden ſind; er wird ſogar auf den unbeſcheidenen Reformator ungehalten werden, der ihn aus den Grenzen ſeiner Gemächlichkeit zudringlich heraus haben will. Erſt wenn er zur Mündigkeit erwacht iſt, mag es angehen, ihm allmählich auf dem Wege der Selbſtprüfung und des eigenen Nachdenkens die Hand zu bieten. Die erſten gelungenen Schritte auf dieſem Wege werden ihm Muth und Freude machen, unverdroſſen darauf fortzurücken, bis ihm unerwartet die Schuppen des Vorurtheils von ſelbſt vom Auge fallen.

Angelernte Beweise gegen Aberglauben bleiben so lange unfruchtbar, bis sie durch Selbstdenken in eigene Ueberzeugung aufgenommen werden, was im Geschäfte der Aufklärung meistens übersehen wird.

Eine mächtige Schutzwehr des Aberglaubens ist die heilige Kirche selbst, freilich gegen ihre Bestimmung. Die Gewissenhaftigkeit und die Strenge in den Sitten nahmen bald ab, was man durch Strenge in der Beobachtung andächtiger Gebräuche zu ersetzen suchte. Je mehr sich das kirchliche Ceremonienwesen auf Unkosten der innern Religion erhob, desto entbehrlicher fand man nach und nach die Sittengesetze, welche einst Jesus umsetzte, daß endlich bei der Menge das Christenthum zum hohlen Aberglauben herabsank. Unbekannt mit dem Geist und Wesen der Religion, erklärte man fortan zufällige Nebendinge für die Hauptsache; man hieng an Worten und Formeln, an Ceremonien und Gebräuchen, und schrieb ihnen eine desto größere Kraft und Heiligkeit zu, je weniger sich dabei denken ließ. Die Geistlichen gefielen sich bei einer öffentlichen Gottesverehrung, mit allerlei Gepränge verbrämt; umflossen vom Glanze solchen Gepränges, standen sie vor dem Volke, das gedankenlos gaffte und staunte, als höhere Wesen da, inniger mit der Gottheit vertraut. Das sprach ihre Eitelkeit an, gegen welche kein Stand sichert, daß sie nur auf Mehrung und Erhöhung dieses Gepränges Bedacht nahmen, und die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit fast ganz verloren gieng. Der mit jedem Jahrhunderte steigende Glanz der öffentlichen Religionsanstalten wurde fürs Volk das sicherste Zerstreuungsmittel, daß im anhaltenden Schwelgen der Sinne und der Phantasie es dem Geiste beinahe unmöglich ward, zur Besinnung zu kommen. Die natürliche Folge war, daß man von dem Wesen der Religion immer weiter abkam, jenen Gebräuchen übernatürliche Heilkräfte zuschrieb, und vom Mitmachen derselben seine Seligkeit erwartete. Der Nachtheil war um so unvermeidlicher, weil man die eigentliche Bedeutung der vielen Ceremonien in eine Sprache einhüllte, die dem Volke fremd war, und den bestehenden Kirchenanstalten so recht den Schein magischer Handlungen lieh. Erbauung und Ermunterung zur Tugend, was Zweck aller Religion ist, mußten untergehen, wo alles darauf angelegt war, dem Volke unverständlich zu bleiben,

und es zum geistlosen Mechanismus hinabzudrücken. Zur Festhaltung des Aberglaubens waren auch von jeher die Kirchenrituale ein sehr wirksames Mittel. Wie Manches enthalten diese noch, was dem Zwecke der Religion zuwider ist? Wer findet nicht die Beschwörung und Exorcismen des Teufels, welche darin häufig vorkommen, zweckwidrig und vernunftempörend? Wer muß nicht das arme Volk von Herzen bemitleiden, das man durch so elende Alfanzereien hinhält, und zu allem Guten mißmuthig macht?— Von der Geburt bis zum Tod führt uns das Rituale den Weg der Furcht vor dem Teufel. Zuerst treibt man ihn aus dem Menschen, dem man die Christenweihe geben will, dann aus dem Wasser und Salz, deren man sich bei der Taufe bedient, als wenn geradezu alles in Gottes Schöpfung verteufelt wäre. Fast bei jeder andern Weihe wird der unumschränkten Macht des Satans das Wort gesprochen, damit ja das Vertrauen auf Gottes weise Weltregierung nicht aufkomme. Gleich unsinnig sind die Beschwörungen der Donnerwetter und des Hagels, die Exorcismen und Segnungen über Speisen und Getränke, über Ställe und Scheuen, über Ochsen und Schweine, über Wohnungen und Schlafgemächer, über Brautringe und Ehebetten ꝛc. in welchen fast immer der Satan die oberste Stelle einnimmt. Wer wills dem armen Volke verargen, wenn ihm die Religion das nicht ist, was sie seyn soll, so lange noch dessen Führer sich nicht entschließen können, ein Buch aus der Hand zu legen, das sich fast nach seinem ganzen Inhalt als eine Niederlage aller Albernheiten aus den finstern Zeiten der Barbarei ankündiget? Wer will ihm zumuthen, daß es den rechten Weg gehe, wenn die Wegweiser selbst blind sind?—

Auch Mönchsorden, welche im Orient sich zuerst aus verfolgten Christen gebildet hatten, und welche dort, ohne Ansprüche, in gemeinschaftlicher Erbauung, ein kümmerliches Leben führten, entarteten in der Folgezeit zu Instituten, welche kräftig die Sache des Aberglaubens führten, besonders seitdem widernatürliche Selbstpeinigung und freiwillige Bettelei für evangelische Tugend galten. Da sie in der römischen Politik ihren Vereinigungspunkt fanden, so verfehlten sie nicht leicht ihren Zweck. Klöster stiften und ausstatten, die Kirche und die Geistlichkeit bereichern ꝛc., ohne solche und ähnliche fromme Thaten gab es nach ihrer Angabe keine Vergebung

begangener Sünden, keine Seligkeit. Andächteleien jeder Art kamen durch ihre Verwendung schnell in Aufnahme. Bald hatte ein Rosenkranz in der Hand, ein Skapulier auf der Brust, ein lederner Gürtel um die bloßen Lenden, ein Amulet mit Heiligthümern gefüllt in der Tasche, eine Gebetsformel, Enthaltung von irgend einer Speise ꝛc. mehr Werths, als ein Herz voll Liebe, als Berufstreue, als sanftes Dulden im Leidensdrange, als stilles Hingeben in Gottes heiligen Willen bei nur verschuldeter Armuth. Ihre Herrschaft über Meinungen erwuchs in kurzer Zeit zu einer Geistestyrannei, die jede Untersuchung als Hochverrath an Christenthum und Kirche züchtigte. Niemand durfte es wagen, über unternommene Beschränkung des Denkens und Forschens Beschwerde zu führen, oder über die gezogene Grenze des Wissens hinauszugehen, wenn er nicht sein ganzes Lebensglück aufs Spiel setzen wollte. Das Menschengefühl kömmt in Aufruhr, wenn man von Torquemata, einst ersten Großinquisitor in Spanien, liest, daß er während seiner achtzehnjährigen Verwaltung des furchtbaren Ketzergerichtes 10,220 Menschen lebendig verbrennen lassen, 97,321 Gut's und Ehre beraubt, zu ewigem Gefängniß verurtheilt oder auf immer verbannt, überhaupt 114,400 Familien völlig zu Grunde gerichtet habe. Wo das Reich des Aberglaubens von Männern solchen Geistes und Herzens bewacht ist, wird nicht leicht Jemand einen Angriff wagen.

Ist's unter solchen Umständen ein Wunder, daß sich der Aberglaube über alle Schranken des Anstandes wegsetzte? daß das Heiligste um Geld feil wurde? daß man nur darum Ehehindernisse festsetzte, und Abstinenzgebote proclamirte, um den erschöpften Finanzen neue ergiebige Zuflüsse zu verschaffen? Wird man es befremdend finden, wenn man von Guicciardini vernimmt, daß unter Leo X. der Ablaß verpachtet wurde, und daß man selbst zu Rom in Wirthsstuben um Erlaubnißscheine würfelte, die armen Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen?

Wer möchte nicht lieber die entehrenden Fesseln des Aberglaubens abstreifen, nach Geistesfreiheit ringen, und, vertrauend auf Gottes Allmacht und Weisheit und Güte, von ihm allein sein Heil erwarten?—Was haben wir zu fürchten, wenn Gott für uns ist? Der Vater im Himmel weiß, was wir bedürfen; seine Vorsehung wacht über uns; was kann uns Leids widerfahren?—Oft liegen

die Mittel zu unserm Glück viel näher, als wir glauben: was nöthiget uns, zum Aberglauben unsere Zuflucht zu nehmen und bei Betrügern Hilfe zu suchen, da wir an Männern keinen Mangel haben, deren erprobte Kenntnisse und anerkannter guter Wille uns zur Hoffnung sicherer Hilfe berechtigen? Warum nach verborgenen Schätzen graben, wo keine liegen? Warum nach übernatürlichen Mitteln greifen, wo natürliche genügen, und uns zu Gebote stehen? Aberglaube ist Entehrung der Menschennatur, weil er die Frucht der Unvernunft ist. Der Mensch, der seine Würde fühlt, darf also dem Aberglauben nicht dienstbar seyn, nicht sich den Wilden gleich stellen, deren Gedanken nicht weiter, als die Sinne reichen, und die sogleich höhere Wesen ins Spiel zogen, wenn sie eine Naturerscheinung sich nicht erklären konnten.

Duldung.

Laß die Neider immer klaffen,
Laß die Grämmler voller Wuth
Bitt're Lästerungen heulen,
Schwarze Galle um sich sprüh'n!
Lache dieser blinden Thoren!—Fr. II.

Mir ekelt vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit den Worten Duldung oder Toleranz, und was noch ärger ist, mit der Sache selbst getrieben wird. Was nennt man dulden?— Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit loszählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen?—Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kömmt?— Toleranz, Duldung setzt voraus, daß der Duldende entschieden recht habe, der Geduldete aber seine Existenz nicht der Gerechtigkeit, sondern dem Mitleiden danken müße. Liegt nicht im Worte für den Geduldeten eine tiefe Kränkung?—Warum bediente man sich nicht lieber des Wortes Verträglichkeit, die auch neben ungleichen Ueberzeugungen statt finden kann und soll, und für keine Parthei entscheidet?—Ist es nicht häßlich, daß

was alle Menschen einander als Menschen schuldig sind,—nämlich, einander so zu behandeln, wie jeder von den Andern behandelt zu werden wünscht—mit einem so elenden Worte als Dulden, zu verkleinern, und beinahe auf nichts herabzusetzen?—

Welche mehr als kindische Inconsequenz!—Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyrannisiren. Ich kann von einem jeden fordern, daß er mich auf der Straße meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Andere dulden, daß ich von überirdischen Dingen anders, als sie, denke, wähne oder träume, ungeachtet sie selbst um nichts dadurch gebessert sind, ob ich so, oder anders über diese Dinge denke? Man duldet Fehler, Mißbräuche, die man nicht abändern kann; man duldet die Glücksspiele, die Lotterie, die öffentlichen Mädchen, den Mord vor Zeugen, den wir eine Ehrensache nennen; man könnte auch sagen, daß man die geheime Polizei dulden muß: wie kann aber dasselbe Wort dem Glauben gelten? Ist nicht Denkfreiheit ein ursprüngliches, durch kein geselliges Verhältniß der Menschen verlierbares, Recht der Menschheit? Kann Jemand befugt seyn, mir feindselig gegenüber zu treten, wenn ich in Ansehung des Glaubens oder Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne meiner eigenen Ueberzeugung folge?—Meine Gedanken gehören mir an; das Gebiet meines Gewissens steht unter keinen Hoheitsbefehlen. Da kein Mensch, wie er immer heiße, Gewalt über meine Ueberzeugungen hat: so bin ich der unumschränkte und unabhängige Herr meines Glaubens. Aus dieser Herrschaft entspringt das Recht, für denjenigen Cultus mich zu erklären, den ich für den besten halte, und Niemand hat ein Recht, mich daran zu hindern, wenn ich übrigens meine Pflichten als Mensch und Bürger erfülle. Wer einem Andern, sagt Thomas Paine, das Recht an seine Meinung streitig machen will, macht sich selbst zum Sklaven seiner gegenwärtigen Meinung, weil er sich die Befugniß abspricht, sie zu ändern.

Ist Liebe im Menschen, so wird er gerne alle Meinungen verzeihen, die von seinen eigenen Ueberzeugungen abweichen. Erfüllt

von der Religion Jesu wird ihm alles Religiöse ein Heiligthum seyn, wenn es auch andere Gestalt und Farbe und Uebung hat, als seine Kirche vorschreibt. Ihm ist diejenige Religionspartei die wahrhaft christliche, welche am meisten zur Liebe Gottes und Jesu, zur Liebe des Mitmenschen, selbst zur Liebe des Feindes begeistert, aber gegen die Gottheiten der Erde: Reichthum, Ehre, Wohlleben, und alles, was an sich vergänglich ist, gleichgültiger macht. Wer liebt, wirft sich nicht unberufen zum Wahrheitsprediger auf und hütet sich den Glauben eines Andern durch Zweifel zu erschüttern. Sein Grundsatz ist: jeder Mensch sei nur in seinem Glauben selig, und Jeder nur seines eigenen Glaubens fähig; wer ein Leben nach Jesu Sinn führe, sei dessen Jünger, und Gott werde einst weniger die Irrthümer des Verstandes, als die Irrungen des Herzens anrechnen. Er ehrt die Ueberzeugungen der Menschen, auch wenn sie irrig sind, duldet gelassen ihren Widerspruch, und ist nie hart gegen Andere, weil sie nicht mit ihm die gleichen Ansichten theilen. Sein Religionseifer ist nicht zudringlich: wer für Rechtgläubigkeit mit Hitze kämpft, verfehlt meistens den Weg der Wahrheit. Verfolgungssüchtige Zeloten sind gewöhnlich beschränkte Köpfe; sie gleichen nach Jean Pauls witziger Bemerkung, den im Thale Wohnenden, die sogleich über verfehlten Weg schreien, weil sie nur einen kennen, indessen Andere, welche auf dem Berge stehen, und eine freie Aussicht haben, sehen, daß mehrere Wege ans Ziel führen. Von jeher haben die steifen Orthodoxen, die als Naturalisten und Deisten jeden verschreien, der ihnen ihre Dogmen lassen, aber sie nicht annehmen will, dem christlichen Glauben am meisten geschadet. Gewöhnlich machen sie es wie die Holzwürmer: sie käuen und zerbohren die liebe Orthodoxie so sehr, daß sie endlich, wie ein morscher durchfressener Balken, aus einander fallen muß. Wer der Sache des Evangeliums gewogen ist, der sei dafür wirksam in liebender Eintracht. Nur wenn der Krieg der Meinungen ohne Bitterkeit geführt wird, geht daraus der Friede der Ueberzeugung hervor. Es ist ein Erfahrungssatz: Unwissende waren zu allen Zeiten die größten Schreier. Ihr Sinnbild ist ein leeres Faß. Sie haben viel Aehnliches mit Kranken, die oft verdrießlich werden, daß sich Andere wohlbefinden. Manche theologische Meinungen sind nichts weiter, als Ideen, die wahr oder

falsch seyn können, ohne, daß die Moral dabei interessirt ist; man sollte also doch endlich zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß es wenig fromme, wenn man sich ihrer wegen die Hälse bricht. Wenig Wissenschaft und viel Muße sind die ergiebigste Quelle liebloser Verketzerungen. Der Schwachkopf erklärt gern für Irrthum, was außer dem Kreise seiner Fassungskraft liegt, und hat so recht seine Freude daran, durch wildes Toben über Glaubensverfall die Beschränktheit seines Geistes zu maskiren.

Falscher Religionseifer, der verfolgungssüchtig ist, und vermeinten Irrthum gern im Blut ersäufen möchte, ist die größte Narrheit jeglichen Landes. Das Sonderbare dabei ist, daß, wenn dieser Schwindelgeist sich einmal einer Gesellschaft bemächtigt hat, es Niemanden erlaubt ist, neutral zu bleiben. Man verlangt, daß Jedermann dem Panier des Fanatismus folge. Man kann von solchen Eiferern recht eigentlich mit Musäus sagen:

Wir glauben All' an einen Gott,
Und schlagen uns um Gottes-willen,
Einander lendenlahm und todt,
Um unsre Pflichten zu erfüllen.

Leute von Ketzereifer erglüht, treiben so recht heiliges Banditen-Gewerb, und stehen überall auf der Lauer, unerbittlich alles mit der Keule der Orthodoxie zu zerschmettern, was ihnen nicht weichen will. Das Selbstprüfen ist ihnen gar sehr zuwider; mit dem Schilde des blinden Glaubens bedeckt, fallen sie unbarmherzig über Jeden her, der nicht an sie nachgiebig und demüthig sich anschließen will. Die Schafe beriechen jedes Gräschen, ehe sie es kosten: nach ihrer Forderung sollen Christen dummer, als Schafe, seyn. Sie denken wohl nicht daran, daß, wäre jede Prüfung und jede Aenderung der Meinungen strafbar, wir Deutsche wohl nie vom Dienste des Odin zum Christenthum hätten übergehen sollen. Vor den Nachstellungen solcher Leute ist kein Freisinniger sicher. Wer zu mir sagt: denke, wie ich, oder Gott wird dich verdammen; bei dem wird es bald auch heißen: denke, wie ich, oder ich werde dir den Dolch aufs Herz setzen. Wer einmal als Verworfener in Gottes Augen gilt, gegen den wird man sich bald das Härteste erlauben. Der Beweis geht durch die Geschichte.

Es ist entehrend für Menschen, daß sie vermeinter Rechtgläubigkeit so oft die Liebe opfern!

O möchten sie sich doch belehren lassen,
Daß die Verdammungssucht die größte Ketzerei,
Und daß den Irrenden zu Gottes Ehre hassen,
Die frechste Gottesschändung sey! — Pfeffel.

Christen sollten nie vergessen, der Seele fehle der schönste Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt, und einzig durch Liebe nehme ihre Religion jenen erhabenen Charakter an, der dem Menschen Würde gibt. Mag der Bekenner der christlichen Lehre noch so viel und fest glauben: ohne Liebe ist er im Reiche Gottes ohne Anspruch. Gottes Lohn ist nur dem Glauben verheißen, der durch Liebe wirksam ist. Gute Seelen, sagt derselbe Dichter,

Schließt eines Gottes Himmel ein,
Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen,
Mag glatt nun, oder zottig seyn.

Man sage ja nicht, daß das den Indifferentismus predigen heiße. Nein, wer Gott anbetet, und den Menschen Gutes thut, ist kein Indifferentist. Dieser Vorwurf trift eher den Abergläubigen, der desto indifferenter gegen die wahren Pflichten der Menschheit wird, je mehr sich der Kreis seiner ungereimten Meinungen erweitert.

Was der Christ glauben muß läßt sich auf weniges zurückführen. Hauptsache ist das Rechtthun im Sinn und Geist Jesu. Man könnte fast die ganze Polemik vertilgen, ohne sonderlichen Nachtheil für Christenthum und Vernunft. Eben von den bunten Schulmeinungen, und jenen groben Decreten so mancher Hof- und Räuberconcilien sollte man wegsehen, und sie sämmtlich vergessen, um nun wieder zu einem reinen ersten Anblick der christlichen Urschriften, und zu ihrer offenen, einfachen Auslegung gelangen zu können. Dogmen, welche den Willen zum Guten nicht stärken, taugen nichts, und sind auf jeden Fall nicht christlich. Leider hat die Dogmatik zu allen Zeiten das Unglück gehabt, daß in sie viele ungegohrne Materie eingeknetet wurde, welche zwar ihre Masse vergrößert, aber ihren Genuß erschwert hat. Sie hätte nie Hauptwissenschaft des Theologen werden sollen. Da sie ins Gebiet der Geschichte gehört, so kann sie nur Werth haben als Zeu-

ginn vor der Nachwelt von den Verirrungen des menschlichen Verstandes. Dogmatik, wie sie meistens noch in den Schulen besteht, ist ein unterschobenes Kind der Offenbarung, dem jeder, der diese Mutter kennt, seine Fremdheit ansieht; so lang sie im Gebiete der Religion das Scepter führt, wird's nie an Glaubensfehden fehlen, die von jeher so oft die Erde mit Blut gedüngt, mit Mord und Todschlag erfüllt haben. Man sollte nicht länger im Garten Gottes so viele Raupen dulden, wo nur Nachtigallen singen sollten. Statt des traurigen Wustes, womit man bis dahin die Köpfe der dem Kirchendienste gewidmeten Jünglinge anfüllte, gebe man ihnen viel lieber Mittel an die Hand, sich die zur würdigen Amtsführung unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben: und bald werden die verderblichen Religionszwiste zu Ende seyn. Höchstens wird dann noch da und dort ein Mann, der bei einem einmal angenommenen Systeme grau geworden, grollend seine Stimme erheben. An seine Denkweise gewöhnt, und zu gemächlich, um erst im hinsinkenden Alter in neue Ansichten einzugehen, hat er keinen angelegnern Wunsch, als daß alle Andere sich seiner Denkweise fügen. Nachdem er so lange Andere gelehrt hat, will er nicht gerne in einem Alter von 50—60 Jahren wieder Schüler werden und sich der vermeinten Schande Preis geben, noch zu lernen. Er findet es kürzer, ein neues System zu verschreien, als zu erforschen.

Es hat mit den Religionszänkereien ein eigenes Bewandtniß: je unerheblicher der Gegenstand ist, mit desto mehr Erbitterung werden sie geführt. Schon oft, sagt Mathisson, sind mir dabei die Sekten des Omar und Ali eingefallen, deren eine die Abwaschung vom Ellenbogen, die andere aber von den Fingerspitzen anfängt. Wer die Gottheit, Vorsehung und Unsterblichkeit wegläugnet und aller Sittlichkeit Hohn spricht, hat einen ohne Vergleich leichtern Kampf mit den Zionswächtern zu bestehen, als wer es wagt, die Befugnisse der Hierarchen nach dem Kirchenzweck zu ermessen, oder es unschicklich findet, mit dem Volke in einer fremden Sprache zu beten. So lange es in der christlichen Kirche nicht anders wird, dürfte es noch immer schwer halten, den erforderlichen Schwerpunkt zu finden, damit die gährende Masse sich setzte.

Wir fehlen Alle, nur jeder anders. Wer beim Menschen auf

Einheit der Ueberzeugung bringt, fordert das Unmögliche, und vergißt, daß sie Menschen sind. Abweichende Meinungen sind die natürliche Frucht unserer Geistesbeschränktheit. Jeder urtheilt nach seiner Fassungskraft, die nicht bei allen gleich ist. Daher kam's, daß sogar die Apostel nicht immer einig unter einander waren.— Die gleichen Sätze wurden in der christlichen Kirche bald bestritten, bald vertheidiget. Es gab eine Zeit, wo selbst die römische Kirche arianisch war. Man stritt über Prädestination; man schlug sich für und wider den heiligen Geist ꝛc. Das bloße Namensverzeichniß jener mehr oder weniger vom dermaligen kirchlichen Lehrbegriffe abweichenden Meinungen würde ein Buch füllen.

Aus der Conciliengeschichte ergibt sich, daß sie von jeher wenig geeignet waren, Einheit in die Ueberzeugung zu bringen. Kirchliche Partheien und verschiedene Glaubensgenossenschaft hat es von jeher unter den Bekennern Jesu gegeben, und wird es ohne Zweifel auch immerdar geben. Sie entstanden frühzeitig, und konnten nicht ausbleiben. Denn die Menschen befanden sich auf zu verschiedenen höhern und tiefern Standpunkten, um von einer Sache vollkommen gleiche Ansichten zu haben. Jesus sprach seine Lehren meistens rein aus; doch hüllte er sie oft in bildliche Vorstellungen, in mancherlei Gleichnisse ein, um übersinnliche Begriffe einem sinnlich denkenden Volke faßlicher zu machen. Wenn nun in spätern Zeiten fromme Bibelleser die Redensarten Jesu falsch verstanden, wenn sie für Wahrheit hielten, was blos Einkleidung seyn sollte: wie natürlich war es, daß sich über dieselbe Sache die Meinungen theilten? aber zugleich wie unnatürlich, daß in der Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten die Liebe untergieng?—Verräth es nicht große Rohheit, wenn Menschen, die sich alle zur Religion der Liebe bekennen, die alle zum gleichen Vater im Himmel beten, sich tadeln, und hassen, und verfolgen, weil sie einander nicht gleichstehen, nicht zur gleichen Ansicht sich erheben können?—So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung und einerlei Lebensart möglich ist, so wenig, und weniger noch, wird jemals auf Erden einerlei Kirchenparthei statt finden, auch wenn sich einst alle Knie im Namen Jesu beugen werden. Verschiedenheit der Meinungen ist so natürlich, als Verschiedenheit der Geisteskräfte, der Gelegenheit, zu ihrer Entwicklung und des Temperaments.—

Wer das Wesen der Religion rein auffaßt, wird bei aller Verschiedenheit der Meinungen gegen Jedermann sein Herz den sanften Empfindungen des Wohlwollens öffnen. Wo Glaube und Liebe den Brennpunkt bilden, um den sich das religiöse Leben in fester Bahn bewegt, da droht so leicht der brüderlichen Eintracht keine Gefahr. Man sollte nie vergessen, daß nicht das Glaubensbekenntniß, nicht Taufe, nicht Kirche zum Christen mache, sondern das Christenthum im Herzen, und das Christenthum in der gottgefälligen, wohlwollenden, liebreichen That.

Nur Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke, als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen, sich ihren Launen zu fügen. Hätten diese zwei Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, längstens wäre es zur ungeheuren Wildniß geworden. Zum unverkennbaren Glücke wird die Welt im Ganzen von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen, weil er stark, und die Bösen, weil er gut ist. Wo das Recht zu prüfen gilt, ist Unduldsamkeit die größte Inconsequenz. Wer unbefangenes Recht im Denken und Forschen anspricht, muß dasselbe Recht in jedem andern ehren. Diese Behauptung hat besonders im Gebiete der Religion ihre Anwendung. Man sollte indessen eben so wenig sagen, daß man den Glauben duldet, als man sagen darf, daß man die persönliche Freiheit und andere Rechte des Bürgers duldet. Für unveräußerliches Befugniß ist das Wort entehrend. Man soll eigentlich fremde Ueberzeugung nicht dulden, sondern achten und ehren, auch wenn man sie nicht zu der seinigen machen kann; man soll am Andern auch, was abgeschmackt scheint, nicht leichtsinnig herabwürdigen, so lange es ihm Mittel zu höhern Zwecken ist.— Die Gewissensfreiheit zu achten, ist eine Pflicht jeder Regierung, und diese bezeugt keine Herablassung, keine Gnade, keine Duldung, indem sie ihre Pflicht erfüllt.

Bittere Glaubensfehden, entzweiende Meinungskämpfe, Grollen gegen Andersdenkende sind mit dem heutigen Zustand der Gesellschaft, mit ihrer Aufklärung und dem Charakter der neuen Staatseinrichtungen unverträglich. Nach dem gleichen Schutz, unter dem jede Religionsform steht, hätte der Rabbine das Recht gegen die

Christen zu predigen, wenn man dem christlichen Prediger gestattet, gegen das Judenthum ein Geschrei zu erheben. Greift der katholische Priester den protestantischen Religionslehrer an, so darf dieser ein Gleiches. So wäre es aber um den innern Frieden geschehen. Durch Spott, Lästerung, Verfolgung, Verbannung, Kerker, Tortur, Galgen und Rad, und Vertilgungskrige können wohl zuweilen freisinnige Wahrheitsforscher verschüchtert und zum Schweigen gebracht, Kirchenpartheien, die mit der herrschenden nicht eines Sinnes sind, können niedergehalten und in die Enge getrieben, das Umsetzen gewisser Lehren, die dem bestehendem Systeme nicht zusagen, kann erschwert werden: aber die Religion selbst kann dadurch unmöglich gewinnen; sie muß im Gegentheil verlieren, wo sie unter der Vormundschaft rasender Fanatiker steht; sie muß zum Aberglauben entarten, wo man aus der Theologie eine Werkstatt der Zwietracht, und aus der Kanzel eine Marktschreierbude macht.— Der Geist, welcher im Evangelium athmet, ist nicht unterdrückend, ausschließend und unverträglich; was müßte man von einer Kirche denken, wenn ein ganz entgegen gesetzter Geist sie beseelte, und wenn sie mit Gewalt das Bekehrungswerk triebe? Sie möchte sich sehr irren, wenn sie wähnte, den Scepter der öffentlichen Meinung dermalen eben so leicht zu zerbrechen, als sie einst so manchen andern zerbrochen hat.

Wohin Beschränkung der Denkfreiheit, Gewissenszwang, Geistesdruck führen, ergibt sich aus der Geschichte jener Reiche und Länder, wo es zur Regenten-Maxime gehört, auch über Glauben zu gebieten, den Geist durch Polizeigesetze auf die Schranken des Herkommens einzubannen, und Andersdenkende unerbittlich durch Schwerdt und Feuer zu vertilgen. Es steht mit der Wahrheit schlecht, die nicht mit ihrem eigenen Licht leuchtet, und der Flamme des Scheiterhaufens bedarf, damit es in dem Verstande der Menschen helle werde. Keine Verwirrung war je größer und schädlicher, als der Glaube, Urtheile, Gesinnungen und Ueberzeugungen befehlen zu können. Auf diesem Irrthum beruhten jene blutigen Religionsverfolgungen, in welchen Millionen Menschen ihren Tod fanden, weil sie sich einen Glauben nicht wollten aufzwingen lassen, dem die innere Ueberzeugung fehlte. Nur Tyrannen, wie Philipp II., nur Tyrannenknechte, wie die Alba's, nur Inquisitionsgerichte,

wie die zu Toledo und Madrid ꝛc., nur Großmeister dieses Blutgerichtes, wie die Torquemada konnten auf den Einfall kommen, auch das Geisterreich ihrer Allgewalt unterwerfen zu wollen. Jene bedachten wohl nicht, daß es leichter sey, hunderttausend Menschen in die Schlacht zu führen, als den Verstand eines Ueberzeugten zu zwingen; und diesen mochten wohl nicht einfallen, daß Ueberzeugungen keinem Gerichte unterstehen.

Nichts empörte den denkenden Menschen von jeher mehr, als Geistesdruck. Aufrecht, nach dem Licht der Sterne hinsehend ist der Mensch geschaffen, daß er wahr sey, und das Wahre erstrebe. Sein Herz muß in Aufruhr kommen, so Jemand es wagt, den natürlichen Gang seines Geistes zu hemmen. Das veranlaßte den unvergeßlichen Johann von Müller zu sagen: „ich verabscheue alles, was mir Fesseln anlegen will. Alles Große erstickt unter einer Formula concordiae, (Uebereinstimmungs-Formel) und einem Symbolum: Quicunque etc. (Glaubensbekenntniß: Wer immer ꝛc.)

Das erste Recht, das der Mensch hat, ist das Recht des Eigenthums, das Recht des Erwerbs; und der schrecklichste Druck ists, den Erwerb des Geistes, und dadurch die Verbesserung hindern.— Erwerb des Geistes ist Wahrheit; sie ist seine Nahrung, sein Eigenthum. Unter allen Wahrheiten die heiligste ist die Wahrheit der Religion. Wer dürfte es, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, sich anmaßen, auf dem Wege zu ihr den Wanderer den Fuß zu lähmen, oder ihn durch irgend eine Barriere zum frühzeitigen Stillstand zu bringen? — Ferne sey es also, daß wir irgend Jemanden ein Zwangsrecht über unsere Einsichten, ein Bewegungsrecht unserer freien Untersuchungen, oder ein Strafrecht, wenn wir auf Abwege des Irrthums gerathen, zugestehen sollten!—Wo vom Glauben die Rede ist, da gilt kein Gebot. Der Geist der Wahrheit, der in Sachen des Verstandes keine andere Entscheidung, als nach Gründen, in Angelegenheiten des Gewissens nur den Kanon seiner reinern Einsichten annimmt, und nach der Ueberzeugung handelt, daß jeder für sich selbst Gott Rechenschaft geben müße, und daß am Tage der Verantwortung, über den Gebrauch unserer Kräfte zur Veredlung durch Wahrheit und Güte, weder Kirche noch Staat für uns einstehen werden, dieser freie Geist der Wahrheit fühlt tief sich gekränkt durch jede Beschränkung des Den-

kens, durch jedes Verbot, über die alte Grenze des Wiſſens hinaus zu gehen, und durch jeden Widerſtand, womit man ihm das Vorwärtskommen im Reiche Gottes unmöglich machen will.

Alles läßt ſich erzwingen, nur nicht Ueberzeugung, alles gebieten, nur kein Glaube. Wo Vernunft und Gewiſſen allein das Entſcheidungsrecht haben, da kann die Gewalt höchſtens Heuchler machen, bemerkte richtig der fromme Fenelon. Der Irrende, den man durch Zwangmittel zum Glauben treiben will, wird ſich entweder hinter die Maske der Verſtellung ſtellen—und im Innern gar nichts glauben, oder in ſeiner Behandlung einen Beweiß von der Unwiderleglichkeit ſeiner Meinungen ſehen, und nur deſto geſchäftiger in ſeiner Proſelytenſucht werden. Die Vorliebe zu eigenen Meinungen wird durch Widerſpruch und Widerſtand ſtärker. Auch beſtätiget es die Geſchichte, daß die unklugen Regenten durch Zwangsmittel gegen Irrende wider ihre eigene Abſicht ins Feld gezogen, und denen von ihnen gehaßten Meinungen nur noch die alles beſiegende, und alles für ſich gewinnende Macht und Kraft der Schwärmerei zur Stütze gaben. Die Rechthaberei wich der Gewaltthätigkeit noch nie, ſondern wurde oft ſchon dadurch zur fanatiſchen Wuth geſteigert, welche um ſo hartnäckiger wurde, weil ihr die Hoffnung werdender Martyrpalme zur Seite gieng.

Zu allen Zeiten war Glaubenszwietracht verderblich, und neben ihr konnte kein Völkerglück blühen, weil ſie den Gemeingeiſt an der Wurzel tödtet, was der ſelige Haller mit nachſtehenden Verſen ſchöner ſagt:

Wo Glaubenszwietracht herrſcht, ſtehn Brüder gegen Brüder.
Ein angenommener Satz, den nichts als Glauben ſtützt,
Wird bald von einem Theil ſogar mit Blut beſchützt.
Die Alten ſchrien ſchon, entbrannt mit heil'gen Flammen,
Der iſt des Todes werth, der ehrt, was wir verdammen:
Die Nachwelt, angeſteckt mit ihrer Ahnen Wuth,
Pflanzt Glauben mit dem Schwerdt, und düngt ſie mit Blut.
Hat nicht die alte Welt, nur weil ſie anders glaubte,
Die neue wüſt gemacht? Wie manchem hohen Haupte
Hat eines Heil'gen Arm den Stahl ins Herz gedrückt,
Den jetzt ein Volk verehrt, und auf Altären ſchmückt?—
Ein mißgebrauchter Fürſt taucht ſeine Siegesfahnen
In Keſſel voll von Blut getreuer Unterthanen,

Die nicht geglaubt, was er, und gern zum Tode gehn,
Für einen Wörterſtreit, wovon ſie nichts verſtehn.

Wer wird nicht ungehalten bei der Erinnerung, daß die verſchiedenen Kirchenpartheien, die ſo eben den heidniſchen Verfolgungen entkommen waren, und kaum frei zu athmen anfingen, wie wilde Thiere übereinander hergefallen ſind, und im Kampfe für die Oberhand ſich alle Arten von Gewaltthaten erlaubt haben? Wer entſetzt ſich nicht über die Blutſtröme, welche ſich im dreißigjährigen Kriege über das deutſche Vaterland nach allen Richtungen ergoſſen haben, weil im Kampfe der Meinungen keine Parthei der andern nachgeben, jede die andere mit Gewalt zu ſich hinüber ziehen wollte? Wer wird nicht von Unmuth ergriffen, wenn er in der franzöſiſchen Geſchichte lieſt, wie ſchwache Könige, um Maitreſſen und Günſtlingen gefällig zu ſeyn, der Religionsverfolgung freies Spiel ließen; wenn ſeine Blicke auf die abſcheulichſten Grauſamkeiten fallen, die vom Bürgerkriege unzertrennlich ſind, dem der Hof durch mildere Behandlung der Hugenotten hätte vorkommen können; wenn er in und nach der unglücklichen Bartholomäusnacht auf königlichen Befehl in der Hauptſtadt und im ganzen Reiche über 30,000 Menſchen durch Meuchelmord hinopfern ſieht, die kein anderes Verbrechen auf ſich hatten, als Widerſetzlichkeit gegen Lehren, denen die innere Ueberzeugung mangelte; wenn die Geſchichte ihm ſagt, daß auf erhaltene Nachricht dieſer ſchrecklichen Ereigniſſe zu Rom die Kanonen gelöſet, vom heiligen Vater zum Dank ein Jubeljahr ausgeſchrieben, und Proceſſionen nach der Ludwigskirche angeordnet worden ſeyen?—Wie leicht wird der Menſch am Heiligſten irre, das von der Leidenſchaft ſo ſchändlich mißbraucht wird?—Wie kann er eine Religion liebgewinnen, die man ihm mit Verläugnung aller Liebe aufdringen will?—Man betritt verkehrte Wege, wenn man die Religion der Liebe durch Verfolgung in Aufnahm zu bringen verſucht.

Man ſollte es nicht glauben, wenn es nicht die Geſchichte verbürgte, daß Unduldſamkeit erſt in der chriſtlichen Kirche ſich anſiedelte. Unter den heidniſchen Griechen und Römern war Religionszwang unbekannt: keine Religion, die nicht den Staat angriff, wurde verfolgt. Der Tod des Sokrates iſt das einzige Beiſpiel aus damaliger Zeit, daß ein Menſch wegen ſeinen Meinungen zum

Tode verurtheilt wurde. Aber das Volk von Athen bereute bald nachher seine That; die hämischen Ankläger des Weisen wurden nach Verdienst bestraft, und sein Andenken blieb in Ehren. Die Juden, damals die einzigen, welche vom herrschenden Götzendienst abwichen, wohnten überall sicher und friedlich neben den Heiden, so lange sie sich willig und ohne böswillige Umtriebe den bestehenden Landesgesetzen, und der herkömmlichen bürgerlichen Ordnung fügten. Die Geschichte erwähnt nur seltener Ausnahmen. So blieb es noch lange nach Einführung des Christenthums: Juden und Christen konnten allenthalben frei ihrer Ueberzeugung leben; und nur erst, als es den Feinden der letztern gelang, ihre Bürgertreue zu verdächtigen, und sie des Beginnens zu beschuldigen, mit Untergrabung der Landesreligion zugleich die wohlhergebrachte Landesverfassung umzuwerfen: traten jene grausamen Verfolgungen ins Leben ein, welche Jahrhunderte lang die Erde mit dem unschuldigen Blute erschlagener Christen färbten.

Da der wahre Christ verträglich ist, und gerne Andern gestattet, was er für sich verlangt: so hätte das Verfolgen in der christlichen Kirche nie Sitte werden sollen. Die milde, sanfte Lehre Jesu ist nicht dazu gemacht, die Gemüther der Menschen zu unnachgiebiger Wuth gegen Andersdenkende zu entflammen; ihre Bekenner, berufen, einer des andern Füße zu waschen, sollen nicht Andern den Fuß auf den Nacken setzen, welche mit ihnen nicht die gleiche Ueberzeugung theilen ꝛc. Das Christenthum will nicht aufgedrungen, sondern gekannt, mit stiller redlicher Prüfung unpartheiisch beurtheilt seyn; es verlangt einen festgesetzten, ernsten, vertraulichen Umgang, wenn es die Seele mit dem hohen Gefühl seiner Göttlichkeit begeisternd erfüllen, wenn es die befestigte Ueberzeugung seines Werthes im Herzen zurücklassen soll. Andere, sagt ein großer Weise neuerer Zeit, sind zu ihrem Glauben so gut berechtigt, als ich zu dem meinigen. Es ist zur Glückseligkeit des Menschen unbedingt nothwendig, daß er gegen seine eigenen Gedanken und Gesinnungen Treue und Glauben beweise. Der Unglaube besteht nicht darin, daß man dieses oder jenes für wahr halte, oder nicht für wahr annehme; er besteht vielmehr im Widerspruche des Thuns mit dem Bekenntnisse, oder mit dem, was man zu glauben vorgibt.

Hätte man das immer beherziget: nie wäre Christen, nachdem ihre Religion die herrschende geworden ist, zu Sinne gekommen, an den Heiden das Vergeltungsrecht zu üben, oder über Glaubenszwiste einander selbst zu mißhandeln, und gleichsam mit Feuer und Schwerdt die gleiche Ansicht einzuätzen; blutige Religionskriege, die Jahrhunderte lang Länder und Völker in Furcht und Schrecken setzten, und in welchen so manches blühende Reich untergieng, wären unerhört geblieben, und die christliche Liebe wäre nicht so oft der angeblichen Rechtglaubigkeit, deren jede Parthei sich rühmte, zum Opfer gebracht worden. Man kann nicht ohne Unmuth so manche große Ruine ansehen, welche von damaliger Erbitterung zeugt, womit einst die Religionskriege geführt wurden! Es ist traurig, um Dinge zu hadern, die dem menschlichen Verstande zum Theil ewig verborgen sind, und zum Theil nichts zur Vervollkommnung unsers Geistes und zu seiner endlichen Beseligung beitragen können. Jesum lieb haben, sagte schon Paulus, ist besser, denn alles Wissen. Welchen Werth kann in der That der Glaube haben, wenn aus ihm nicht Liebe hervorgeht? Selbst die Heiden spotteten daher öffentlich über die Zwistigkeiten der Christen, und nahmen daraus einen Beweis gegen Werth und Wahrheit der christlichen Religion. Es giebt vielleicht keine einzige Gemeinde, wo ganz dieselben Religionsbegriffe im Umlaufe wären, die man in der nächsten Gemeinde, in dem benachbarten Hause findet.— Ueberall ist das Wahre und Falsche mit einander vermischt: man findet neben dem Bessern und Brauchbaren manchen Irrthum, manche unrichtige Vorstellungsart; neben dem Glauben manchen Aberglauben; und was zur Verwirrung noch beiträgt, so ist das Wahre mit dem Falschen, der Glaube mit dem Wahn, oft so fest verwachsen, daß man diesen kaum angreifen kann, ohne Gefahr, zugleich jenen zu zerstören, und so auf dem Acker der Kirche Waizen und Unkraut mit einander auszureißen. Verwundern muß man sich also, wie es je möglich war, auf den sonderbaren Einfall zu kommen: der Menschen ewiges Heil hange von Einheit der Ueberzeugung ab, die bei so unendlichen Abstufungen der Geisteskräfte und ihrer Entwickelung schon gar nicht möglich ist, und eben darum nicht im Plane Gottes liegen kann.

Der Glaube jedes Menſchen iſt ſein ſchönſtes Heiligthum. Dieſer Glaube, ſey er nach Maßgabe der Kenntniß und Geiſteskraft des Beſitzers vollkommener oder unvollkommener, iſt ehrwürdig und gut, ſo bald er ehrwürdige und gute Früchte bringt; und wir handeln ungerecht, wenn wir ihm dieſen Glauben nehmen, und dafür den unſrigen aufdringen wollen. Er iſt gewöhnlich ſchon in früher Jugend der Ausſaat des erſten Unterrichts entſproſſen, nachher aber, weniger durch wörtliche Belehrung, als durch Schickſale, durch Nachdenken und zufällige Lichtblicke beim Leſen oder Hören mit Zunahme der Jahre vollſtändiger geworden; er iſt meiſtens tief in die Erinnerungen, oft in die liebſten ſeiner Kinderjahre eingewurzelt, iſt mit allen ſeinen Vorſtellungen, Gefühlen und Neigungen innig verſchlungen; er füllt ſein ganzes Gemüth aus. Ihn bekehren, und ihn ganz und gar zu einem andern Glauben bringen wollen, heißt ſeine innere Welt, ſein wahres Leben zerſtören, und ihm einen Geiſt einhauchen wollen, der ihm nicht eigenthümlich iſt. Bekehrungen der Art hatten auch wirklich von jeher wenig Beſtand. Gewöhnlich bleibt der Bekehrte, wer er war, beſonders wenn die Bekehrung auf nicht ganz lautern Antrieben beruht. Er kann äußerliche Zeichen, nicht ſein inneres Weſen ändern; er kann vielleicht einzelne Theile von der Vorſtellungsart eines Andern in ſich aufnehmen, und mit ſeinen übrigen Begriffen gleichſam verſchmelzen, aber nicht ſeine geſammte Vorſtellungsart, wie ein Kleid, austauſchen. Sehr häufig kann man dagegen wahrnehmen, daß die Neubekehrten, deren Ueberzeugungen man zerſtört hat, nachher viel ſchlechter werden, als ſie vorher waren, oder daß ſie in ſpätern Jahren ruhig zur Religion ihrer Jugend zurückkehren, oder auch daß ſie, durch bürgerliche Vortheile gereizt, die niedrige Heuchlerrolle übernehmen, und gegen ihr ſchreiendes Gewiſſen bis an ihr Lebensende fortſpielen. Das Proſelytenmachen hat noch ſelten gefrommt, am allerwenigſten, wenn den Mangel der beſſern Belehrung Zwangmittel erſetzen mußten.

Man ſollte nie vergeſſen, daß Religion weniger in Meinungen, als in Geſinnungen beſtehe, und mit Gottergebenheit in eines zuſammenfließe, welche auch neben ungleichen Ueberzeugungen ſtatt findet; und daß es darum eigentlich nur eine Religion gebe, die in verſchiedenen Formen ſich ausprägt. Wer es redlich mit Gott

PROPERTY
OF THE
NEWARK
PUBLIC
SOCIETY LIBRARY

Gr1S-phi

Der Menſch

nach den Forderungen

der Vernunft und des Herzens.

Kirche—Liebe und Freundſchaft—Vernunft und Philoſophie—Wahrheit—Irrthum—Aufklärung, Tugend und Laſter—Denk-, Rede-, Schreib- und Preß-Freiheit.

Zweiter Theil.

Verlag von M. Birck,
116 Naſſau-Str., N. Y.

Gedruckt in der Druckerei der Allg. Zeitung, 116 Naſſau-Str., N. Y.

1839.

THE PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
DISCARDED
NOT TRANSFERRED
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1943 L

PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

Kirche.

Jesus stiftete die christliche Religion, einen reinen Tugendbund; er wollte durch seine Religion die hülflosen Systeme unzähliger Sekten vernichten, und die Menschen, welche in der Verwirrung ihrer Religionsbegriffe sich groben Lastern überlassen hatten, zur Pflicht zurückführen, und ihnen durch Gottergebenheit und Tugend zur Beseligung einen sichern Weg anbahnen. Das Heilige sollte nicht ferner unter veralteten Formen erstarren, nicht untersinken im Zeitenschlamm, sondern als eine Kraft im Gemüthe wieder in ursprünglicher Würde und Schönheit sich offenbaren. Liebe zur väterlichen Gottheit war das Fundament, auf welchem er das Gebäude unserer Heiligung aufzuführen sich vorgenommen hatte; ihn leitete bei seinem Unternehmen die feste Ueberzeugung: der Vater im Himmel könne den unmöglich verwerfen, der ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens umfaßt. Wie das Licht der Sonne für die Erde, so sollte das Licht seiner himmlischen Lehre ein ewiges Gemeingut für die Menschen bleiben, und ihnen den Weg ans hohe Ziel ihrer Bestimmung erhellen.

Weiter reichte zur Zeit noch seine Absicht nicht: er hatte nur Erlösung der Menschen von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen. Vereinigung der Menschen zu einer einzigen sichtbaren Kirche lag nie in seinem Plane, und konnte auch nicht darin liegen, weil Einheit des Lehrbegriffes, und völlige Einförmigkeit der öffentlichen Gottesverehrung bei der Gesammtheit der Menschen so lange unmöglich ist: so lange nicht Allen die gleiche Kraft und Fähigkeit inwohnt, das Wahre und Gute zu erfassen; so lange ganze Völker, wie einzelne Menschen, auf ungleichen Stufen der Geistesbildung stehen; und so lange wahr bleibt, daß der uferlose Ocean des göttlichen Alls desto unendlicher vor uns sich ausbreite,

39 X677

je tiefer wir in demſelben vordringen. Nur die innere Verehrung Gottes iſt feſt und unabänderlich: eine unſchuldige Seele, ein unſchuldiges Leben iſt und bleibt der einzig wahre Gottesdienſt. Mit der äußern Gottesverehrung iſt es anders: ſie hängt, wie von Ort und Zeit, ſo von der Geſittung der Völker ab. Einheit des Heiligſten heiſcht nicht nothwendig Einheit der Form: in jeder lebendig dargeſtellt, bleibt es ehrwürdig. Religion iſt etwas anderes, als Religionsmeinungen und Religionsgebräuche. Einheit und Unveränderlichkeit gehören einzig der Religion an; im Reiche der Meinungen iſt Verſchiedenheit ſo natürlich, als im Reiche der Völker Verſchiedenheit der Sitten und Gebräuche. Glaubensanſichten erhellen ſich mit wachſenden Geiſteskräften. Die Vorſtellungsweiſe eines rohen, gedankenarmen Wilden kann nicht diejenige eines geiſtvollen und gebildeten Mannes ſeyn. Bei aller Einheit der Geiſtesrichtung auf Gott, Ewigkeit und Tugend, kann Einheit in den Ueberzeugungen und in der Art der ſichtbaren Gottesverehrung mangeln. Geiſteskräfte, Gelegenheit ſie zu entwickeln, Erziehung und Unterricht, Temperamente und Leidenſchaften, Himmelsſtriche und Klimate, Regierungsarten und Landesverfaſſungen, und ſo manche andere Umſtände, die auf den Menſchen ihren Einfluß behaupten, und ſeinem Geiſte und Herzen Ton und Richtung geben, ſind viel zu verſchieden, als daß uns die Möglichkeit gedacht werden könnte, daß alle Menſchen in den Vorſtellungen und in der Handlungsweiſe genau mit einander übereinſtimmen. Wer menſchliche Seligkeit an Einheit der Glaubensmeinungen bindet, fodert das Unmögliche; ſo iſt's mit der Art der öffentlichen Gottesverehrung. Das Weſentliche aller Religion: Glaube an Gott, dem Alle zugehören, nach welchem alle Herzen ſich hinwenden; Glaube an Tugend, die Allen zur ſtrengen unerläßlichen Pflicht gemacht iſt; und Glaube an Unſterblichkeit, und einen künftigen Zuſtand ewiger Vergeltung ꝛc., ſagt dem Menſchen auf jeder Bildungsſtufe zu. Anders iſt's mit ſpitzfindigen Lehrbegriffen, worüber ſelbſt die Gelehrten von jeher mit einander im Kampfe lagen. Der wahre Glaube beſteht doch wohl nicht einzig darin, daß man dieſes oder jenes für wahr halte, und daß man ſeinen Geiſt auf eine beſtimmte und geſchloſſene Summe von Lehrſätzen einbanne, ſondern recht eigentlich darin, daß man gegen ſeine eige-

nen Ueberzeugungen und Gesinnungen Treue und Glauben (fidem) beweise. Nicht die Summe der Lehrsätze, sondern ihre treue Befolgung bestimmt des Glaubens Werth. Derjenige Glaube ist der beste, der die besten Früchte bringt. Glaube ist dann erst rechter Art, wenn er lebendig in Gefühlen und Gesinnungen und Thaten zugleich sich offenbart. Der Christ muß sich eben so bestimmt und eifrig gegen die Ketzereien des Herzens, wie gegen die des Kopfes, erklären. Wo Liebe nicht die schroffen Scheidewände der verschiedenen Religionspartheien niederreißt, da ist der Glaube ein Wort ohne Kraft und Leben; er ist, was Ehre ohne Tugend; er trennt die Gemüther, anstatt sie zu verbinden. Unmöglich kann der Glaube göttlich seyn, der zum Haß, zur Verfolgung entflammt.— Die Religion, welche Jesus umsetzte, muß sich mehr durch das Leben, als durch das Bekenntniß bewähren. Glaubenszänkereien waren von jeher das Erzeugniß des Stolzes und der Thorheit; wie hätte Jesus dazu den Grund legen können?—Verfolgungsgeist muß einheimisch werden, wo Glaubenszänkereien an die Tagesordnung kommen; und wer sieht nicht ein, daß Verfolgungsgeist eben so zur Inquisition führe, wie Diebstahl zum Straßenraub?—Was ewig wahr und ewig gut ist, und unser Heil bedingt, muß klar und offen vor unsern Augen da liegen; was Jedermann glauben soll, um selig zu werden, muß auch Jedermann hell, wie das Sonnenlicht vorschweben, und durch was immer für eine Art der Offenbarung oder Belehrung zu seiner Fassungskraft niedergezogen werden können.

Religion und Religionsart sagen nicht das gleiche, so wenig, als Sache und Form, Gedanke und Wort. So ists mit Christenthum und Kirchenthum; was von jenem gilt, kann nicht immer von diesem gesagt werden. Es gibt nur ein Christenthum, und dieses ist allein seligmachend; aber es kann unter verschiedenen Formen erscheinen, es kann verschiedene christliche Kirchen geben, die im Lehrbegriff und in andächtigen Gebräuchen von einander abweichen. Jede ist ehrwürdig, wenn in derselben das Christenthum selbst rein in das Leben der Bekenner eingeht. An ihren Früchten erkennt man die wahren Christen in jeder Glaubensgenossenschaft.

Je weniger Dogmatik, desto mehr gewöhnlich Religion. Die Verwechselung beider Begriffe war von jeher die Quelle aller Ketzer-

fehden. Dogmatik beruht meistens auf Träumen kranker Asketen, und schwankt auf dem Meere scholastischer Subtilitäten umher, von welchen Jesus nichts wußte, weil sein Geist durch keine Schulweisheit verschoben war. Nichts hemmt mehr den kühnen Flug des menschlichen Geistes, als Dogmatik; wo sie ihre Rechte behauptet, da muß der denkende Kopf entweder an der Orthodoxie anstoßen, oder Rechtglaubigkeit heucheln. Jesus war kein Dogmatiker, und was er lehrte, darf eben, um Eingang zu finden, nicht systematisch geordnet werden. Hätte er seine Religion zu einer bloßen Angelegenheit des grübelnden Verstandes machen wollen, und wäre es ihm mehr darum zu thun gewesen, die öffentliche Gottesverehrung zu regeln, als die Menschen durch Liebe und kindliche Folgsamkeit mit Gott in nähere Verbindung zu bringen: er hätte eine ganz andere Sprache führen müssen. Zum Glück der Welt war er andern Sinnes, als die nachherigen Theologen, die dem Christenthum mehr geschadet haben, als das ganze Heer der Spötter und Zweifler. Sie klapperten immer mit dem hochtönenden Worte: Wahrheit, und blieben Fremdlinge in ihrem Gebiete, vom müssigen Speculationsgeiste irregeleitet. Wahrheiten, die nicht Tugend beleben, Lehrmeinungen, die nur zum Stolz, zum Haß, zur Streitsucht entflammen, sollten in ein anderes Gebiet verwiesen werden!

Der Zweck Jesu bei Umsetzung seiner Religionslehre war, die Menschen auf dem Wege der Besserung zu Gott zu führen, ihren Neigungen und Handlungen aufs Heiligste eine feste Richtung zu geben. Daß seine Religion in der Welt sich festsetze, ausbreite und erhalte, daß sie unter irgend einer Form versinnlicht erscheine: das mußte freilich in seinem Willen und Wunsche liegen, weil eine Religion, von aller sichtbaren Form entkleidet, nicht für den Menschen, am allerwenigsten für ein ganzes Volk taugt. Das heilige Feuer flammt nicht von selbst auf; es muß geweckt und angefacht, ernährt und gestärkt werden. Allein so nothwendig bei den Menschen Jesus eine Form fand, in welcher das Heiligste sich ausprage: die Organisation dieser Form selbst, und ihre weitere Ausbildung, die eigentliche Begründung und Einrichtung einer sichtbaren Anstalt zur sichtlich religiösen Menschenbildung nach den hohen Forderungen seiner Religion, die Stiftung einer Kirche, welche die

Wahrheiten der Religion als Lehrbegriffe feſthalte, entwickle und ausbreite, die Ideen der Religion verſinnliche, und die im Herzen ruhenden frommen Gefühle und Ahndungen durch Cultus und Symbole, durch das lebendige Wort des Lehrers, und durch die Macht der Kunſt anrege und belebe; das alles überließ er ganz dem jedesmaligen Gefühle der Nothwendigkeit, und dem bedächtlichen Ermeſſen der Männer, die von ihm auserwählt waren, an dem Reiche Gottes fortzubauen, wozu er das Fundament gelegt hatte. Außer einigen ſtillen Winken, die er ihnen gelegentlich geben mochte, blieb ihnen freie Hand, nach Gutbefinden ſichtbare Einrichtungen zu treffen, wie es Orts- und Zeitbedürfniſſe erheiſchen, und der Denkungsart der Nationen angemeſſen iſt, welche einſt im Chriſtenthum ihr Heil ſuchten.

Sich bei ſolchen Einrichtungen ſelbſt die Hand zu binden, und Formen die in allen ihren Theilen unwandelbar bleiben ſollten, feſt zu ſetzen, das konnte wohl den Jüngern Jeſu nicht in den Sinn kommen, weil ſie wohl wußten, daß nichts Sichtbares, in der Zeit entſtanden, ſo nützlich und heilſam es im Anfange ſeyn mag, gedacht werden könne, das nicht endlich durch eingeſchlichene Mißbräuche befleckt und entſtellt, oder bei veränderten Umſtänden und wechſelnden Bedürfniſſen nicht nur ganz entbehrlich, ſondern ſogar nachtheilig und ſchädlich werde; daß nichts Menſchliches vollkommen, nichts unwandelbar ſey; daß alles ſich abnutze und verderbe, damit die Menſchheit nie und in keinem Stücke der Thätigkeit entbehren und erſchlaffen dürfe, damit ſie fort und fort einreißen und bauen, und zur jeder Zeit, und in jedem Zeitabſchnitt ihres Hierſeyns durch eigene Anſtrengung und mit eigener Freiheit der Vervollkommnung zuſtreben ſoll. Nach ihrer innerſten Ueberzeugung war nur das bleibend, und keinem Zeitenwechſel unterworfen, was, eingegraben in den Geiſt, von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortpflanzt; nur das allein konnte im Strome der fortſchreitenden Zeit nicht untergehen, was dem unſichtbaren Reiche des Geiſtes angehört, der unſterblich, wie Gott, iſt; nur das eigentliche Chriſtenthum, unabhängig von jeder beſtimmten Form, erſchien ihnen über jeden denkbaren Wechſel der Welt- und Zeitereigniſſe erhaben. Wenn ſie alſo auch in der Folgezeit mit dem Bekenntniſſe der chriſtlichen Religion einen ſichtbaren Verein der

Bekenner zur gemeinſamen Gottesverehrung verbunden, und Gebräuche einführten, geeignet daran manchen guten Gedanken und manchen frommen Vorſatz zu knüpfen: ſo hatten ſie dabei einzig das Bedürfniß ihrer Zeit und die örtlichen Verhältniſſe ihres eigenen Wirkungskreiſes im Auge, und überließen es der Nachwelt, die öffentliche Gottesverehrung nach ihrem Bedürfniß zu regeln, und der Kirche eine Verfaſſung zu geben, wie es veränderte Orts- und Zeitumſtände erheiſchen. Die nachherige Geſchichte rechtfertigte vollkommen ihr Benehmen, weil keine Kirche, ſelbſt die katholiſche nicht ausgenommen, immer und ganz das blieb, was ſie in den früheſten Jahrhunderten war. Durch ihr Verſchulden ſollte die Kirche nicht Hauptbegriff werden, nicht unter dieſen die Religion folgſam ſich ſchmiegen. Der neuere Geiſt erträgt nicht immer die alte Form; manche an ſich gute, einſt zweckmäßige und heilſame Inſtitution überlebt ſich ſelbſt, und kann nachher nur zum großen Nachtheil fortbeſtehen. Ihnen war chriſtliche Tugend Freiheit, keine ängſtliche Zucht nach vorgeſchriebenen Geboten über äußern Brauch, wobei gewöhnlich die Seele um ſo mehr am Adel verliert, je größer das Gewicht iſt, das ſie auf den Brauch zu legen pflegt. Im heiligen Gebiete des Chriſtenthums geben nicht Gebräuche, ſondern Geſinnungen und entſprechende Thaten den Ausſchlag.

Der natürliche Hang der Menſchen zur Geſellſchaft, und die aus jeder Geſellſchaft entſpringenden Vortheile mußten indeſſen die erſten Bekenner der chriſtlichen Lehre bald zu dem Entſchluſſe leiten, ſich zur gemeinſchaftlichen Gottesverehrung zu vereinigen. Ein ſolcher Verein iſt, wie ſchon bemerkt wurde, das, was nachher Kirche hieß. Chriſtenthum iſt das Weſentliche, Kirche nur das Zufällige; Chriſtenthum iſt die Sache, Kirche nur die Form, nur darum nöthig, weil der Zweck des Chriſtenthums an den Menſchen ohne äußerliche Ordnungsregeln nicht erreicht werden könnte. Was unmittelbar zur innerlichen Vervollkommnung und Heiligung des Menſchen beiträgt, das gehört in die Sphäre der Religion; was nur äußerliche Ordnung und Erbauung befördert, nur mittelbaren Einfluß auf das Innere des Menſchen hat, iſt Kirchenſache, die alſo ſtets der Religion tief untergeordnet bleibt.

Das Heiligſte im menſchlichen Geiſte, die Religion, die Liebe

und Verehrung der Gottheit, äußert sich im Leben auf mancherlei Art, und jede ist ehrwürdig; so auch jede Kirche, die das Wesentliche der Religion festhält. Es gibt verschiedene christliche Kirchen; aber nur eine christliche Religion, und nur diese ist alleinseligmachend. Was vom Christenthum überhaupt gesagt werden kann, gilt nicht von jeder einzelnen Kirche; so wenig Wesen und Einkleidung, Sache und Form, Mann und Rock, Frucht und Schale einerlei Predikate haben. Ein und dasselbe Christenthum ist der Kern aller christlichen Glaubenspartheien, ist die Lichtquelle, aus welcher alle Confessionen schöpften. Gleichwie die körperlichen Gestaltungen des Menschen neben einerlei Vernunftgesetzen sehr verschieden seyn können; so die kirchlichen Formen neben dem gleichen Geist des Christenthums. Das hindert darum nicht, daß nicht endlich eine Heerde und eine Hirt werde; die erfreuliche Weissagung wird in Erfüllung gehen, wenn einmal, was nach unserer hohen Bestimmung nicht ausbleiben kann, die gesammte Menschheit vertrauensvoll und kindlich fromm zu einem Vater im Himmel betet, einen Welterlöser dankbar verehrt, von einem heiligen Geiste beseelt ist, eine Hoffnung im Leben und im Tode hat, und ein Gesetz erkennt und befolgt, das Gesetz der Liebe, was neben aller Verschiedenheit kirchlicher Formen möglich ist.

Möchte doch an die Stelle der oft so vergeblich gewünschten, versuchten und betriebenen Einheit der Kirche wahre Einigkeit der Kirchen treten!—Alle haben jedoch ein gemeinsames Ziel: sittlich religiöse Menschenbildung, Beseligung des Menschen durch Tugend, durch das erquickende Bewußtseyn redlich und freudig erfüllte Pflicht, durch Ringen nach Gottähnlichkeit. Jede Form gilt vor Gott, was der Geist aus ihr macht; jede ist Täuschung, wenn aus ihr der Lebensgeist entflieht. Nur das unsichtbare, worauf das sichtbare ruhen soll, kann diesem Werth geben. Todte Kirchlichkeit ist, was eine taube Nuß. Wer ein Leben nach Jesu Sinn führt, darf nicht verlegen seyn; er findet sein Heil in jeder Kirche, weil nicht die Kirche, sondern das Christenthum heiliget. Lactanz schreibt so wahr als schön: „Wahre Gottesverehrung ist, wo der himmlische Sinn sich Gott selbst zum befleckten Opfer hingibt.“ Jede Kirche ist ein erbarmungswürdiges, jämmerliches Institut, wenn sie ihre hohe Aufgabe, die Menschen nach Jesu

Weiſung zur Tugend zu erziehen, verſäumt, und ſie dafür durch todte Werkheiligkeit in dumpfe Gedankenloſigkeit einwiegt. Das Herz fühlt ſich ſchmerzlich verwundet, wenn das Heiligſte der Menſchheit, wenn die wichtigſte Angelegenheit des menſchlichen Herzens wie eine kalte Hofetiquette behandelt wird. Auch wo alles in der Form dem Zwecke entſpricht, bleibt doch das Weſen immer wichtiger, als Meinen und Glauben. Nur Eines iſt dem Chriſten unentbehrlich: nicht das Feſthalten am Lehrbegriff und an den Gebräuchen einer Kirche, ſondern das Denken und Handeln im Geiſte Jeſu. Religiöſe Handlungen ohne religiöſe Gedanken ſind leeres Puppenſpiel, kein Gottesdienſt. Mir ſchrieb der unvergeßliche Pabſt Ganganelli nachſtehende Worte aus der Seele: „Auf ihrer Höhe wird die Religion ſich dann nur finden, wenn einzig und allein Liebe ihre Herrſchaft ſeyn wird; denn weder das Wiſſen ihrer Lehren, noch ihr äußerer Glanz machen ihr Verdienſt, ſondern nur die Liebe. Dieſe iſt das Fundament unſers Cults, und wir ſind nur Schattenbilder der Tugend, wenn nicht Liebe unſere Herzen durchdringt.“ Traurig iſt's, daß die Menge von jeher zu großen Hang zum Formel- und Ceremonienweſen zeigte, und darum frühzeitig die Kirche über das Chriſtenthum ſtellte. Die Erſcheinung iſt erklärbar: das Aeußere bewegt die Sinne, das Innere erfordert Ueberlegung. Alles das Formelweſen wäre zu loben, wenn diejenigen, welche es anordnen, es ſo einzurichten wüßten, daß es auch erreiche, was es nachahmt. Die Ceremonien vertreten die Stelle tugendhafter Handlungen, und die Symbole des Glaubens ſind wie die Schatten der Wahrheit anzuſehen, und nähern ſich, weniger oder mehr, dem reinen Lichte. Wer könnte und wollte dagegen ſeine Stimme erheben, wenn die Ceremonien, die kirchliche Zucht, die menſchlichen Geſetze mit dem göttlichen Geſetze in ſtetem Verband bleiben, und mit der Tugend uns befreundeten?—Aber die Erfahrung bewährt's, daß Symbole beim Volke nicht ſelten die Wahrheit verdüſtern, und Ceremonien die Tugend verdrängen. Die undenkende Menge hält ſich aus Gemächlichkeit lieber an das Surogat, als an die Religion ſelbſt, und findet es leichter, mit dem Bekenntniß des Glaubens, und durch Mitmachen eingeführter Gebräuche, das Heilsgeſchäft abzuthun. So wird's begreiflich, daß mit Zu-

nahme der Glaubensartikel, und mit Mehrung der Kirchengebräuche der wahren Frömmigkeit wenig Vorschub geschieht. Wie der Eifer für Orthodoxie steigt, und die Gottesverehrung zum prunkenden Kirchendienst hinabsinkt, der mehr die Sinne, als das Herz anspricht; erkaltet meistens die Liebe, im Gebiete der Religion das Unentbehrliche. Nur in und durch diese ist Einheit möglich; am Wege der Gebräuche und Meinungen liegt Trennung, wenn dem Festhalten daran die Liebe geopfert wird. Der Einheit der Gottergebenheit, und des Ringens nach Gottähnlichkeit bringt die Mannigfaltigkeit der Gottesverehrung und des Glaubensbekenntnisses nicht nur keinen Nachtheil, sondern gewährt sogar noch den Vortheil, daß die Freiheit der Geister und Gewissen sich erhebt, und eine Kirche die andere zum Fortschreiten im Gebiete des Wahren und Guten wetteifernd reizt. Nur unter dem Machtgebot einer einzigen Kirche ist Stillstand geistiger Thätigkeit zu besorgen: wo mehrere neben einander stehen, treibt eine die andere; jede strebt nach geistiger Ueberlegenheit, und macht sich und andern das Versinken im Schlamme des Herkommens unmöglich.

Die Religion also allein heischt Einheit, ist unveränderlich, und wie das Gesetz, welches die Erscheinungen der Natur lenkt, über den Wechsel der Zeit und ihrer Ereignisse erhaben. Mit den Kirchen ist es anders: sie sind Erzeugnisse der Zeitalter, von denen sie Gestaltung borgen, und sind, wie die Zeitalter selbst, wandelbar. Es kann und wird nicht fehlen, was allmählig in der Zeit entstanden ist, muß und wird entweder im Strome der Zeiten untergehen, oder verwandelt aus demselben hervortauchen. Nur das Licht aus Gott altert nicht. Die sichtbaren Kirchen tragen mehr oder weniger die Spuren der Wandelbarkeit, je nachdem sie sich mehr oder weniger dem Ideale einer sittlichen, freien Menschengesellschaft, einer Republik nach Tugend-Gesetzen nähern. Wer nach Kräften zur Verwirklichung dieses Ideals die Hand bietet: dem ist der Uebertritt von einer sichtbaren Kirche zur andern ganz unnöthig; denn wofür er wirkt, dafür kann er in jeder kirchlichen Verfassung wirken, und was er in sich tragen soll, kann ihm keine Kirche geben, sie kann ihm dazu nur die Mittel anbieten, freilich eine zuweilen mehr als die andere, was aber zu einem solchen Schritt nicht leicht als zureichender Grund gelten dürfte,

weil meiſtens andere Gründe von mehr Gewicht gegenüber ſtehen, deren Nichtbeobachtung in große Unannehmlichkeiten zu verwickeln pflegt.

Eine allgemeine, vollkommene, von allen Zeitverhältniſſen unabhängige, unwandelbare, alleinſeligmachende Kirche iſt nur die unſichtbare, die in der Idee der Vereinigung aller Rechtſchaffenen unter der göttlichen moraliſchen Weltregierung beſteht. Die weſentliche Gottesverehrung iſt der Dienſt des Herzens, und iſt allenthalben und unter allen Formen nur bei wenigen Auserwählten zu ſuchen. Der Dienſt des Herzens, Anbetung Gottes im Geiſte und Wahrheit, kindliche Folgſamkeit gegen das chriſtliche Sittengeſetz, das allgemein anerkannt wird, wo der Menſch zum Vernunftgebrauch erwacht iſt, dieſer Herzensdienſt iſt allzeit einförmig, wenn er aufrichtig iſt. Gottergebenheit, welche allein beſeligende Kraft hat, iſt ſo wenig an eine beſtimmte Art ſich zu offenbaren gebunden, als die Liebe des Kindes zum Vater. Frommer Sinn heiliget jede Form, und Gott genehmigt jede Huldigung, wenn ſie aus der Tiefe des liebenden Herzens quillt. So wie die erſten Chriſten, unter Juden und Heiden zerſtreut, noch keine eigene ſichtbare Kirche bildeten, ſondern unter Ihresgleichen nur als die Gottesfürchtigſten, als die Menſchenfreundlichſten erſcheinen: ſo die wahren Chriſten ſpäterer Zeit. Das äußere Kirchenbekenntniß gilt für die Welt; das Chriſtenthum iſt davon unabhängig; es kann ohne beſtimmte Form und unter jeder Form beſtehen, hat keinen Glaubenshaß, ſondern nur Haß des Böſen und Sündlichen. Nach dem unbefangenen Urtheil des Apoſtels iſt in jedem Volke, wer Gott fürchtet und recht thut, ſein Liebling, und darf ſich ſeines Beifalls vertröſten. Der Tempel, in dem ſich alle wahren Anbeter Gottes vereinigen, iſt der große, unermeßliche Tempel der Natur, deſſen Teppich die weite blühende Erdfläche, deſſen Altäre die Gebirge, deſſen Höhe das Firmament voll flammender Welten iſt. Man begeht einen großen Mißgriff, wenn man das Chriſtenthum in eine gelehrte Wiſſenſchaft umwandelt, und es in das Dunkel einer Kirche einkerkert. Es iſt ein Licht, aller Welt aufgeſteckt; es beſteht nicht in Grübeleien, ſondern im raſtloſen Streben des Geiſtes, heilig zu werden, wie es der Vater im Himmel iſt. Der Eingang in dieſes Heiligthum ſteht allen Menſchen gleich

weit offen, und Gelehrtheit berechtigt zu keinem Vortritt. Die Kirche ist die beste, in welcher das Christenthum am kräftigsten in das menschliche Leben eingreift. Tugend allein ist das unsterbliche Wort, das über Abgründe uns hinweg trägt, und unter Schrecknissen aller Art Ruhe ins Herz senkt; für Tugend kann keine Kirche Ersatz geben.

Unter den sichtbaren Kirchen gebührt unstreitig jener der Vorzug, die ihrem Zwecke, der sittlich religiösen Menschenbildung, am besten entspricht, und gottgefälliger Tugend vorzüglichen Vorschub giebt. Um indessen über den Gehalt, über die Vortrefflichkeit einer Religionsform, oder sichtbaren Kirche, ein gültiges Urtheil abzugeben, darf man es nicht übersehen, den wirklichen Bildungsgrad eines Volkes mit in Anschlag zu bringen. Die beste Religionsform für ein gebildetes Volk ist für ein rohes Volk die schlechteste, und umgekehrt. Der Organismus der Kirche muß sich mit der steigenden Aufklärung veredeln; die schlechte Form muß zertrümmert werden, und eine neue schönere sich gestalten. Ueberall geht die Herrschaft der Phantasie der Herrschaft der Vernunft voran: der Mensch fühlt und empfindet früher, als er denkt. Das gilt, wie von einzelnen Menschen, so auch von ganzen Völkern, die sich da und dort noch im Zustande moralischer Kindheit befinden. Dadurch wird erklärbar, warum frühzeitig so Manches in den kirchlichen Organismus verflochten wurde, was mehr der Phantasie, als der Vernunft zusagt. Die Neubekehrten, sowohl aus dem Heidenthum, als aus dem Judenthum, waren an gottesdienstliches Gepränge gewöhnt: wie sich also die christliche Kirche constituirt, und sich mit jedem Tage weiter ausgebreitet hatte; war in seiner Art ähnliches Gepränge nöthig, um das Gemüth der gedankenarmen Menge aufzuregen, und des vorigen Gottesdienstes letzte Erinnerung vollends zu verwischen. Dieses Gepränge behielt Bedeutung und Zweck, so lange es getreue Darstellung des Idealen, Verkörperung des Geistigen und Mittel blieb, sich über die Erde zum Himmel zu erheben; und mußte wieder verworfen werden, sobald aus ihm die Idee entflog.

In den ersten Zeiten des aufblühenden Christenthums, und als noch die Apostel, das Bekehrungswerk trieben: dachte man noch wenig an Vervielfältigung kirchlicher Formen. Vom Geiste der

himmlischen Lehre ergriffen, der sich von denen, welche sie vorgetragen hatten, in aller Lebendigkeit auf die ersten Christen vererbte, dachten diese mehr an die Sache selbst, als an eine Einkleidung derselben. Die Einfachheit der christlichen Religion überging auf die Verfassung des ersten Christenvereins, und behauptete sich lange; aber endlich erfolgte, was voraus zu sehen war: der erste Eifer nahm allmählig ab; die ersten lebendigen Eindrücke erloschen nach Maßgabe ihrer Entfernung vom ersten Stoße; bald geschah es, daß jede matte Welle mattere trieb, und alle zuletzt in die stille Oberfläche des Herkommens eines alten Christengebrauches sanft sich verloren. Man suchte durch Gebräuche zu ersetzen, was der Seele des Gebrauches, der Lehre, abging, und so fand sich nach und nach das bunte Ceremonienwesen ein, das endlich zur geistlosen Puppe wurde, die noch immer vor den Augen der gaffenden Menge in alter Pracht dasteht. Es kam endlich da und dort so weit, daß von der Kirche das Christenthum fast ganz verdrängt wurde. Mit dem steigenden Glanz der Kirche wurde im verkehrten Verhältnisse das Christenthum verdunkelt; das Heiligste erstarrte in todter Kirchlichkeit. Man vergaß immer mehr, daß Kirchengebräuche einst bloß zum äußern Halt der Religion bestimmt waren, und daß sie nur die Schaale, nicht der Kern, nur zufällige Verzierungen, nicht das Wesen selbst seyen. Unglücklicherweise trafen die ersten christlichen Jahrhunderte bald mit Unwissenheit, Barbarei, und der eigentlichen Epoche des übeln Geschmacks zusammen, also, daß auch in die Verfassung der Kirche selbst, in ihre Gebräuche und Feste, in ihre Gesänge und Gebete wenig wahrhaft Großes und Edles kommen konnte. Von Land zu Land, von einem zum andern Welttheil, wälzten diese Ceremonien sich fort, und bewirkten, daß die Religion immer mehr in den Schatten der Kirche gestellt wurde. Was ursprünglich einer alten Gewohnheit wegen noch einigen Lokalsinn gehabt hatte, verlor denselben in fremden Gegenden und spätern Zeiten; was einst Verschiedenheit der Länder und Zeiten von jüdischen und heidnischen Gebräuchen, um den Uebertritt zum Christenthum annehmlicher zu machen, zur Verbrämung der christlichen Gottesverehrung aufgenommen wurde, blieb, und erwuchs mit jedem Jahrhunderte zur größern Masse, daß endlich die christliche Liturgie ein seltsames Gemisch von jüdisch-ägyptisch-

griechisch-römisch-barbarischen Gebräuchen ward, das zusehends mehr den Geist beengte, und vom Heiligsten ꝛc. ablenkte.

Darstellung des Ursprungs und der Ausbildung der christlichen Kirchenverfassung ist eine schwere Aufgabe für Jeden, der gern die Klippen der Polemik vermeiden, und der Verketzerung sicher entgehen möchte, besonders im dermaligen Zeitalter, in welchem die Meinungskriege wieder an der Tagesordnung sind, und das Gebell dogmatischer Spürhunde von Neuem mit einer Wuth beginnt, daß es der bescheidenere Wahrheitsfreund kaum mehr wagen darf, das Wort zu nehmen. Viele Eiferer können es schon gar nicht ertragen, wenn man Christenthum und Kirche scheidet, und jenes über diese stellt; sie erglühen vor Zorn, wenn man unbefangen der Kirche abspricht, was allein vom Christenthum gesagt werden kann. Da ihnen Schaale mehr, als der Kern, gilt: so grollen sie bitter und unversöhnlich jedem, der es wagt die Schaale zu erbrechen, und zum reinern Genuß den Kern vorzulegen.

Indessen wird's doch wohl keine Sünde seyn, wenn man aus den heiligen Urkünden des N. T. und aus den Geschichten der ersten christlichen Jahrhunderte aushebt und zusammenstellt, was über das Entstehen und die allmählige Ausbildung der kirchlichen Verfassung einiges Licht verbreitet. Wem das mißfällt, mag, was gesagt wird, bescheiden widerlegen, oder liebvoll berichtigen. Durch Machtsprüche wird im Gebiete des Wahren nichts entschieden; noch weniger wird durch hämische Lästerung gewonnen. Der Strom des Wahren läßt sich nicht eindämmen, und ist so unaufhaltsam, als die Räder der Zeit. Der Wahrheitsfreund läßt sich weder durch Lästerung, noch durch Mißhandlung verschüchtern; seinen Muth erhebt die feste Ueberzeugung: die wohlthätige Scheidung der faulen Säfte von den bessern Lebenskeimen gedeihe am besten unter Sturm und Nothdrang aller Art. So wenig es in der Gewalt der Menschen steht, den Rhein nach den Alpen zurückzuleiten; eben so wenig kann und wird es den Feinden des Lichts gelingen, den Drang des Geistes zu hemmen, nach lieblicher Morgenröthe den hellen Tag heraufzuführen. Das hebt mich über alle Besorgnisse weg, und ermuntert mich, festen Schrittes im betretenen Gebiete jede Spur des Wahren zu verfolgen, und weniger auf das Herkommen neuerer Zeit, als auf das zu achten, was die christliche

Kirche urſprünglich war, und was aus ihr nach dem jedesmaligen Bedürfniß wurde, und unter dem Drange wechſelnder Umſtände werden mußte. Mir gilt Cyprians Regel: Frustra, qui ratione vincuntur, consuetudinem nobis opponunt, quasi consuetudo sit major veritate *).

Still und unmerklich entwickelte ſich die Verfaſſung der chriſtlichen Kirche; ſie wurde, ohne es beinahe wahrzunehmen, durch die Gewalt der Umſtände und Bedürfniſſe herbeigeführt. Die disciplinariſche Haushaltung der erſten Chriſten war eben ſo einfach und kunſtlos, als das Predigtamt Jeſu und ſeiner Apoſtel. Sich aus den vorigen Religionsverhältniſſen ganz zu ziehen, dazu hatten ſie weder Auftrag von Jeſu, noch hielten ſie es zur Zeit für rathſam. Sie verſammelten ſich zuweilen in keiner andern Abſicht beſonders, als Gottes Wort aus dem Munde der Apoſtel anzuhören, und durch Abendmalsfeier inniger in Jeſu ſich zu verbrüdern. Liebe und Eintracht, frommer Sinn und heiliger Wetteifer im Aufſtreben zum Beſſern, machten unter den erſten Bekennern des Chriſtenthums geſetzliche Ordnung entbehrlich. Wo noch jeder Einzelne für das Heiligſte erglühte, drang ſich das Bedürfniß noch nicht auf, es durch ſichtbare Formen feſtzuhalten; kindlich fromme Befolgung der Lehre Jeſu ſchien hinreichend, das Heil zu erſtreben, auf das Aller Neigungen und Blicke gerichtet waren.

Aus den heiligen Urkunden des N. T. und aus den Schriften der älteſten Väter läßt ſich durchaus kein Beweis herausfinden, daß Jeſus eine eigentliche Kirchengewalt, oder gar eine Abſtufung von verſchiedenen Kirchenämtern ſelbſt unmittelbar eingeführt habe. Er begnügte ſich mit Anordnung des Lehramtes, und überließ das Weitere dem Gutbefinden ſeiner Apoſtel. Eine fromme, durch herzliche Liebe verbundene, friedliche Familie waren daher anfänglich die erſten Chriſten; aber noch keine beſondere Kirchenparthei. Es gab nur Lehrer, welche gelegenheitlich die aus dem Munde Jeſu gefloſſenen Worte des Heils erklärten, die Guten ſtärkten, die Böſen warnten, die Schwachen zurechtwieſen, Unglücklichen und Leidenden Troſt ins Herz ſprachen; und Lehrlinge, welche begierig die Worte des Heils auffaßten, und ſich

*) Umſonſt ſtellen uns die, welche von der Vernunft beſiegt werden, das Herkommen entgegen, gleichſam wäre das Herkommen größer als die Wahrheit.

durch frommes Andenken an die Beispiele und Leiden Jesu zur unerschütterlichen Berufstreue begeisterten. Die ersten Bekenner der christlichen Lehre waren und blieben noch lange Juden: sie besuchten, wie vorhin, den jüdischen Gottesdienst öffentlich; sie beobachteten ohne alles Bedenken die mosaischen Gesetze und Feste; sie unterschieden sich äußerlich in nichts von den übrigen Israeliten, als durch uneigennützigere Menschenliebe, reinern Wandel und höhere Tugend. Freilich war ihr Glaube ein ganz anderer, als der Glaube der gewöhnlichen Juden; indessen konnte doch der Glaube an Jesu Lehre neben den mosaischen Gesetzen, wie neben den bürgerlichen der Griechen und Römer bestehen. Zur offenen Trennung drang sich zur Zeit noch kein Bedürfniß auf. Jesus selbst blieb ein treuer Verehrer und Beobachter des mosaischen Gesetzes. Ihr sollt nicht wähnen, sprach er einst deutlich und bestimmt zu den Seinigen, daß ich gekommen sey, das Gesetz aufzuheben; vielmehr liegt es in meinem Wunsche, ihm die mögliche Vollendung zu geben. Dem unzweideutigen Worte entsprach er gewissenhaft durch sein Benehmen: er entfernte sich nie im geringsten von den Religionsgebräuchen seiner Nation; er besuchte fortdauernd den Tempel und die Synagogen, und ermahnte die Seinigen desgleichen zu thun. Er wollte nur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, drang auf Reinigkeit der Gesinnung und auf tadellosen Wandel, und machte Liebe zum Grundgesetz seiner Sittenlehre. War's ein Wunder, daß die Schüler dem Beispiel und der Weisung des Lehrers sich fügten, und sich an die kirchlichen Gebräuche ihrer Väter noch hielten, nachdem sie bereits den Heiden das Evangelium, und durch die Taufe die Christenweihe gebracht hatten?

Eigentlich ward der christlichen Kirche Anfang erst mit der gewaltsamen Ausscheidung der Christen von den Juden, und mit der Aufnahme der Heiden in die Gemeinschaft der Glaubigen. Gewaltsam von den Juden aus dem Tempel und aus den Synagogen gestoßen, drang sich fort an den Anhängern Jesu das Bedürfniß einer eigenen Kirche unwiderstehlich auf. Das Bedürfniß wurde noch fühlbarer, als sich bald darauf das Christenthum auch auf Neubekehrte aus dem Heidenthum ausdehnte. So lange sie von Juden geduldet, und mit Heiden unvermischt waren: drängte

ſie nichts, in Beziehung auf Gottesverehrung in neue Geſellſchafts-verhältniſſe einzugehen, und auf Begründung einer eigenen Kirche Bedacht zu nehmen. Sie verband zwar der gleiche Glaube, das gleiche Streben nach Tugend, der gleiche Wetteifer im Guten; aber noch keine beſondere Kirchenanſtalt. Immer noch fuhren ſie fort, an das moſaiſche Geſetz ſich zu halten, und gleich andern Juden die Feſte, Opfer, Reinigungen, Faſten und übrigen Gebräuchen zu beobachten, wie ſie beim moſaiſchen Gottesdienſte herkömmlich und üblich waren, um den Schwachen keinen Anſtoß zu geben. Sie blieben Israeliten, aber höherer Art, wie Jeſus höher, als Moſes, war. Unter den Juden galten ſie als frömmere Juden, und die wenigen Neubekehrten aus dem Heidenthum, die damals noch ihrer geringen Zahl wegen faſt in keine Berechnung kamen, als Heiden, die vor andern durch Rechtſchaffenheit ſich auszeichneten. Das hinderte indeſſen nicht das Emporkommen eigenthümlicher frommer Gebräuche in der Familie der erſten Chriſten, wie ſchon oben bemerkt wurde. Als Juden beobachteten zwar die Neubekehrten die Beſchneidung; als Bekenner der chriſtlichen Lehre aber weihten ſie die, welche zu ihnen traten, durch die Taufe ein. Als Juden beſuchten ſie Tempel und Synagoge, da zu beten nnd belehrt zu werden, oder wohl auch ſelbſt zu lehren; aber als Chriſten hielten ſie auch eigene Verſammlungen, beteten gemeinſchaftlich, lehrten und lernten, worüber ſich ihnen Gott durch Jeſus geoffenbart hatte, und feierten, nach gegebenem Auftrag ihres göttlichen Lehrers, dankbar und mit tiefer Rührung ſein Andenken. Selbſt die äußerlichen Gebräuche der Heiden, in ſo fern ſie dem Zwecke des Chriſtenthums nicht widerſprachen, wurden nicht unbedingt verworfen; man trug ſogar kein Bedenken, den wenigen Bekennern Jeſu aus dem Heidenthum, um Aufſehen zu vermeiden, den Genuß von Götzenopfern zu bewilligen, und hielt nur dann einen ſolchen Genuß für Sünde, wenn zu beſorgen war: irgend ein Schwacher möchte dadurch irregeführt, und zum Rückfall in's Heidenthum verleitet werden.

Nicht eine eigene, ſichtbare, abgeſonderte Kirche, ſondern einen freien Verein von Glaubigen und Lehrern des Evangeliums zur gemeinſamen Befolgung der Lehren und Beiſpiele Jeſu, einen traulichen Bund der Wahrheit, Liebe, Hilfe und Treue, ein Reich

der Kinder Gottes zu bilden, lag diesen ersten Bekennern der christlichen Lehre zur Zeit noch im Sinne. Dabei blieb es, so lange noch der erste Christenverein, der zur Aufnahme und Ausscheidung an Verfügung der Apostel gestellt war, auf Jerusalem und die nächsten Umgebungen sich beschränkte, und so lange dieser Verein selbst nur noch aus kleinen Abtheilungen von Neubekehrten bestand, die von den Aposteln leicht übersehen werden konnten. Da noch reichten zur Erhaltung der Einheit die holden Familien-Verhältnisse hin, und der innere Glauben der Christen bedurfte noch keines eigenen kirchlichen Gewands. Alle waren ein Herz und eine Seele, und auf ihnen ruhte unverkennbar der Geist des göttlichen Lehrers. Erwärmt und beseligt durch das Heiligste, ward ihnen das Irdische gleichgültig, das Ewige Alles. Durch reine Tugend Gott wohlzugefallen, war ihr einziges, höchstes Strebeziel. Sie hatten einen Gott und Vater, einen Heiland und Erlöser, einen Geist zur Heiligung des Gemüths. Durch Glaube, Liebe und Hoffnung innig verwandt, waren sie des Staates gehorsamste Bürger, nirgends Störer der öffentlichen Ordnung, allezeit willig, Gemeinnütziges nach Kräften zu unterstützen. Nur in einem Grundsatz wankten sie nie, wenn bürgerliches und göttliches Gebot in Widerspruch traten: „man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen.“ Ihnen galt das Christenthum mehr, als nur eine dienstbare Anstalt der Staatsklugheit, Gotteswort mehr als Machtgebot der Landeshoheit. Die Intelligenz ihrer Versammlungen waren die Apostel, denen freiwillig und herzlich jeder der Anwesenden huldigte, weil man in ihn allgemein die Männer ehrte, denen Jesus selbst unmittelbar die Fortführung seines Werkes überlassen hatte. Doch verordneten diese, so angesehen sie waren, nie etwas auf eigene Autorität, sondern immer mit Zuziehung und Zustimmuug der versammelten Gemeine, also, daß jeder Beschluß als wirklicher Gesammt- und Gemeinwille erschien.

So ward allmählig durch den natürlichen Gang der Dinge, durch freie Verabredung, durch den Strom der allgemeinen Ereignisse, und durch mit der Christenzahl zunehmendes Bedürfniß der Weg zur Bestimmung eigener Gesellschaftsverhältnisse angebahnt. Veränderte Umstände erheischten bald dringend eine völlige Trennung von anden Religionsgenossen, und eine eigene Kir-

chengemeinschaft, einen eigenen geschlossenen, nach Gesetzen geregelten, Verein zur gemeinsamen Gottesverehrung im Geist und Sinne Jesu. Je unduldsamer die Juden gegen die Bekenner der christlichen Lehre wurden, und je mehr sie ihnen durch Verfolgung jeder Art den Tempelbesuch erschwerten: desto mächtiger drang sich den Christen das Bedürfniß auf, sich eine eigene, unabhängige Verfassung zu geben. Dazu kam die immer weitere Ausdehnung des Christenthums auf Neubekehrte aus den Heiden. Nun mußte sich unwillkührlich die Frage erheben: ob auch diese sich nach dem mosaischen Gesetz beschneiden, Fasten halten, und den jüdischen Gebräuchen beim Gottesdienst sich fügen müßten, um als wirkliche Bekenner des Christenthums zu gelten?—Darüber wurde viel und mit Hitze gestritten, und endlich von der Mehrheit dahin entschieden, daß mit Haltung der mosaischen Gesetze das Christenthum in keiner nothwendigen Verbindung stehe. Mehr brauchte es nicht, den Bruch mit dem Juden- und Heidenthum zu vollenden, und das Nöthige vorzukehren, damit das gemeine Wohl der täglich anwachsenden Christenmenge durch eine eigene Verfassung und engere Verbrüderung gegen den allseitigen Andrang sich mehrender Gefahren einen festen Halt bekäme. Der stärkste Antrieb zur Begründung einer eigenen Kirche lag in der über alle Vorstellung schnellen Ausbreitung des Evangeliums weit über Palästinens Gränzen hinaus: je mehr die Christenzahl zunahm, desto loser wurde die Bande der Eintracht und Liebe, die nur durch Verordnungen ersetzt werden konnten, denen der ganze Christenverein, wie jeder einzelne Bekenner des Christenthums sich fügen mußte. Folge der neuen eigenen kirchlichen Verfassung war es, daß die zu einer Kirche verbundenen Bekenner des Evangeliums sich fortan Christen nannten, wozu die Neubekehrten in der syrischen Stadt Antiochien schon im Jahre 41. der christlichen Zeitrechnung das erste Beispiel gaben. Nach und nach ging die theils freie, theils durch Umstände herbeigeführte Verbrüderung in wohlberechnete Stufenfolge kirchlicher Macht über, und es erhob sich im Laufe der Jahrhunderte, nicht ohne vielfältige Zwiste, und manchen Wechsel in den Formen, das künstliche Gebäude der Hierarchie, das sich unter mancherlei Stürmen bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Glücklicher und glücklicherweise lag dem jüdischen Lande in-

sonderheit eine Provinz, Aegypten, nahe, die zur nachmaligen Form der christlichen Kirche viel beitrug. Wenn Jerusalem die Wiege derselben war, so ward Alexandrien bald ihre Schule. Die Menschen zur Tugend zu erziehen, das sollte ihre höchste Aufgabe seyn; allein zur Lösung dieser Aufgabe liefert die Geschichte der Kirche wenig Genügendes. Die Begierde, aus der Religion persönliche Vortheile zu ziehen, ward bald der Grund, warum man sich weit mehr Mühe kosten ließ, dasjenige, was man Kirche nennt, zu gründen, als die Religion selbst zu verbreiten. Kirche wurde bald Hauptbegriff, unter den sich die Religion folgsam schmiegen mußte. In kurzer Zeit hörte man weit häufiger von göttlicher Einsetzung des Priesterthums, als von der Göttlichkeit des Christenthums reden. Aber auch der Begriff von Kirche erhielt in der Folge eine so schwankende Bedeutung, daß man darunter bald die christliche Gemeinde überhaupt, bald nur die Gesammtheit ihrer Vorgesetzten verstehen wollte, und es währte nicht sonderlich lange, bis die Bischöfe Alles in Allem wurden, und ausschließlich die Kirche vorstellten.

Die Apostel suchten, so viel an ihnen lag, unter den Christen völlige Gleichheit beizubehalten, sich der Weisung ihres Herrn gemäs nie über einander zu erheben, nie sich Herrn und Meister nennen zu lassen; sondern, statt Herrschaft über Andere zu üben, einer dem andern in brüderlicher Liebe und Eintracht, ohne Anmaßung, zu dienen. Die Lehrer des Christenthums sollten nach ihrer unzweideutigen Verfügung, wie sie selbst, nichts anderes seyn, als Männer, bei einzelnen christlichen Gemeinden dazu aufgestellt, ihnen die Lehre des Heils vorzutragen, ihre öffentlichen Gottesverehrungen, und ihre Fortschritte in der Religion zu leiten, ohne irgend eine andere Macht, als die der Ueberzeugung und des Unterrichts. Wie Jesus ihnen, so befahlen sie wieder andern, die nach ihnen ins christliche Lehramt traten, ausdrücklich, daß sie sich nie zu Herrn von Gottes Erbtheil aufwerfen, nie Herrschaft über den Glauben der Christen ausüben, sondern einzig darauf ihre Bemühungen richten möchten, recht viele Bekenner der Lehre Jesu zu gewinnen, und auf dem Heilswege ihre treuen Führer zu seyn.— Allein mit allen ihren weisen Vorkehrungen und redlichen Bemühungen konnten sie nicht verhindern, daß nicht bald nach ihrem

Hintritt die Religion, welche Demuth lehrt, und alle Herrschsucht verbietet, zum Mittel mißbraucht wurde, den verderblichsten Ehrgeiz zu befriedigen. Es währte nicht lange, und es gelang den vorsitzenden Aeltesten in den christlichen Brüdergemeinden sich ein entschiedenes Uebergewicht zu geben. Die ersten Grundzüge brüderlicher Gleichförmigkeit erloschen bald im Getriebe niedriger Rangsucht, und nach und nach erhoben sich die Kirchendiener über einander in so verschiedenen Abstufungen, daß endlich das Ansehen der Bischöfe Alle in Schatten stellte, welchen niedrigere Amtsverrichtungen überlassen blieben. So lange die Apostel am Leben waren, und über alle Kirchengemeinden die Aufsicht führten, blieb die ursprüngliche Gleichförmigkeit unter den Lehrern und Vorstehern der einzelnen Gemeinden unangefochten: keiner behauptete einen Vorzug vor dem andern; man wollte allen Rangunterschied vermeiden, und im traulichen Brudervereine nach der Lehre Jesu das Heiligste erstreben. Allein verschiedene Umstände trafen zusammen, welche diese Gleichheit verdrängten. Da noch die Mehrheit aus neubekehrten Juden bestand, glaubten viele, es wäre der Sache angemessen, für die Verfassung der christlichen Kirche das Modell aus dem Judenthum zu nehmen, und die lehrenden Aeltesten zum bleibenden Rang über die Gesammtheit der Mitglieder zu erheben. So entstand ein christlicher Priesterorden, aus dem folgerecht nach dem einmal angenommenen Grundsatz ein hohes Priesterthum hervorgehen mußte. Natürliche Veranlassung zu einem bleibenden Priesterorden war auch die stets wachsende Zahl und Größe der christlichen Gemeinden, wodurch nicht nur die Aufstellung eigener Lehrer und Vorsteher, sondern auch die Vermehrung derselben, und, zum Behuf der Ordnung, die höhere Aufsicht eines derselben über die andern nöthig wurde.

Zu Helfern im christlichen Lehramte, und in Leitung der öffentlichen und gemeinsamen Gottesverehrung, die wegen schnell anwachsender Christenzahl schon bei Lebzeiten der Apostel nöthig wurden, stellte diese meistens die ältesten und vertrautesten ihrer Zöglinge auf. Während von diesen jeder als Lehrer einer eigenen Gemeinde vorstand, fuhren sämmtliche Apostel fort, über alle zerstreuten Christengemeinden eine väterliche Aufsicht zu führen, ohne sich in bestimmte Sprengel zu theilen, und ohne Anspruch auf irgend eine

mit der freien Verbrüderung unverträgliche Macht. Dieſe Vorſteher und Lehrer einzelner Chriſtengemeinden, die dazu aufgeſtellt waren, in der Verſammlung das Wort zu führen und die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten im Namen Aller zu beſorgen, hießen daher Aelteſte oder Prieſter, weil oft das höhere Alter ihre Ernennung beſtimmte, auch Aufſeher oder Biſchöfe, weil ihnen die nähere Aufſicht über ihre Kirchgemeinden übertragen war.

Damals noch waren die Vorſteher und Lehrer der chriſtlichen Gemeinden einander vollkommen gleich, ſowohl in ihren Amtsverrichtungen, als in ihren Namen. Sie hießen in den Gemeinden, wie ſchon oben bemerkt wurde, die Aelteſten (Prieſter), weil ſie es waren, oder die Biſchöfe, weil ſie als Aufſeher beſtellt waren. Sie hatten noch keine beſondere Gewalt; ſie wußten noch von keiner Rangordnung; ſie unterſchieden ſich noch durch keine reichen Einkünfte. Einander als Vorſteher, Lehrer und Gemeinarbeiter beſonderer Gemeinden durch gleichen Beruf gleichgeſtellt, wetteiferten ſie mit einander, das Beiſpiel frommer Demuth zu ſeyn. Wenn auch da oder dort einer größeres Anſehen und höhere Achtung genoß, ſo lag der Grund weniger im Amte, als in der größern Berufstreue, und im ausgezeichnetern Verdienſte. Größere Kenntniſſe und höhere Tugend begründeten die größere Hochachtung. Selbſt wenn in einer größern Stadt der Verſammlungsort die zunehmende Chriſtenzahl nicht mehr faſſen konnte, und dieſer Umſtand neue Chriſtenabtheilungen nöthig machte: blieben doch noch ihre beſondern Vorſteher ohne allen Rangunterſchied.— Noch zeigt ſich in den heiligen Urkunden von einem merklichen Unterſchied zwiſchen Biſchöfen und Prieſtern nicht die leiſeſte Spur. Die Prieſter der Gemeine zu Epheſus z. B. welche Paulus nach der Erzählung in den Geſchichten der Apoſtel XX. 17. vor ſich beſchied, heißen 28 Biſchöfe. Derſelbe Apoſtel nennt im Briefe an ſeinen Schüler Titus die gleichen Vorſteher chriſtlicher Gemeinden I. 5 Prieſter und 7 Biſchöfe. Im gleichen Sinne ſchrieb er vom Kirchenvorſtand zu Philippen, den er im Briefe an die Gläubigen daſelbſt I. 1. und im erſten Briefe an ſeinen Timotheus mit dem Namen der Biſchöfe und Diakonen bezeichnet, ohne beſonders der Prieſter zu erwähnen, was nicht zu erklären wäre, wenn ſchon damals die Namen Biſchof und Prieſter

auf ungleichen Rang gewieſen hätten. Eines von beiden muß angenommen werden: entweder waren damals die Namen Biſchof und Prieſter von gleicher Bedeutung, oder es waren zu Epheſus und Philippen mehrere Biſchöfe zugleich, im Sinne neuerer Zeit. Wer möchte das Letztere glauben?—

Die gleiche Bedeutung beider Namen hielt ſich noch eine Zeit lang, nachdem bereits die allgemeine apoſtoliſche Würde durch den Tod der Apoſtel erloſchen war. Der Beweis liegt in den Zeugniſſen des Clemens von Rom, und des Polykarp von Smyrna. Der erſte, indem er des Kirchenvorſtandes in Korinth erwähnt, nennt in ſeinem Briefe an dieſe Kirchengemeinde blos Biſchöfe und Diakonen, dahingegen Polykarp in ſeinem Briefe an die Philipper nur Prieſter und Diakonen anführt, und die Gemeinde zum Gehorſam gegen die erſten ermahnt, was nur bei gleicher Bedeutung der Namen Biſchof und Prieſter verſtändlich wird.

Es fehlt indeſſen nicht an Spuren in damaliger Zeit von Vorgeſetzten der Prieſter, auf welche nachher ausſchließlich der Name Biſchof übergieng. So ergiebt ſich aus Paulus erſten Briefe an Timotheus, daß dieſer zu Epheſus Vorgeſetzter der Prieſter war, und über ſie richten durfte, was für ihn vielleicht beſondere Auszeichnung war, weil man in ihm einen unmittelbaren Zögling eines Apoſtels ehrte. Das mag der Fall mit andern Schülern der Apoſtel geweſen ſeyn, deren Namen in der älteſten Geſchichte ausgezeichnet werden, z. B. mit Clemens in Rom, mit Dionys in Athen ꝛc.; aber allgemein und überall ſich gleich war dieſe Einrichtung noch nicht, und man kann mit aller Zuverläſſigkeit annehmen, daß ſie ſich da und dort nur allmählig ausgebildet habe. Was anfangs nur für die unmittelbaren Schüler Auszeichnung war, wurde erſt ſpäter allgemein beibehalten, um dem chriſtlichen Lehramte entweder mehr Anſehen, oder mehr Haltung zu geben, und ins Ganze mehr Einheit zu bringen.

Wachſende Chriſtenzahl hatte nämlich Vermehrung der Lehre zu Folge, und bald fand man es der Ordnung angemeſſen, einem unter ihnen, gewöhnlich dem Aelteſten im Amte, die Aufſicht über die andern zu übertragen, und den Amtsverrichtungen Einförmigkeit zu geben. Da man ſich nach und nach daran gewöhnt hatte,

einen der Priester über die übrigen zu erheben, und ausschließlich ihn mit dem Namen des Bischofs zu beehren, welcher Name fortan einen Aufseher, nicht blos über eine christliche Gemeine, sondern auch über die gesammte Geistlichkeit derselben bezeichnete: so war die Scheidungslinie zwischen dem Episcopat und dem Priesterthum für alle Zukunft gezogen. Dieses Episcopatsystem, auf dem nachher der Kirchenstaat ruhen sollte, gelangte schon im zweiten Jahrhunderte auf einen so hohen Grad der Ausbildung, daß man sich wohl nicht verwundern darf, wenn es schon im dritten mit allen Formen der Hierarchie erschien.

Anfangs gestand man diese Auszeichnung, wenn nicht bereits Schüler der Apostel die Stelle einnahmen, dem ältesten Priester zu; aber endlich fand man, daß der älteste nicht immer der würdigste sey, und man fing zu wählen an. Schon in den Briefen des Ignatz von Antiochien an Polykarp, an die Einwohner von Smyrna, Ephesus und Magnesia kömmt der Bischof als der Vorgesetzte der Priester mit großen Vorrechten vor; es wird da bestimmt gesagt, daß ohne den Bischof nicht getauft werden dürfe; daß kein Abendmahl gültig sey, wenn es nicht der Bischof, oder ein anderer, von ihm dazu beauftragt, gereicht habe ꝛc. Die nämliche Vorstellung von der Würde und den Vorrechten eines Bischofs findet man auch bei den Schriftstellern, die am Ende des zweiten, und am Anfang des dritten Jahrhunderts lebten. Von Tertullians Zeiten an war die Vorstellung allgemein. Aus allem geht hervor, daß dieses Vorrücken der Bischöfe über die Priester nicht überall gleichen Schritt hielt, und daß es damit an verschiedenen Orten ungleich gehalten wurde; während die Bischöfe an einigen Orten blos als die ersten unter Ihresgleichen galten, ließen sie an andern die Priester schon im weiten Abstande hinter sich zurück.

So lange noch die Bischöfe blos für die ersten unter Ihresgleichen angesehen wurden, hatten die Priester alle Amtsverrichtungen mit ihnen gemein; auch nach eingeführter Rangordnung, welche die Bischöfe auf eine wesentlich höhere Stufe stellte, durften die Priester noch eine zeitlang alles thun, was die Bischöfe thaten, die Ordination allein ausgenommen. Hievon Br. 58. Aber bald wurde es anders. Jemehr durch begünstigende Umstände

das Anſehen der Biſchöfe ſich hob, deſto tiefer wurden die Prieſter in den Schatten der ſtrengſten Subordination zurückgedrängt. Jede bedeutende Amtsverrichtung mußte fortan von dieſen im Namen des Biſchofs geſchehen, und wider deſſen Willen durfte durchaus keine vorgenommen werden. Schon ſeit den Zeiten Ignazens, Biſchofs von Antiochien, wurde da und dort die Meinung herrſchend, daß der untergeordnete Prieſter nur im Namen des Biſchofs das Predigtamt verwalte, und die Sakramente ſpende. Die Meinung wurde durch das Beſorgniß begünſtigt und beſchönigt: durch ungebundene Freiheit in den heiligen Amtsverrichtungen möchte leicht die chriſtliche Lehre durch Irrthum entſtellt, und ein unwürdiger zur Taufe oder zum heiligen Abendmahl zugelaſſen werden. Nach und nach kam es ſo weit, daß die Verrichtungen des chriſtlichen Prieſterthums faſt ganz an biſchöfliche Verfügung geſtellt wurde. Beſonders in Afrika hielt man ſtreng auf den Rangunterſchied, ſeitdem es dem Vorgeſetzten des Presbyteriums vergönnt war, ausſchließlich den biſchöflichen Titel zu führen. Lange nachher durfte kein Prieſter in Gegenwart des Biſchofs predigen. Indeſſen war damals noch das Befugniß des Biſchofs weder unbedingt, noch unbeſchränkt: noch im dritten Jahrhunderte ſchrieb Cyprian, Biſchof von Karthago, daß er von Anfange ſeines Epiſcopats nichts in der Diſciplin ohne den Rath ſeiner Prieſter und Diakonen, und ohne Einſtimmung des Volkes gethan habe.

Die Einſchränkung der Prieſter, denen man in der Folge immer weniger zu thun überließ, dauerte faſt bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts: ſie durften, nachdem ſie an eigene Kirchgemeinden geweſen waren, nur in ihren Verſammlungsorten predigen, die Katechumenen unterrichten, und den Kranken und Sterbenden den letzten Troſt bringen; ſonſt durften ſie kein Sakrament ſpenden, durften weder Taufen noch Abendmahl halten, und weniger noch einen Verbrecher excommuniciren, noch einen Büßenden abſolviren, ohne von ihrem Biſchofe dazu beſonders autoriſirt zu ſeyn. Daher wurde nur in den biſchöflichen Kirchen getauft und Abendmahl gehalten. Dieſen Vorbehalt ließen die Biſchöfe nur ſehr ungern fahren, was allgemein im fünften Jahrhunderte erfolgte. Die vermehrte Menge der Chriſten machte es um dieſe

Zeit nothwendig, daß man den Parochien auch die Austheilung des Abendmahls in ihren Kirchen überlaſſen mußte; denn es war fortan unmöglich, daß die biſchöfliche Stadtkirche alle Communikanten der Parochien in der Stadt und auf dem Lande mehr faſſen konnte. Dennoch gab man dieſer Nothwendigkeit zuerſt nur in ſo weit nach, daß man den Parochien die bloße Austheilung überließ, aber die Weihe oder Conſecration immer noch in den biſchöflichen Kirchen vornahm, und das Conſecrirte an die Parochialkirche ſandte. Indeſſen konnte ſich die beſchwerliche Uebung nicht lange mehr erhalten. Vom fünften Jahrhunderte an durften die Parochien nicht nur in ihren Kirchen taufen und die Abendmahlsfeier begehen, ſo wie die Heirathen einſegnen; ſondern es wurde auch feſtgeſetzt, daß jedes Pfarrkind Taufe und Abendmahl und eheliche Einſegnung nur von ſeinem Pfarrer erhalten konnte. Zugleich erhielt jeder Pfarrer von ſeinem Biſchofe die Vollmacht, Poenitentiarius ſeyn zu dürfen, wobei ſich der Biſchof vielleicht blos das Cognitionsrecht in einigen beſtimmten Fällen vorbehielt. Von allen geiſtlichen Amtsverrichtungen waren es nachher blos noch die Confirmation und Ordination, in deren Adminiſtration ſich der Biſchof mit den Prieſtern nicht theilte. Ohne Zweifel begann ſchon dieſer Vorbehalt mit der Scheidung der biſchöflichen Würde vom Prieſterthum, mit wenigen Ausnahmen jedoch, auf welche noch die ſpätere Geſchichte hinweiſet. Aus allem ergibt ſich, daß mit den Zeiten auch das Kirchenweſen wechſelte, und den jedesmaligen Bedürfniſſen, mitunter auch den ehrgeizigen Beſtrebungen ſeiner Vorſteher ſich fügte.

Die Biſchöfe und Prieſter in den Gemeinden wurden frühzeitig Schiedsrichter, wenn Streitigkeiten zwiſchen Chriſten entſtanden. Schon ihre Stellung verſchaffte ihnen in dieſer Beziehung großen Einfluß, der ſich nach und nach immer mehr verſtärkte. Dieſes Schiedsrichteramt erwuchs in der Folgezeit bei den Biſchöfen bald zur Vollmacht, Fehlbare nach Gutbefinden von der Kirchengemeinſchaft, ſogar ohne Vorberathung mit dem Presbyterium, auszuſchließen, oder ſie auch nach geſchehener Reue und Sinnesänderung wieder aufzunehmen. Man hielt es der Sache angemeſſen, die chriſtliche Gemeine, ohne weltlichen Arm, von Vorſtehern und Lehrern in gebührender Zucht zu erhalten. Als Hirten ſollten dieſe der Heerde vorſtehen, ihre Zwiſte ſchlichten, ihre Fehler mit Ernſt,

mit Liebe beſſern, und ſie durch Rath, Anſehen, Lehre und Beiſpiel zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es würdig verwaltet wird, und verwaltet zu werden Raum hat: denn es zerknickt den Stachel der Geſetze, rottet aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte, und vereinigt den Seelſorger, Richter und Vater! Wie aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menſchliche Heerde als wahre Schaafe behandelten, oder ſie gar als laſtbare Thiere zu Diſteln führten? — Unwürdige Folgſamkeit ward alſo bald eine chriſtliche Tugend; es ward ein chriſtliches Verdienſt, den Gebrauch ſeiner Vernunft aufzugeben, und ſtatt eigener Ueberzeugung dem Anſehen einer fremden Meinung zu folgen, da ja der Biſchof an der Stelle eines Apoſtels Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entſcheider war. Nichts ward daher bald ſo hoch angerechnet, als das Glauben, das geduldige Folgen; eigene Meinungen wurden halsſtarrige Ketzereien, und dieſe ſonderten ab vom Reiche Gottes und der Kirche. Biſchöfe und ihre Diener miſchten ſich, der Lehre Jeſu zuwider, in Familienzwiſte, in bürgerliche Händel; nicht ſelten geriethen ſie in Streit unter einander, wer über den andern richten ſollte? — Daher das Drängen nach Biſchofsſtellen, und die allmählige Erweiterung ihrer Rechte; daher endlich ſpäter der endloſe Zwiſt zwiſchen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra. So gewiß und entſchieden es auch ſeyn mag, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedrichter der Menſchheit, die das Unglück hatte, ohne politiſche Conſtitution zu leben, und deſpotiſcher Willkühr preisgegeben war, eine unentbehrliche Hülfe geweſen: ſo iſt auch in der Geſchichte kaum ein größeres Aergerniß denkbar, als der lange Kampf zwiſchen Reich und Prieſterthum, über welchen ein Jahrtauſend hin Europa zu keiner Conſiſtenz kommen konnte.

Alle erwähnten Umſtände konnten den Zweck nicht leicht verfehlen, das Anſehen der Biſchöfe auf eine Höhe zu ſteigern, zu welcher der gemeine Prieſter nur ſchüchtern hinaufblicken durfte. Alle kirchlichen Verrichtungen waren an ihre Verfügung geſtellt; von ihnen hing der Eintritt in den Kirchendienſt ab; ſie allein übten das Recht, denen die Hände aufzulegen, welche ſich zu einer deutlichen Erkenntniß der beſeligenden Wahrheiten des Chriſtenthums erſchwungen haben; durch ihre gemeinſame Beſchlüſſe wurde ent-

schieden, was andere glauben mußten; ihr Schiedrichteramt erwuchs zu einer kirchlichen Gerichtsbarkeit, der jeder Glaubige sich fügen mußte; ihrem Ermessen war es überlassen, in die Kirche aufzunehmen oder davon auszuscheiden ꝛc. Dazu kam bald das Recht, über Verwendung kirchlicher Einkünfte zu bestimmen, das ihnen schon im dritten Jahrhunderte sogar durch Synoden zuerkannt wurde. Auch durch das Recht, das sie frühzeitig übten, die Verbindung mit andern Gemeinden zu unterhalten, und für reisende, oder anderwärts sich niederlassende Christen, Empfehlungsbriefe auszufertigen, erweiterte sich ihr Einfluß. Vorzüglich gab dem bischöflichen Ansehen festen Halt der allgemeine Beschluß der Synode zu Sardica in Illirien, wo im J 347. nebst mehreren morgenländischen Bischöfen, die von ihren Sitzen vertrieben waren, fast 300 abendländische zusammen gekommen waren, des Inhalts: künftig nie einen Bischof für einen Flecken oder für eine kleine Stadt zu ordiniren. Indessen blieb die kirchliche Verfassung lange noch schwankend. Unter den verschiedenen Bischöfen, so sehr bereits ihr Ansehen gestiegen war, galt lange noch der Tugendhafteste oder Weiseste als der Ehrwürdigste, und es verflossen beinahe drei Jahrhunderte, bis an die Stelle ehemaliger Gleichheit eine auffallende Verschiedenheit des Ranges trat, und die Bischöfe in verschiedenen Abstufungen sich über einander erhoben. Eigentlich wurden die Geschäfte und Vorrechte der Bischöfe erst dann gleichförmig bestimmt, nachdem die meisten christlichen Gemeinden durch Diöcesenverband enger sich verbrüdert, und durch das Band der Katholicität verbunden hatten. Wie nämlich einst zwischen Bischöfen und Priestern, so hörte auch bald unter den Bischöfen selbst die ehemalige Gleichheit auf. Die Sache nahm beiderseit so ziemlich den gleichen Gang. Die Episcopalstufen richteten sich meistens nach dem Rang der Städte, in welchen die Bischöfe ihre Sitze hatten. Der Bischof der Hauptstadt einer Provinz erhob sich zum Metropoliten, und so weiter aufwärts. Jeder benutzte die Nähe der Regierung und des Hofes, um sich mehr Gewicht zu geben, und vor Seinesgleichen den Rang zu erstreben. Ursprünglich war die Form der christlichen Kirchenverfassung demokratisch, nach dem Vorbilde des Synagogensystems, das ihr zu Grunde lag; bald wechselte sie mit der aristokratischen Form, wozu die nachherige

Diöceſenverfaſſung die Veranlaſſung war. Auch dabei blieb es nicht lange: allmählig bildete ſich aus der Ariſtokratie der Biſchöfe und Metropoliten eine oligarchiſche Regierungsform, welche auf dem Patriarchalſyſtem beruht, bis ſich endlich daraus jene monarchiſche Form entwickelte, wodurch ſich der Biſchof und Patriarch von Rom zum unabhängigen Kirchenfürſten hinaufſteigerte, und es durch des falſchen Iſidors Grundſätze dahin brachte, daß Jahrhunderte lang alles im Meere der römiſchen Kirche ſchwamm.

Die Entſtehung der Bisthümer und ihre Begränzung hingen von der allſeitigen Richtung ab, welche von einer Stadt aus die Verbreitung des Chriſtenthums nahm. Die erſten Lehrer des Chriſtenthums predigten nämlich gewöhnlich nur in den Städten. In Städten wurde alſo das Chriſtenthum zuerſt eingeführt, von woher es ſich dann allmählig auf das Land verbreitete. So lange die Zahl der Chriſten in einer ſolchen Stadt noch nicht gar groß war, genügte ein Verſammlungsort, eine Kirchengemeinde. Mit der wachſenden Zahl der Chriſten, für welche es im Verſammlungshauſe bald an Raum fehlen mußte, drang ſich alſo das Bedürfniß auf, ſie auf mehrere Verſammlungsorte einzutheilen, und an dieſe von der Mutterverſammlung Prieſter abzugeben. Als nachher von der Stadt aus auch in der Umgegend Bekehrungen gemacht wurden, pflegten anfangs die Neubekehrten vom Lande die Verſammlungen in der Stadt zu beſuchen. Schon Juſtin ſpricht davon in ſeinen Apologien. Dies war aber natürlich mit mancherlei Beſchwerden verbunden, die mit der wachſenden Chriſtenzahl zuſehends fühlbarer wurden. Dadurch ward es in kurzer Zeit nothwendig, den chriſtlichen Landgemeinen Prieſter aus der Stadt zuzuſenden, und zuweilen ſogar für beſtändig bei denſelben anzuſtellen. Starb ein ſolcher Prieſter, ſo wurde ein anderer aus der Stadt der Landgemeine vorgeſetzt. Ueber alle Prieſter an den Filialkirchen, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, behauptete der vorſitzende Prieſter an der Mutterkirche ein gewiſſes Anſehen, und nach ſeiner Beſtimmung mußten von den Prieſtern an dieſen Filialkirchen das chriſtliche Lehramt und die gemeinſame Gottesverehrung beſorgt werden. Ihm blieb ausſchließlich der Name des Biſchofs, und der Umfang der unter ſeiner Aufſicht und Leitung ſtehenden chriſtlichen Gemeinden bildete ſeinen Kirchſprengel oder

Diöceſe, die Anfangs keine beſtimmte Grenzen hatte, ſondern ſo lange durch immer größere Ausbreitung des Chriſtenthums erweitert wurde, bis ſie mit andern Diöceſen, die auf gleiche Weiſe ſich erweiterten, in allſeitige Berührung kam, und von denſelben umgrenzt wurde. Unwillkührlich drängt ſich hier die Frage auf: wie es zuging, daß nachher die erſten Geiſtlichen an den kleinern Stadtkirchen nicht auch Biſchöfe wurden?—Unſtreitig wußte die Politik der Biſchöfe es zu verhindern, theils dadurch, daß ſie Prieſter und Diakonen von ihrer Kirche dabei anſtellten, wovon nur der erſte Prieſter durch den Namen eines Vorſtehers ausgezeichnet wurde; theils dadurch, daß ſie die angeſtellten Parochien oder Rectoren auch wieder zurück unter den Klerus der Kathedralkirche verſetzten, wodurch dieſen die Hoffnung, auch Biſchöfe der Hauptkirche werden zu können, lebhaft erhalten wurde; theils endlich und vorzüglich dadurch, daß ſie die Gewalt und die Amtsverrichtungen der Parochien eine geraume Zeit ſehr einſchränkten. Was im Anfange Klugheitsregel war, wurde, was ſchon eben bemerkt iſt, auf der Synode zu Sardica allgemeine Kirchenſatzung, die nachher ſtreng befolgt wurde, um durch Zerſplitterung nichts dem bereits errungenen biſchöflichen Anſehen zu vergeben, das Jeder, der im Beſitz war, eiferſüchtig behauptete.

So lange noch von den Apoſteln ſelbſt Kirchenvorgeſetzte aufgeſtellt wurden, oder nachher Prieſter dem Alter oder der längern Dienſtzeit nach zur Biſchofswürde vorrückten: konnte von Biſchofswahl keine Rede ſeyn. Dieſe, wie bereits geſagt wurde, kamen erſt auf, nachdem man durch wiederhohlte Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der älteſte Prieſter nicht immer der tauglichſte zum biſchöflichen Amte ſey. Mit den Wahlen ſelbſt wurde es anfangs ungleich gehalten. Es fehlt nicht an Beiſpielen, daß die Prieſter ohne Zuziehung des Volkes gewählt haben. Indeſſen wurde es bald herrſchende Sitte, daß die Biſchöfe auf den Vorſchlag der Prieſter vom Volke gewählt wurden. Man fand es nämlich der Natur der Sache angemeſſen, daß die Biſchöfe von denjenigen gewählt werden ſollten, wegen welchen Biſchöfe überhaupt da ſind, und von welchen ſie wegen ihrem Amte die Mittel zur Subſiſtenz erhalten; alſo nicht vom Klerus allein, ſondern von der ganzen der biſchöflichen Sorge anvertrauten Gemeinde.—

Daß es lange so gehalten wurde, bezeugen nach Cyprian, der B. 68. diese Wahlart sogar eine apostolische Anordnung nennt, Eusebius im 11. und 28. Kap. des 6. Buches, und Sokrates im 9. K. des 1. Buches ihrer Kirchengeschichte. Selbst an der römischen Kirche war diese Wahlart noch im Anfange des achten Jahrhunderts üblich, was das bekannte Diurnale romanum verbürgt, nach welchem ein jeweiliger Bischof zu Rom, wie andere Bischöfe des Orients und Occidents, vom versammelten Volke gewählt wurde, und vom Exarchen zu Ravenna Bestätigung nöthig hatte, um welche der römische Klerus in folgenden Ausdrücken das Ansuchen machte: — „Wir bitten Euch, Kraft Eurer kaiserlichen Ministerwürde, die Weihe unsers Vaters und Hirten zu verfügen.“ Sogar an den Metropoliten zu Ravenna wurde zur Unterstützung des Gesuches die demüthige Bitte angefügt: „Heiliger Vater! wir bitten Eure Heiligkeit, von dem Herrn Exarchen die Ordination dessen auszuwirken, den wir gewählt haben.“ In spätern Zeiten war es freilich anders! — Der Grund, daß es nicht immer so blieb, liegt in veränderten Verhältnissen des Bischofs zum Kirchensprengel. Damals, als eine Diöces an Seelenzahl und Umfang nicht viel größer war, als eine jetzige Stadtpfarrei mit ihren Filialen, war es ganz in der Ordnung, daß die Gemeinde sich ihren Vorsteher selbst wählte; sie hatte ihr wichtigstes Interesse dabei, denn der Bischof war noch ihr unmittelbarer und einziger Seelsorger, und die Priester, die er sich zur Aushilfe hielt, waren keine Pfarrer nach der heutigen Bedeutung des Wortes; weil ihnen bis fast ins sechste Jahrhundert wesentliche Pfarrverrichtungen, z. B. das Taufen, das Begehen der Abendmahlsfeier in ihren eigenen Kirchen ꝛc. vorenthalten waren.

Auch konnte damals noch die Gemeinde ihren Bischof wählen, weil sie ihren Klerus kannte. Dieses Wahlrecht auch nach erfolgter Ausdehnung der Diöcesen noch ferner persönlich auszuüben mußte also unmöglich werden, und es wird erklärbar, daß sich nachher mit der Geistlichkeit die Herrn in dieses Recht theilten. Merkwürdig in dieser Beziehung ist, was Walafrid Strabo, der des h. Galls Leben beschrieb, im 24ten K. über eine zu Konstanz vorhabende Bischofswahl berichtet. Nach diesem Bericht waren vom Herzog in Alemannien zur Wahl die Bischöfe von Aosta, Verdun

und Speier geladen; Alemanniens Priester, Diaconen, und gesammte Geistlichkeit wurden durch besondere Boten einberufen; am bestimmten Tage kam der Herzog selbst mit seinen Fürsten und Grafen. Auch Gallus fand sich auf des Herzogs Bitte mit seinen Diakonen Johann und Magnoald ein. Als nun die Versammlung vollständig war, trat mit seinem Gefolge der Herzog ein, und eröffnete die Synode mit folgendem Segenswunsche: Der allmächtige Gott, durch dessen Vorsehung die Kirche vermehrt und regiert wird, wolle heute auf die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria, der zur Ehre dieser Ort geweiht ist, über uns den heiligen Geist ausgießen, daß unsere Wahl auf einen Mann falle, der geschickt sey, das gläubige Volk zu regieren, und mit dem Eifer eines guten Hirten der Kirche Gottes vorzustehen!—Darauf ermahnte er die Prälaten, und die gesammte Geistlichkeit, sich bei der Wahl genau an die heilsam bestehenden Kirchensatzungen zu halten ꝛc. Alle Geistliche fielen einstimmig auf Gallus, dessen Einsichten und Tugenden allgemein bekannt wären; allein der demüthige Mann wälzte von sich die Ehre ab, und schlug seinen Diakon Johann vor, welcher Vorschlag sogleich von Allen genehmiget wurde.

Wie also einst Volk und Geistlichkeit, so wählten nachher den Bischof Adel und Geistlichkeit, wo nicht der Fürst selbst das Ernennungsrecht sich aneignete; bis später Wahlfreiheit das traurige Losungswort zu heftigen und blutigen Kriegen zwischen Kirche und Staat wurde, und das im blutigen Kampfe erstrittene Wahlenrecht ausschließlich an den ganzen Diöcesenklerus kam, der aber ohne Eifersucht darüber wegsah, wenn es in seinem Namen die Geistlichkeit der Kathedralkirche, die bedeutende Collegialstifter, die die Aebte und Ministerialen der größern Klöster übten, unter welchen Umständen es für die Domkapitel keine sonderlich schwere Aufgabe war, es schon im 13. Jahrh. ausschließlich an sich zu bringen, und sich durch Ueberlegenheit der hohen Geburt allein als das Presbyterium des Bischofs geltend zu machen. Daß man diese Wahlfreiheit schon zur Zeit, in der sie errungen wurde, für keinen Gewinn hielt, erhellt aus den merkwürdigen Worten des Kaisers Friedrich I. (bei Arnold von Lübeck B. III. K. 17.) „Als, so lauten die Worte, die Investituren der Bischöfe nach dem Willen des Kaisers geschahen, gab es mehr fromme Prälaten, als nun,

da man sie wählt, denn der Kaiser achtete bei der Ernennung der Bischöfe auf Verdienste, da sie nun oft nach Gunst gewählt werden.“ Was der große Kaiser im J. 1186 dem Erzbischofe Philipp von Köln so wahr und bitter sagte, findet seine Rechtfertigung in der Natur der Sache. So große Unordnungen auch in Besetzung der Bisthümer durch die Dazwischenkunft der Fürsten vorfielen, und noch dermalen vorfallen mögen: so ist doch eher zu erwarten, daß würdige Bischöfe von den Fürsten ernennt, als von den Kapiteln gewählt werden; denn aus leicht begreiflichen Gründen ist den Kapiteln öfter, als den Fürsten damit gedient, einen schlechten Bischof zu haben. Und wo haben Neid und Eifersucht, Ehrgeiz und Habsucht, und andere häßlichen Leidenschaften mehr Spielraum, wo ist Bestechung leichter, als bei der Wahl, welche von einer geschlossenen Corporation vorgenommen wird?—Fenelon, Bossuet ꝛc. wurden Bischöfe durch königliche Ernennung; würden sie es auch durch die Wahl der Kapitel geworden seyn?—Damit wird nicht gesagt, daß die Besetzung der Bisthümer ein landesherrliches Recht sey; der Behauptung würde die älteste Kirchenpraxis widersprechen. Es kann allerdings ein landesherrliches Recht werden, wenn diejenigen es der Landeshoheit übertragen, denen es ursprünglich gehörte. Dadurch wäre die Unabhängigkeit der Kirche nicht nothwendig gefährdet, weil Kirche und Klerus in seinen hierarchischen Abstufungen nicht das Gleiche sagen. Geistliche sind in der Kirche, was die Beamten im Staat, beide sind Diener nach ihrer Art. So wenig die Beamten den Staat, eben so wenig bilden die Geistlichen allein die Kirche. Fast überall ist es dasselbe Volk, das sich zur Staats- und Kirchenzwecken verband; wenn man also völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate im Allgemeinen fordert, so fordert man das Unmögliche. Jedes Regiment halte sich an sein angewiesenes Gebiet, und hüte sich, in das Gebiet eines andern herüber zu streifen. Wo jede Gesellschaft frei sich im angewiesenen Gebiete bewegen kann, ist Klage über gefährdete Unabhängigkeit der Kirche am unrechten Orte. Unabhängigkeit der Kirche ist doch wohl nicht unbeschränkte Herrschaft der obersten Kirchenvorsteher; wer könnte der Kirche so übel wollen, und diese Unabhängigkeit zurückwünschen, die einst so bittere Früchte trug?—Eben so wenig besteht kirchliche Unabhängigkeit

im Glanze des Gottesdienſtes, in Prachtgebäuden, in unermeßlichen Reichthümern, in ungebundener Ueppigkeit der Geiſtlichen, in blinder Unterwürfigkeit der Laien unter die Machtſprüche der Biſchöfe, weil wir dann die apoſtoliſchen Kirchen der erſten Zeiten beklagen müßten. Man ſorge dafür, daß die Religion allſeitig ins Leben der Glaubigen eingreife, und das Männer ins heilige Amt kommen, die mit wahrer Frömmigkeit dem chriſtlichen Volke vorglänzen! mag dann dieſe wer immer ernennen oder wählen: die Kirche kann dabei nur gewinnen. Wie leicht könnten dermalen, nachdem bereits alle Domkapitel zu Grabe gegangen ſind, alle Beſorgniſſe niedergehalten werden, wenn man ſich der urſprünglichen Wahlart wieder nähern, und die Wahlen der Biſchofe künftig einer verhältnißmäßigen Anzahl geiſtlicher und ſtändiſcher Abgeordneten überlaſſen wollte!—

Schon ſehr frühzeitig wohnten der Wahl eines Biſchofs auch benachbarte Biſchöfe bei, vermuthlich um darüber zu wachen, daß kein Unwürdiger und kein Ketzer ins heilige Amt käme. Die Standesehre mußte allen gleich nahe liegen. Wo der Biſchof blos noch als der erſte unter Seinesgleichen galt, dachte man an keine beſondere Biſchofsweihe; noch hielt man die Weihe die mit der Aufnahme ins Prieſterthum verbunden war, für zureichend. Dadurch rechtfertigte ſich die Behauptung älterer Schriftſteller, daß die Weihe des Biſchofs mit der Weihe des Prieſters dieſelbe war. Cypr. Br. 68. Aber bald fand man es der biſchöflichen Würde angemeſſen, den Antritt des heiligen Amtes mit eigener Feierlichkeit zu begleiten. Vielleicht mag die Einführung einer beſondern Biſchofsweihe auch darin einen Grund gehabt haben, daß zuweilen Männer, welche noch keine Prieſter waren, ihrer ausgezeichneten Einſichten und Tugenden wegen zu Biſchöfen gewählt wurden, obgleich dieſer Fälle ſehr wenige in der älteſten Geſchichte vorkommen. Der Hauptgrund lag ohne Zweifel darin, daß die Meinung immer herrſchender wurde: der Biſchof ſtehe auf einer weſentlich höheren Stufe als der Prieſter, und müſſe daher auch ſeine eigene Weihe haben. Mit der Weihe ſelbſt war es ungleich gehalten. Zuerſt ſcheint das Presbyterium dieſe Weihe beſorgt zu haben; wenigſtens behauptet Said Ibe Batrik, der im neunten Jahrhunderte Patriarch zu Alexandrien war, daß es anfangs

262677R

daſelbſt ſo gehalten wurde. Nach ſeiner Erzählung waren an der Kirche zu Alexandrien einſt zwölf Prieſter und ein Biſchof, nach deſſen Tod die Prieſter einen aus ihrer Mitte wählten und ihm die Weihe gaben. Dieſe Einrichtung ſoll daſelbſt bis zum Anfange des vierten Jahrhunderts fortgedauert haben, und dann erſt vom Biſchof Alexander abgeändert worden ſeyn. Indeſſen ſprechen ſehr alte Kirchengeſetze dafür, daß man es bald ziemend fand, die Biſchofsweihe von dreien oder zweien benachbarten Biſchöfen vollziehen zu laſſen, wozu die früh aufgekommene Gewohnheit, zur Wahl benachbarte Biſchöfe einzuberufen, die Veranlaſſung geweſen ſeyn mag, denen man ehrenhalber die Ordination übertragen zu müſſen glaubte.

Mit Erweiterung des Chriſtenthums wuchs das Bedürfniß mehrerer Arbeiter in des Herrn Weinberge. Nicht nur im Lehramte, ſondern auch im Armendienſte, welcher ſchon den Apoſteln heilige Herzensangelegenheit war, wurden bald Helfer nöthig. Zuerſt nach den Biſchöfen oder Prieſtern entſtanden die Diakonen. Oft ſahen ſich die Apoſtel im chriſtlichen Lehramte durch die Sorge für arme Chriſten gehindert; wollten ſie dem Lehramte ganz angehören: dann waren Verſäumniſſe und Unrichtigkeiten in der Armenpflege faſt unvermeidlich. Wirklich hatte ſich ſchon ein Murren der Glaubensgenoſſen aus den griechiſchen Juden gegen jene aus Paläſtina erhoben, daß ihre Wittwen in der täglichen Handreichung verkürzt würden, was den Zwölfen ſchwer aufs Herz fiel. Das bewog ſie bei verſammelter Gemeine auf die Wahl von ſieben Männern unbeſcholtenen Rufs anzutragen, die voll Geiſtes und Weisheit, voll Liebe und Erbarmen künftig, vorzüglich im Armendienſte, ihre Helfer (Diakonen) ſeyn ſollten. Die Diakonen waren alſo urſprünglich Almoſen-Pfleger, wodurch ihnen aber das Recht nicht benommen war, auch im Lehramte nach dem Drange ihres Herzens auszuhelfen, was ſich beſonders durch das Beiſpiel des frommen Diakons Stephanus bewährt, dem für ſeinen Bekehrungseifer die erſte Martyrpalme wurde. Da die Chriſtenheit ſich bald, großentheils nach dem jüdiſchen Typus, zu einer eigenen ſichtbaren Kirche conſtituirte, und daher nach und nach viele Einrichtungen von der jüdiſchen Synagoge auf die chriſtliche Kirche übertragen wurden: ſo mußten bald auch den Diakonen Geſchäfte

zugewieſen werden, die mit den Geſchäften der jüdiſchen Synagogendienern viel Aehnliches hatten. Beſonders mußten ſie zum Abendmahle die nöthige Zubereitung treffen, und es dem Volke überreichen, wie uns deſſen Juſtin in ſeiner Schutzſchrift an K. Antonin, und Cyprian in ſeinem Buche von den Gefallenen verſichern. An manchen Orten durften ſie auch der Verſammlung aus der heiligen Schrift vorleſen. Man übertrug ihnen ſogar ſpäter Geſchäfte, wozu ſonſt nur den Prieſtern das Recht zuſtand, ſo z. B. durften ſie im Namen des Biſchofs (doch vermuthlich nur dann, wenn kein Prieſter da war) die Taufe ertheilen, wie Tertullian in ſeiner Abhandlung von der Taufe berichtet. Cyprian Br. 18. erlaubte ihnen ſogar, wenn kein Prieſter zu haben war, Sterbenden das Sündenbekenntniß abzunehmen. Eines ihrer Hauptgeſchäfte war die Beſorgung der Kircheneinkünfte, worüber ſich aber die Biſchöfe bald die ausſchließliche Beſtimmung vorbehielten, und jenen nichts weiter, als die Einnahme und Verwaltung überließen. Da die Diakonen mit den Prieſtern nicht gleichen Rang hatten, ſo iſt es denkbar, daß auch ihre Ordination in den älteſten Zeiten nicht jedesmal von dem Biſchof beſorgt werden mußte, ſondern in deſſen Abweſenheit von einem Prieſter vorgenommen werden konnte und durfte. Ein Beiſpiel der Art ſcheint noch am Ende des dritten Jahrhunderts der bekannten Feliciſſimus zu Carthago nach Cyprians Br. 52. darzubieten. Aus allem geht hervor, daß einſt Manches anders war, und daß eben darum nicht jede Abänderung in kirchlichen Formen und Uebungen ſogleich als Hochverrath an Chriſtenthum und Kirche angeſehen werden darf.

Geringere Kirchendiener wurden durch immer ſteigende Verherrlichung der chriſtlichen Gottesverehrung bei größern Gemeinen nothwendig. Von den Lectoren oder Vorleſern macht ſchon Tertullian Erwähnung. Subdiakonen, welche den Diakonen manche der niedrigen Geſchäfte abnahmen, erſchienen an den Kirchen zu Rom und Carthago erſt gegen das Ende des dritten Jahrhunderts. So die Akoluthen, denen oblag, die Lichter anzuzünden, und den Abendmahlswein herbeizutragen; die Exorciſten, die dazu aufgeſtellt waren, durch Beſchwörungen Beſeſſene zu heilen; die Thürhüter, deren Geſchäft war, bei den Verſammlungen an den Thü-

ren zu wachen, daß keiner hineingehe, dem nicht der Zutritt gebührte. Bei kleinern Gemeinden wurden derlei Geschäfte meistens alle von Diakonen besorgt. Es kommen im Kirchendienste dermaliger Zeit sogar Priesterinnen und Diakonissen vor. Die Priesterinnen waren Wittwen, und wie Mütter in der Gemeine öffentlich geehrt. Sie führten über die Sitten weiblicher Mitglieder Aufsicht; sie mußten Personen ihres Geschlechts im Christenthum unterrichten; auch nahmen sie Antheil an der Erziehung der Waisen, und halfen die Taufe weiblicher Katechumenen mit verrichten. Sie wurden auf der Synode zu Laodicea im vierten Jahrhundert abgeschafft. Indessen fanden sich hier und da noch Spuren von ihnen, da bereits schon das sechste Jahrhundert auf der Neige war. Der Diakonissin erwähnt schon Plinius in seinem bekannten Briefe. Ihr Beruf war, mit den Priesterinnen auf die weiblichen Katechumenen Acht zu geben, sie im Christenthum zu unterweisen, sie bei der Taufe zu entkleiden, Kranke zu pflegen, und überhaupt da Dienste zu thun, wo Entblößung eines weiblichen Körpers nöthig war. Auch sie hießen Wittwen. Allmählig scheint zwischen ihnen und den Priesterinnen aller Unterschied aufgehört zu haben, bis endlich die letzte Spur ihres Daseyns erlosch.

Wie so Manches ging unter, was einst zu heiligen Zwecken da war, und wie so Manches kam dagegen in späterer Zeit auf, das man nach veränderten Umständen und Verhältnissen zweckdienlich glaubte!—Noch bestand damals unter den Bischöfen verschiedener Sprengel keine eigentliche Bundesverfassung; man wußte unter ihnen noch nichts von einem Verhältniß der Subordination, das erst später durch Umstände erzeugt wurde. Ueber kirchliche Angelegenheiten verfügte für seine Diöcese jeder Bischof, mit Geistlichkeit und Volk einverstanden, frei und nach eigenem Gutbefinden, wobei ihm die Lehre Jesu und die Anordnungen der Apostel die einzige Verhaltungsregel waren. Noch hatte sich keiner über die andern erhoben, und das Recht sich angemaßt, ihnen Weisung zu geben. Unter allen herrschte vollkommene Gleichheit, und größeres Ansehen unter Gleichen gaben nur überwiegende Einsichten und Tugenden. Darum fehlte es doch nicht ganz an einem Princip der Einheit unter allen christlichen Gemeinen. Ein Glaube, eine Taufe, ein Jesus, ein Gott hatte von Anfang an Einheit in alle

gebracht, und dieß leitete von ſelbſt zu dem Gedanken, daß auch alle im gleichen Streben nach Tugend und Gottergebenheit übereinſtimmen mußten, und daß außer einer ſolchen Verbindung keine wahre Kirche gedenkbar ſey. Mochte auch zuweilen da und dort über Lehrbegriff und Gebräuche Verlegenheit, Zweifel und Zwiſt entſtehen: man fand noch immer ein wirkſames Mittel dagegen in den wechſelſeitigen, mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen und Berathungen; wozu ſchon die Apoſtel und ihre unmittelbaren Schüler das Beiſpiel gaben. Dieſe Mittheilungen nahmen mit der Vermehrung der Gemeinen, und unter den Verfolgungen zu. Man ſuchte ſich gegen den Andrang von Gefahren ſtets enger zu verbrüdern; um eine feſte Verbindung mit auswärtigen Gemeinden ſicher zu erzielen, ſah man Biſchöfe hin- und herreiſen, in der Abſicht, über gemeinſame Maaßregeln miteinander mündliche Abrede zu nehmen. Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß dieſe Abſicht ſchon den Biſchof Polykarp von Smyrna und den Biſchof Ignatz von Antiochien bis nach Rom geführt habe. Es lag in der Natur der Sache, daß man vorzog, ſich bei Kirchen Raths zu holen, die ihre Abkunft unmittelbar von den Apoſteln ableiten, weil man glaubte, daß daſelbſt die apoſtoliſche Tradition am reinſten ausgeboten werde. Auch gaben die Gemeinen einander von Zeit zu Zeit Bericht von ihren Angelegenheiten und Schickſalen durch Briefe, welche in den Verſammlungen vorgeleſen wurden; ſie ſchickten einander Bothen, um ſich in Noth und Gefahr wechſelsweiſe aufzumuntern, zu tröſten, zur Beharrlichkeit zu ermahnen und durch Belehrung zu ſtärken; ſie theilten einander ihre Anſichten und Kirchengeſetze mit, um unter Chriſten Zwietracht zu verhüten, und durch eine Allgemeinheit des Bekenntniſſes und der Verfaſſung den Vorwurf der Heiden zu lähmen, als wäre die chriſtliche Kirche ein Gebäude ohne Haltung, das in den Fundamenten ſchwankend, früher oder ſpäter wieder auseinander fallen müßte. Dieſe auf Mittheilungen ruhende Einheit genügte, ſo lange der Diöceſen nicht zu viele, und dieſe nicht von zu großem Umfange waren, beſonderes da noch Chriſtenthum vorzüglich als Herzensangelegenheit galt, und als dürrer Lehrbegriff weniger gewürdigt wurde. Je mehr das Chriſtenthum ſich ausbreitete, je größer die Zahl der biſchöflichen Kirchenſprengel wurde, und je weiter dieſe

ſich ausdehnten, je mehr man davon abkam, das Princip der Einheit im Bund der Herzen zu ſuchen, und je ſchärfer man das Maaß des Glaubens beſtimmte, als die vorzüglichſte Bedingung des Heils: deſto ſchwieriger mußte für Biſchöfe die Aufgabe werden, neben urſprünglicher Gleichheit und Unabhängigkeit auf die Dauer Einheit zu erhalten, und mit Erfolg verderbliche Zwiſte zu verhüten. Alle Umſtände eigneten ſich alſo dazu, daß nach und nach nothwendig ein Verhältniß der Subordination eintreten mußte.

Eine Hauptveranlaſſung dazu wurden die mancherlei Streitigkeiten, die ſich bald über den dogmatiſchen Lehrbegriff erhoben. Man fing frühzeitig über das Dogma zu philoſophiren an, und es bald mit dieſer, bald mit jener Schulmeinung zu verbinden. Beſonders verbreitete ſich aus der Alexandriniſchen Schule, dem Hauptſeminarium für chriſtliche Gelehrte und Prediger, die Idee von dem göttlichen Logos, worüber nachher ſo lange und bitter geſtritten wurde. Unglücklicher Weiſe grübelte man mehr über die Perſon Jeſu, als über ſeine Lehre. Indem man der chriſtlichen Lehre die Geſtalt einer höhern Schulweisheit zu geben ſuchte: erweiterte ſich über Gebühr der vorhin einfache Lehrbegriff zuſehends, und dadurch ward zu heftigen Spaltungen unter den Religionslehrern der Grund gelegt. Um nun zu verhüten, daß die chriſtliche Kirche nicht in immer mehr Partheien zerfalle, nahm man als Grundſatz an, daß der Glaube der Mehrheit als Richtſchnur zu betrachten ſey. Der allgemein herrſchende, der allgemein angenommene Glaube mußte fortan als der allgemein wahre gelten. Einzelne Perſonen oder Gemeinden, die davon abwichen, ſollten als Sektirer und Ketzer angeſehen werden. Durch dieſe Maaßnahme ſollte die Kirche zu einer ihr bisher mangelnden Einheit gelangen, und ſich für alle Zukunft durch Allgemeinheit oder Katholicität auszeichnen; es ſollte dadurch der Friede unter den Chriſten eine unerſchütterliche Feſtigkeit erhalten. Aber die Geſchichte lehrt, daß man dieſem Frieden eine ſchwankende Stütze gab. Wer kennt nicht die Verwirrungen und Zerwürfniſſe, wozu ſchon in den früheſten Zeiten die Gnoſtiker verſchiedenen Namens, und nach ihnen Noetus, Sabellius, Paulus von Samoſata ꝛc. die Veranlaſſung waren, weil ſie den kühnen Verſuch machen wollten, durch eine ſogenannte morgenländiſche Philoſophie das Syſtem der chriſt-

lichen Religion zu erklären und zu läutern?—Wer erinnert ſich nicht der Blutſtröme, die von den Anhängern des Athanaſius und Arius vergoſſen wurden; der Keulen, womit in Afrika die Schüler des Biſchofs Donatus von Tunis gegen die Parthei des Biſchofs Hippon, Auguſtin fochten, der heiligen Wuth Cyrills gegen diejenigen, welche Marien die Mutter Jeſu, und nicht die Mutter Gottes nannten; der Raſerei der Chriſten, die im J. 415 in Alexandrien die ſchöne Hypatia von ihrem Lehrſtuhle riſſen, worauf ſie Platos Philoſophie vortrug, ſie bei den Haaren auf den öffentlichen Platz ſchleppten und mordeten, weil der Theolog, der ſie anführte, von der Parthei des Ariſtoteles war?—Ich ſchweige von ſpätern Gräuelſcenen, wovon Meinungskriege die giftige Quelle waren, und von den ſieben und zwanzig blutigen Spaltungen, wodurch Europa verheert wurde. Man hätte nie vergeſſen ſollen, daß ſich unter Menſchen Einheit der Ueberzeugungen ſo wenig dekretiren laſſen, als Einheit der Geiſtesanlagen, und der Gelegenheit und Mittel zu ihrer Entwickelung und Ausbildung. Ueber Wahrheit entſcheiden Gründe, nicht Befehle; und bei Berathungen darüber ſoll man die Stimmen wägen, nicht zählen. Demungeachtet glaubte man im Glauben der Mehrheit die Norm für Alle zu finden, und bedachte wohl nicht, daß ſich der menſchliche Geiſt gegen eigne Ueberzeugung an keine Glaubensnorm binden laſſe.

Um Religionszwiſte beizulegen, und Zerſplitterung des chriſtlichen Lehrbegriffes zu verhüten, traten nun benachbarte Biſchöfe auf Synoden zuſammen, hielten über Lehre und Disciplin gemeinſame Abrede, und gaben Entſcheide, wie es im Kirchenweſen künftig von allen gehalten werden ſolle. Wie gerne man einen ſolchen Kirchenbund befeſtigte, und jede Disharmonie, auch ſelbſt in blos äußerlichen Kirchenordnungen abſtellte: bewieſen die vielen Synoden, welche ſchon im zweiten und dritten Jahrhunderte, in Kleinaſien und Afrika vorzüglich gehalten wurden.

Anfänglich waren es nur die Biſchöfe einer Provinz, welche ſolche Kirchenconvente hielten. Bei dem Entſcheiden gab weniger die heilige Schrift den Ausſchlag, als die Uebereinkunft der anweſenden Biſchöfe, und das Vorgeben einer von den Apoſteln her fortgeerbten Ueberlieferung; was ſpäter ein bequemes Argument für und dawider wurde, und mehr dazu diente, Glaubensfehden

zu nähren, als ſie niederzuhalten. Da ſich auf dieſen Conventen die Biſchöfe bald das Anſehen der Richter gaben, und man vorzügliches Gewicht auf das Gutachten ſolcher Biſchöfe zu legen bereits gewohnt war, welche von den Apoſteln geſtifteten Kirchen vorſtanden: ſo kam bald ein Unterſchied des Rangs und der Macht unter den Biſchöfen ſelbſt auf. Daß menſchliche Leidenſchaft auch hier ſich einmengte, und beſonders der Ehrgeiz zum Emporkommen ein Mittel benutzte, das aus der Natur der Sache entſprang, wer möchte das läugnen, der in der Geſchichte nicht ganz Fremdling iſt?—Die Berathungen über kirchliche Angelegenheiten geſchahen meiſtens in den Hauptſtädten der Provinzen: was war natürlicher, als daß die Biſchöfe dieſer Hauptſtädte bei Zuſammenkünften daſelbſt die erſten Stellen einnahmen, und eben dadurch ihr Anſehen ſteigerten? — So entwickelte ſich alſo faſt unmerklich das Metropolitanſyſtem, und die politiſche Verfaſſung wurde das Vorbild, das man in der Kirche copirte: wo der Sitz eines Stadthalters war, wollte auch der Biſchof mehr gelten; auf den höhern Rang der Stadt ſtützte er ſeinen eigenen. Bald hatten nun andere Provinzialbiſchöfe weniger zu bedeuten, und der Biſchof der Hauptſtadt wurde ohne Einrede ihr geiſtlicher Oberherr, der auf Synoden das erſte Wort hatte.

Glaubenszwiſte gaben Gelegenheit, daß ſelbſt Biſchöfe mehrerer, oft von einander entlegener Provinzen, zur gemeinſamen Berathung ſich verſammelten, wo es denn manchen Biſchöfen der vorzüglichſten Städte nicht ſonderlich ſchwer fiel, zu einem entſchiedenen Uebergewicht zu gelangen. Schon im dritten Jahrhunderte hatten ſich ungefähr zehn Biſchöfe ſo weit über ihre übrigen Mitbrüder erhoben, daß dieſe fortan im ziemlichen Abſtand hinter jenen zurückblieben. Jedem war das Anſehen ſeiner Stadt das Mittel und der Maasſtab ſein eigenes zu begründen. Die Biſchöfe zu Rom, Alexandrien, Antiochien, wurden bald die mächtigſten und angeſehenſten, und es gelang ihnen, in kurzer Zeit die Biſchöfe mehrerer Provinzen unter ſich zu bekommen, während der Biſchof von Jeruſalem, welcher nach dem Alter der Kirche den Rang behaupten ſollte, noch lange im Schatten geſtellt wurde. Auch die Biſchöfe zu Cäſarea, Carthago, Lyon ꝛc. waren ſehr angeſehen. Vor allen aber wurde der Biſchof zu Rom durch Rang und Ach-

tung ausgezeichnet, weil er als der Nachfolger des Ersten der Apostel betrachtet wurde, und man an der Kirche zu Rom die Quelle apostolischer Tradition am reinsten und ungetrübtesten zu finden glaubte, und vorzüglich, weil von Rom aus, als der Hauptstadt des Reichs, die Verbindung der Einheit und Allgemeinheit am leichtesten zu erzielen schien.

Indessen bestand unter den Bischöfen der gesammten Kirche, und verschiedenen Ranges, noch immer keine feste Bundesverfassung. Diese fand erst statt, nachdem die hierarchische Ordnung angefangen hatte, nach dem Subordinationssystem sich zu richten, welches Constantin der Große unter seinen weltlichen Staatsbeamten einführte. Fortan, nachdem der Staat endlich die Kirche, als ein schon ausgebildetes Institut, in sich aufgenommen hatte, gewannen die Bischöfe Rang und Würde, nicht mehr als einen freiwilligen Tribut der Gläubigen, sondern Kraft landesherrlicher Bestätigung. Nun folgten in abgemessenen Abstufungen die Bischöfe, Metropoliten, Primaten und Patriarchen auf einander. Nach dieser einmal eingeführten und gesetzlich anerkannten Rangordnung wuchs die Begierde zusehends, sich immer höher, und sogar bis zur Alleinherrschaft in der Kirche empor zu heben.

Noch waren aber für den Bischof von Rom keine ganz günstige Aussichten. Nachdem die Kaiser ihre Residenz nach Konstantinopel verlegt hatten, verlor er einen Theil des Glanzes, der vom Hofe auf ihn herabfiel, und bekam an dem Residenz-Bischof einen mächtigen Nebenbuhler, dem, wie ihm, auch bald mehr daran lag, in weltlichen Dingen den Satrapen zu spielen, als der christlichen Lehre zu dienen. Beide wollten herrschen, und in Führung des Kirchenregiments keinem andern nachstehen. Sie hätten nie vergessen sollen des ausdrücklichen Gebotes Jesu, wodurch seinen Schülern aller Rangstreit untersagt ist. Luk. XXII. 25; nie seiner unzweideutigen Rede: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" Joh. XVIII. 36. Kaum war der neue Hofbischof in die Reihe der Patriarchen getreten, unter welchen der schon damals überaus reiche und mächtige Bischof Roms, aus schon angeführten Gründen, den unbestrittenen Vorrang hatte: wollte der wechselseitigen Reibungen kein Ende mehr werden. Der auf seinen bereits errungenen Rang eifersüchtige Bischof von Rom sah dies voraus, da-

her widersetzte er sich aus allen Kräften der Erhebung des Bischofs von Konstantinopel, weil er dadurch seine eigene Hoheit gefährdet glaubte. Er wußte zu wohl, auf welcher Unterlage sein Primat ruhe, um nicht besorglich aus ähnlichen Ursachen auf ähnliche Wirkungen zu schließen. Ihm bangte vor den günstigen Ortsverhältnissen des neuen Hofbischofs, der dadurch leicht verlockt werden dürfte, nach dem ersten Range in der kirchlichen Hierarchie zu streben, weil damals noch die göttliche Institution des römischen Primats eine unerhörte Lehre war, was sich aus dem merkwürdigen Ausspruche der Väter zu Nicäa ergibt, die sich bei Bestimmung der hierarchischen Rangordnung einzig auf hergebrachte Gewohnheit beriefen. Daß die Besorgnisse des Bischofs von Rom nicht grundlos waren, haben die nachherigen Versuche bewiesen, welche die neuen Bischöfe zu Konstantinopel sich erlaubten, wenn auch nicht dem Namen nach, doch an kirchlicher Macht ihm vorzukommen.— Er fand daher im dritten Kanon des zu Konstantinopel im Jahr 381 gehaltenen ökumenischen Kirchenraths keine völlige Beruhigung, weil dadurch zwar der Ehrenrang bestimmt, aber nicht die Macht begränzt wurde. Es heißt im Kanon nur: „Der Bischof von Konstantinopel soll den ersten Rang nach dem Bischofe von Rom haben, weil Konstantinopel die Residenzstadt des Kaisers, und folglich Neu-Rom, die zweite Hauptstadt des Reiches sey.“— Daher auch in der Folge noch die Regsamkeit des Bischofs von Konstantinopel, sich einen ausgedehntern und seinem erhabenen Range angemessenern Kirchensprengel zu erwerben, der ihm auch wirklich durch den 28ten Kanon der ökumenischen Synode zu Chalcedon im J. 451 nebst der Patriarchalwürde zuerkannt wurde, mit allen Rechten eines Patriarchen, wie sie bereits von Andern über ihre angewiesenen Sprengel geübt wurden.

Lange noch wurde von der Wachsamkeit und Eifersucht der Primaten und Patriarchen, und vorzüglich des Patriarchen zu Konstantinopel das eigentliche Pabstthum oder die Kirchenmonarchie verzögert, obgleich Roms Bischöfe es an Vorbereitungen nicht ermangeln ließen, die unter günstigen Umständen früher oder später zum Ziel führen mußten. Sie ließen nicht leicht eine Gelegenheit vorüber, den schon frühzeitig errungenen Ehrenprimat in einen Jurisdictionsprimat umzuschaffen. Stand einmal der ersehnte Ju-

risdictionsprimat da: dann war der Uebergang zur Kirchenmonarchie nicht sonderlich schwer, weil beide auf gleicher Linie stehen, was besonders der abendländischen Kirche bald fühlbar wurde.— Die Hierarchen des Morgenlandes waren behutsamer, und hielten strenger auf ihre Rechte, als jene des Abendlandes: sie räumten dem römischen Stuhle nie mehr ein, als den Ehrenprimat. Aber eben dieses beharrliche Verweigern eines gerichtlichen Primats zerwarf das Morgen- und Abendland, und führte allmählig die gänzliche Trennung beider Kirchen herbei, welche zu eben der Zeit eintrat, und eintreten mußte, als Rom seine kirchliche Monarchie aufzustellen begann.

So sehr indessen Roms Bischof andern schon früh an Ansehen überlegen war, und man schon in ältesten Zeiten bei ihm sich zuweilen Raths erholte, wenn Zwiste über Meinungen oder Ansprüche auszugleichen waren; und so groß immer seine Sorgfalt seyn mochte, keinen Anlaß unbenutzt vorüber zu lassen, durch welchen er seinem Zwecke unmerklich näher kommen konnte, alle andere von sich abhängig zu machen: so behaupteten doch lange noch andere Patriarchen und Priester neben ihm die gleiche Gerichtsbarkeit, und erkannten über sich keine andere Autorität, als die der allgemeinen und Nationalsynoden, deren Beschlüssen sich der römische Bischof so genau, als andere Bischöfe jeden Rangs fügen mußte. Erst nach der Theilung des römischen, und vorzüglich nach dem Untergang des abendländischen Reichs, als die Barbaren, welche Italien ꝛc. erobert hatten, sich mit der römischen Kirche vereinten, erhielt eigentlich die Macht des Bischofs in Rom entschiedenes Uebergewicht, den die Römer als ihren Herrn ansahen, weil er allein in der Stadt blieb, während die Häupter der Barbaren, die schnell einander folgten, hier nie residirten. Der politischen Schwächung und endlichen Vernichtung des abendländischen Reichs, und noch mehr dem Stifter der neuen Religion der Araber, verdanken die Bischöfe in Rom vorzüglich die Vergrößerung ihrer Macht.— Die Exarchen zu Ravenna hatten zusehends weniger zu bedeuten. Nach der Eroberung Syriens durch die Muhamedaner, verloren die wichtigen Kirchen von Jerusalem, Damascus, Antiochien ꝛc. Ansehen und Einfluß. In Konstantinopel zankten sich die Christen um Glaubenslehren; die Muhamedaner und der Pabst von

theilten von dieſer Schwäche des morgenländiſchen Reiches und der morgenländiſchen Kirche. Endlich, wie ſchon oben bemerkt wurde, löſete ſich die griechiſche Kirche, die ſich der beginnenden Kirchenmonarchie durchaus nicht fügen wollte, durch ein förmliches Schisma von der römiſchen ab, die nun im Abendlande um ſo mehr ſich geltend machte. Von der Zeit an vegetirte die griechiſche Kirche unter theologiſchen Streitigkeiten fort, bis das Schwerdt der Türken ihnen und dem griechiſchen Reiche ein Ende machte.— Auf dieſem und keinem andern Wege hat die römiſche Kirche ihr Uebergewicht erlangt, das ſie durch ſchlau gewählte Mittel nachher zu erhalten und zu vergrößern wußte.

Der Name Papa (Papſt) wurde in frühern Zeiten allen Biſchöfen beigelegt; ſpäter gab man ihn gewöhnlich nur den Patriarchen, endlich blieb er nur noch dem römiſchen Biſchofe, nachdem es ihm gelungen war, ſich zum Vater aller Gläubigen, zum allgemeinen Biſchof der geſammten katholiſchen Kirche hinaufzuſteigern, von dem alle Macht ausfloß, an welcher er andere Biſchöfe nach Gutbefinden wollte Theil nehmen laſſen. Um indeſſen auf dieſe ſchwindelnde Höhe zu kommen, und zur kirchlichen Alleinherrſchaft zu gelangen, mußte er noch unter den fränkiſchen Königen und Kaiſern manche Umwege betreten, manche Verſuche machen.— Pabſt Gregors, mit dem Beinamen des Großen, merkwürdige Erklärung, um den Stolz des Patriarchen Johannes von Konſtantinopel nieder zu halten, der ſich den Titel eines ökumeniſchen Biſchofs beilegte: „wenn's einen allgemeinen Biſchof gibt, ſo ſind demnach alle übrigen keine Biſchöfe mehr;“ kam unter ſeinen Nachfolgern bald in Vergeſſenheit. Freilich ſollte dieſe Erklärung mehr dem übermüthigen Nebenbuhler gelten, als für die Folgezeit allgemeine Regel werden; weil ſchon Pelagius II. oder vielmehr der demüthige Servus servorum ſelbſt unter deſſen Namen bereits den beſtrittenen Titel geführt, und kein Mittel unverſucht gelaſſen hatte, nach allen Richtungen ſeine geiſtliche Gerichtsbarkeit zu erweitern, was ihm großen Theils gelang. Aber Gregors Geiſt war von ſeinen Nachfolgern gewichen, und ſeit ſeinem Tode begann der Glanz des römiſchen Stuhls wieder zu erlöſchen, und ſein Anſehen ſtets tiefer zu ſinken. Faſt alle Länder, England allein abgerechnet, hatte ſich wieder von Rom unabhängig gemacht, bis unter Sergius,

deſſen Streben dahin ging, ſich von Konſtantinopel loszureißen, die kirchliche Angelegenheiten eine völlige neue Richtung nahmen. Des ſchlauen Mannes Abſicht war, auf Koſten der weltlichen Macht ſeiner Kirche neue Vorzüge zu erwerben. Das Gelingen des Wageſtückes verbürgte ihm, und ſeinen Nachfolgern, die Schwäche der Kaiſer, die mit ihrer Erhaltung auf dem wankenden Throne ſo viel im Orient zu thun bekamen, daß die Päbſte zur Ausführung ihrer Vergrößerungsplane freie Hand behielten, und durch Hofbefehle, die ohne kräftigen Vollzug waren, nicht ſo leicht in Verlegenheit kamen. Schon im Anfange des achten Jahrhunderts wäre es den Päbſten eine leichte Aufgabe geweſen, Italien der griechiſchen Oberherrſchaft zu entziehen; aber dann war es in Gefahr, von den Longobarden unterjocht zu werden: ſie fügten ſich alſo noch der wenig drückenden Regierung, welche im Namen des Kaiſers der Exarch in Ravenna führte, und ſuchte, wenn dieſer ihnen wehe thun wollte, bei den Longobarden Schutz, ohne jedoch von der einmal angenommenen Maxime in Anſehung des politiſchen Gleichgewichtes abzugehen, das allein ihrem Vortheil zur Zeit noch zuſagte. Sie fanden es ihrem Intereſſe angemeſſen, ſich weder dem Kaiſer, noch den Longobarden ganz und unbedingt in die Hand zu geben. So blieb es bis auf Gregor III., der unbeſonnen mit dem kaiſerlichen Hofe brach, wozu ihm der Bilderſtreit Veranlaſſung war, und der nebenbei noch gegen die Longobarden ſich offene Fehde erlaubte. Im Gedränge ſuchte nun der Pabſt bei den Franken Hülfe, deren Namen unter Karl Martell berühmt wurde, der ſich aber durch keine Vorſtellungen und Bitten bewegen ließ, um des Pabſtes willen einen Krieg gegen die Longobarden zu wagen. Beſſer gelang es dem Pabſte Zacharias, die Franken in Italiens Angelegenheiten zu ziehen, nachdem er dem fränkiſchen Reichsverweſer Pipin durch eine günſtige Erklärung Vorſchub gegeben hatte, den ſchwachen Childerich vom Throne zu entfernen, und ihn ſelbſt einzunehmen. Von nun an bildeten ſich engere Verhältniſſe zwiſchen dem Römiſchen Stuhle und dem Fränkiſchen Hofe, und alle Umſtände begünſtigten fortan das Emporkommen des Pabſtthums.

Aus allem geht hervor, daß die Päbſte mit großer Gewandtheit ſich des Schutzes der Einen gegen die Andern zu bedienen wußten, und über die Mittel nicht verlegen waren, immer weiter und

weiter ihre Macht auszubreiten. Das römiſche Kirchthum wuchs unter ihrer ſchlauen Pflege immer höher empor, und trieb beſtändig neue Ranken, womit es bald alles zu umſchlingen drohte, um es mit ſich zu einem unzertrennlichen Ganzen zu verbinden.— Durch künſtliche Vermengung der Intereſſen des römiſchen Stuhles mit den eigentlichen Religionsangelegenheiten gelang es meiſtens, Manches beim Fränkiſchen Hofe, der zur Zeit auf dem Welttheater die Hauptrolle ſpielte, durchzuſetzen, was auf andern Wegen der feinſten Politik mißglückt wäre.

Einmal in Mißverhältniſſen mit den Longobarden ſo weit vorgerückt, blieb zur eigenen Rettung dem Pabſte kein ander Mittel übrig, als immer feſter ſich an den fränkiſchen Uſurpator zu halten, und auf alle mögliche Weiſe ſeine Gewogenheit zu feſſeln: eine Politik, in welcher P. Stephan noch ungleich gewandter, als Zacharias, war. Pipins Wunſch, des Volks Unwillen über Childerichs Entthronung durch kirchliche Autorität und päbſtliche Salbung zu dämpfen, galt daher dem gefälligen Stephan als Befehl, der ſo eilig als freudig die folgenreiche Reiſe nach Frankreich antrat, um da ohne Bedenken den verübten Kronenraub durch die Religion zu heiligen. Die Gefälligkeit ward ihm bald mit dem reichen Geſchenke des ſogenannten Exarchats von Ravenna vergolten, das Pipin dem Longobarden König Aſtulf durch Eroberung abgenommen hatte.

Mit den Beſitzungen der römiſchen Kirche wuchs ihr Anſehen und ihre Ueberlegenheit im Abendlande. Das Kirchenſyſtem, das den päbſtlichen Planen entſprach, bildete ſich mit jedem Jahr mehr aus, beſonders ſeit Karl der Große durch Vernichtung des Longobardiſchen Reichs dem Pabſte den Beſitz des anſehnlichen Lehens geſichert hatte, und es dem Pabſt Leo III. gelungen war, durch Ueberraſchung mit der abendländiſchen Kaiſerwürde ſeine Erkenntlichkeit in beſondern Anſpruch zu nehmen. (Von der Zeit an trafen alle günſtigen Umſtände zuſammen, die Grenzen der päbſtlichen Macht zu erweitern). Bonifaz, der in Thüringen, Heſſen und Baiern das Bekehrungswerk trieb, that ſein Möglichſtes, die neuchriſtlichen Provinzen nach dem Intereſſe des päbſtlichen Stuhls zu organiſiren. Die Päbſte ſelbſt verſäumten keine Gelegenheit, die Biſchöfe in den altchriſtlichen Provinzen des fränkiſchen Reiches

durch Verleihung des Palliums an ihren Stuhl zu knüpfen. Da nicht nur Karl der Große, sondern auch Ludwig der Fromme oder Schwache, und Lothar aus der Hand des Pabstes die Kaiserkrone angenommen hatten: so befestigte sich bald die Meinung, daß der Kaiser vom Pabste gekrönt werden müsse; wodurch der Pabst über andere Hierarchen ein entschiedenes Uebergewicht erhielt. Durch Ludwigs Schwäche begünstiget, wagte er bald verdeckte Versuche, sich der fränkischen Oberherrschaft zu entziehen, und eigenmächtig über Rom zu regieren. Nichts empört mehr, als Gregors IV. Uebermuth, womit er gegen den Kaiser vorzutreten wagte: stolz drohte er den fränkischen Bischöfen, die es mit dem rechtmäßigen Regenten hielten, mit dem Banne; und als darüber erstaunt diese Bischöfe an den Pabst ein nachdrückliches Schreiben ergehen ließen, in welchem sie ihn Bruder nannten; erwiederte er in barschem Tone: „meine Würde ist viel zu erhaben, als daß ihr euch unterstehen dürfet, ohne Beleidigung mich Bruder zu nennen. Ihr müßt wissen, daß ich auf meinem Throne mehr zu befehligen habe, als euer Ludwig.“ Mit Abnahme der kaiserlichen Macht stieg das Ansehen der Päbste, denen schon lange völlige Unabhängigkeit von den Kaisern einziges Strebeziel war. Alles kam begünstigend ihren Bestrebungen entgegen. Da man sich zu Rom unter dem schwachen Ludwig und dessen Nachfolgern, von welchen Karls des Großen Geist gewichen war, wieder gleichsam in die Zeiten zurück versetzt sah, wo die griechischen Kaiser zwar noch Beherrscher von Rom hießen, aber den Päbsten die Sorge für das Wohl des Landes hauptsächlich oblag: so wird begreiflich, daß vielen Römern endlich der Wunsch sich aufdrang, von der fränkischen Oberherrschaft, die ihnen keinen Vortheil brachte, keinen Schutz gewährte, ganz befreit zu seyn, und daß diese Volksstimmung von den Päbsten benutzt wurde. Indessen wurden zu Rom noch lange nachher die Rechte der Kaiser anerkannt; aber ihre Macht war zu schwach, um diese Rechte mit Nachdruck geltend zu machen, und gegen jeden unbefugten Eingriff zu sichern.

Pabst Nicolaus I. gab das erste Beispiel einer päbstlichen Krönung, was schon damals Vorbedeutung war, zu welcher Höhe das päbstliche Ansehen hinaufzusteigern die unverkennbare Absicht war. Auch war dieser Pabst ganz dazu geeignet, mit Eifer und Klug-

heit durchzuführen, was er einmal in seine Vergrößerungsplane aufgenommen hatte. Seine Absichten begünstigte die Ehesache des Lotharingischen Königs Lothar II. die unter den Fränkischen Bischöfen und besonders zu Rom großes Aufsehen machte. Lothar wünschte von seiner Gemahlin Theutberga geschieden zu werden, um eine Geliebte Namens Waldrada heirathen zu können, und die beiden Erzbischöfe, Gunthar von Köln und Thietgaud von Trier nebst den meisten übrigen Bischöfen des Lotharingischen Reiches unterstützten die Wünsche des Königs, dem auf ihr Betreiben von einer Synode zu Achen zur vorhabenden neuen Heirath die ersehnte Bewilligung ertheilt wurde. Gegen die Lotharingischen Bischöfe erklärten sich viele Bischöfe in Frankrich, welche die Sache zum Entscheid dem Pabste vorlegten. Willkommen war diesem eine so schickliche Veranlassung, durch Demüthigung eines Monarchen, und durch Absetzung zweier angesehenen Erzbischöfe seinem Ansehen eine neue Stütze zu geben.

Von der Zeit an kamen der wachsenden Macht der Päbste und der kirchlichen Monarchie selbst die Bischöfe gefällig entgegen. Das Gefühl des Druckes von Seiten weltlicher Regierung, und die wieder hergestellte Metropolitanverfassung, die vor Bonifaz im Fränkischen Reiche fast ganz in Verfall gekommen war, und wodurch sie sich in Uebung ihrer ursprünglichen Rechte beengt glaubte, waren ihnen Antrieb, um sich selbst zu erhalten und fester ihre herkömmliche Rechte zu begründen, zur Erhöhung des päbstlichen Ansehens kräftig die Hand zu bieten, damit ihnen im Nothfalle der Pabst zur Schutzwehr dienen könne.

Sehnsucht der Bischöfe, sich sowohl gegen den Staat, als gegen die Metropolitane sicher zu stellen, erzeugte vermuthlich jene Sammlung untergeschobener päbstlicher Decretalbriefe, die unter dem Namen des Isidor von Sevilla schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts in Umlauf kam. Der Betrüger mißbrauchte eine ältere Spanische Sammlung von Kirchengesetzen, die von Isidor den Namen hat, und ehedem das vornehmste Handbuch des Kirchenrechts war, um der seinigen Ansehen zu verschaffen. Dieses Werk des heillosesten Betrugs war so recht auf die Unwissenheit damaliger Zeiten berechnet, und sollte dazu dienen, künftig den Staat ganz auf den Altar zu stellen. Es besteht aus einer

Sammlung angeblicher Briefe und Decrete der Römiſchen Biſchöfe von den früheſten Zeiten an bis zu Gregor Gr. und hatte den unverkennbaren Zweck, die Rechte und Gewalt, welche die Päbſte ſich anmaßten, ſo vorzuſtellen, wie wenn ſie von jeher behauptet, ausgeübt und anerkannt worden wären, und die Erzbiſchöfe in demſelben Grade herunter zu bringen, in welchem die Päbſte emporgebracht werden ſollten. Dieſen unterſchobenen Decretalen zufolge war der Pabſt der allgemeine Biſchof der ganzen Kirche, der Richter aller übrigen Biſchöfe; alle wichtigere kirchliche Angelegenheiten und Zwiſte mußten vor ihn gebracht, und von ihm entſchieden werden; nur er konnte Bisthümer errichten, Biſchöfe verſetzen und beſtätigen, Synoden verſammeln, und ihren Beſchlüſſen bindende Kraft geben; er war ſogar berechtiget, Fürſten und Könige mit dem Bann zu belegen, und ſie der Regierung unfähig zu erklären; im Pabſte ſollte ſich nach allen Beziehungen eine Machtvollkommenheit vereinigen, von welcher die Welt bisher kein Beiſpiel ſah.

Ueberall wird in dieſen falſchen Decretalen darauf hingearbeitet, die Geiſtlichen, und beſonders die Biſchöfe gegen die Angriffe der Laien ſicher zu ſtellen, ihnen Ehre, Befreiung von Abgaben, und Gerichtsbarkeit in Anſehung aller Sachen zuzueignen, die auf Religion nur entfernt einigen Bezug haben. Die Anklagen gegen die Biſchöfe, ſo ſehr ſie auf die niedern Geiſtlichen und auf die Laien drücken mochten, wurden ſo erſchwert, an ſo viele Bedingungen geknüpft, daß ihnen mit einer Klage faſt in den meiſten Fällen nicht mehr beizukommen war. Nachdem ſo der Betrüger zum hierarchiſchen Deſpotism den Grund gelegt hatte, durfte man in der Folge nur weiter fortbauen, um zu vollenden, was ſo glücklich angefangen war.

Die Wahrſcheinlichkeit, daß der Urheber der falſchen Decretalen zunächſt die Vortheile der Biſchöfe ſowohl gegen die Staatsgewalt, als gegen die Macht der Erzbiſchöfe beabſichtigt habe, wird durch den Umſtand erhöht, daß das Lügenwerk im fränkiſchen Reiche zur Welt kam, wo die Biſchöfe in einer drückenden Abhängigkeit von der Willkühr der Regenten lebten. Daher ihr Beſtreben, ſich dieſer Abhängigkeit zu entziehen; daher die Rede von einem kirchlichen Staate und deſſen Vorzügen, vom Reiche Chriſti im Gegenſatze gegen das Reich des Kaiſers. Schon zu Ludwigs des Schwa-

chen Zeiten wird des Pabstes als eines Stellvertreters Christi gedacht, von welcher Vorstellung der Uebergang zum Glauben an päbstliche Allmacht folgerecht ist. Die älteste sichere Spur der falschen Decretalen findet sich in einer Sammlung von Gesetzen, die ein Mainzer Diakon Benedict ums Jahr 845 veranstaltete.— Darin kommen schon Auszüge aus besagten Decretalen vor, mit der Bemerkung des Sammlers, er habe Manches aufgenommen, was er zerstreut, besonders im Archiv zu Mainz gefunden habe. Des Erzbischofs Riculf von Mainz Namen scheint absichtlich ins Spiel gezogen, um der Sage mehr Anstrich zu geben, als hätte sie dieser Erzbischof aus Spanien gebracht, und im Mainzer Archiv niedergelegt, weil nicht wohl zu glauben ist, daß ein Erzbischof den Decretalen Vorschub gegeben habe, die den Vorrechten der Metropolitane so nachtheilig sind.

Die Sammlung, obgleich nicht in Verabredung mit den Päbsten abgefaßt, noch je ausdrücklich von ihnen bestätiget, kam schnell in Umlauf und Ansehen, und dieses Ansehen hob sich mit der steigenden Unzufriedenheit der fränkischen Bischöfe. Noch ehe man in Rom von denselben wußte, hatte Karl der Kahle 857 sie bereits anerkannt. Mehrere Sammlungen von Kirchengesetzen, die nachher ans Licht traten, enthielten bald mehr, bald weniger, was aus diesen Decretalen geschöpft war. Dahin gehören die Sammlungen des um die Geschichte sonst verdienten Regino von Prüm im Anfange des 10ten Jahrhunderts, und des Burkards von Worms, der an der Neige desselben Jahrhunderts schrieb.

Durch solche und ähnliche Vorgänge wurde den Päbsten zur ersehnten Uebermacht immer mehr der Weg geebnet, und sie säumten fortan nicht, des falschen Isidors Grundsätze allgemein zu machen, und bei jeder sich ergebenden Gelegenheit zum Vortheil ihres Stuhles zu wenden, was dem einen mehr, als dem andern glückte. Selbst die widerstrebenden Erzbischöfe wußten sie in ihr Interesse zu ziehen, nachdem es ihnen gelungen war, die Meinung geltend zu machen, daß die erzbischöflichen Vorrechte an das Pallium geknüpft seyen. Von der Zeit an war des Buhlens der Erzbischöfe um Vorzüge und Auszeichnungen bei dem römischen Stuhle kein Ende mehr. Fast allgemein wurde unter ihnen der Wetteifer, von der Gnade des Pabstes Vortheil zu ziehen. Den härte-

ſten Stoß gab der deutſchen Kirchenfreiheit der Erzbiſchof Hatto von Mainz, der ſich gegen den römiſchen Stuhl ſo kriechend betrug, daß ſich ſeiner das Vaterland noch ſchämen muß. Er hat ſich in den Beſchlüſſen der unter ſeinem Vorſitze zu Trebur 895 gehaltenen Synode eine bleibende Schandſäule errichtet, wo es heißt: „Wir wollen den römiſchen Stuhl ehren, und, wenn uns auch derſelbe ein kaum zu tragendes Joch auflegen ſollte, es dennoch tragen, und mit frommer Devotion erdulden.“

Daß die Fürſten dieß Ringen der Päbſte nach Uebermacht duldeten, wird aus der Unwiſſenheit des damaligen Zeitalters, aus den nähern Umgebungen der Fürſten, und aus der ſchiefen Politik derſelben erklärbar. Noch ſtand damals die Kritik auf einer zu niedrigen Stufe, um der unächten Geburt des Iſidoriſchen Wechſelbalges auf die Spur zu kommen; und wenn auch dazu einige Geiſtliche und Biſchöfe in ſich Einſichten und Kenntniſſe vereinigten, ſo geſchah es ſchon darum nicht, weil es ihrem Intereſſe beſſer zuſagte, die Fürſten ans Leitband der Kirche zu nehmen. Dazu kam der Mißgriff mißleiteter Fürſten, die ſich des päbſtlichen Einfluſſes abſichtlich bedienten, um einander ſelbſt deſto ſicherer zu bezwingen, aber zu kurzſichtig waren, um zu bemerken, daß dadurch unmerklich die Oberherrſchaft des Pabſtes vorbereitet und begründet werde. Die Ehrfurcht der Fürſten gegen den Pabſt, ſchreibt Paul Sarpi, war ihnen eigentlich nur ein Mittel zum herrſchen, das ſie weislich und fein mit dem Mantel der Religion bedeckten. Wie ſehr ſich meiſtens ihre Politik verrechnet habe, lehrt unwiderruflich die Geſchichte, und der ſo langwierige als blutige Kampf zwiſchen Thron und Altar, der Jahrhunderte lang hinderte, daß kein Reich auf ſeine Principien kommen konnte. Die Doppelherrſchaft, ein päbſtlicher Staat in allen Staaten, mußte nothwendig jede weltliche Regierung paraliſiren.

Alles ſchwamm fortan im Meere der Kirche, nachdem das Iſidoriſche Betrugſyſtem in allgemeine Aufnahme gekommen war, und faſt wie ein Glaubensartikel von aller Welt heilig gehalten wurde. Ein Bord des Schiffes war die Lehnherrſchaft, das andere die biſchöfliche Gewalt, König oder Kaiſer das Segel, und der Pabſt ſaß am Steuerruder und lenkte. Durch die falſchen Decretalen, über deren Aechtheit zu zweifeln als Hochverrath an der

Kirche galt, war nun die päbſtliche Herrſchaft über die Chriſtenheit aktenmäßig aufgeſtellt. Nach des falſchen Iſidors Grundſatz war der Staat in der Kirche, und ein jedes Reich nichts weiter, als ein Lehen des heiligen Stuhls, über das der Pabſt nach Gutbefinden verfügen konnte.

Indeſſen fanden die päbſtlichen Anmaßungen doch noch eine Zeit lang allſeitigen Widerſpruch. Die Päbſte mußten ſich noch manche Demüthigung von Kaiſern und Königen gefallen laſſen. Noch unter Heinrich III. mußten die Römer ſich verpflichten, ohne kaiſerliche Genehmigung keinen Pabſt zu wählen. Aber bald ſollte die läſtige Abhängigkeit der Päbſte von den Kaiſern, oder was beſſer geſagt iſt, der unerhebliche Reſt dieſer Abhängigkeit ganz zu Grabe gehen. Den Plan dazu entwarf ein Diakon an der römiſchen Kirche, Namens Hildebrand, der ſchon unter mehreren Päbſten ungemein thätig war, das Anſehen des heiligen Stuhls zu befeſtigen. Ihn begünſtigte die allgemeine Stimme aller Beſſern gegen den eingeriſſenen Handel mit geiſtlichen Aemtern, und die Jugend Heinrichs IV. der noch ein Knabe von ſechs Jahren war, als durch den Tod ſeines Vaters der Kaiſerthron erlediget wurde. Auf ſeine Einleitung wurden die künftigen Pabſtwahlen von Nikolaus II. 1059 auf einer Synode zu Rom beſtimmten Geſetzen unterworfen. Die Verordnung iſt merkwürdig, weil durch ſie der Grund zum Collegium der Cardinäle gelegt wurde. Nach dieſer Verordnung ſollten bei künftigen Pabſtwahlen weder der deutſche Kaiſer, noch das Römiſche Volk eine Stimme haben, ſondern das Wahlrecht einzig von den Römiſchen Sufraganbiſchöfen vereint mit den Pfarrern der Stadt geübt werden. Schon nach dem Tode des Pabſtes Nikolaus II. faßte Hildebrand den Muth, ohne Rückſicht auf Heinrich IV. die Verordnung in Anwendung zu bringen. Der neugewählte Alexander II. erhielt ohne kaiſerliche Beſtätigung die Weihe. Ihm folgte auf gleichem Wege Hildebrand ſelbſt unter dem berüchtigten Namen Gregors VII. im Jahre 1073 dem es wohl überlegter Plan war, die Kirche nicht blos unabhängig von der weltlichen Macht zu machen, ſondern ſogar über dieſelbe zu ſtellen, und jedes Land zum Eigenthum des h. Petrus, und jeden Regenten zum Vaſallen ſeines Stuhles hinabzudrücken. Noch vor ſeiner Erhöhung war er die Seele des römiſchen Hofes, und

es geſchah nichts, wozu er nicht den erſten Stoß gab, was dem berühmten Damiani Veranlaſſung war, halb Scherz und Ernſt den Pabſt Dominus Papa—den Hildebrand aber Dominus Papae zu nennen.

Mit mehr Erfolg, als ſeine Vorgänger, benutzte Gregor VII. alle zufälligen Umſtände, den päbſtlichen Stuhl über alle Thronen zu erheben. Seine Grundſätze waren eben ſo unerhört, als er in Befolgung derſelben verwegen war. Als Mann, der in ſich Geiſtesgröße mit unerſchütterlichem Muth verband, war er über die Mittel nie verlegen, ans erſehnte Ziel zu kommen. Mit unermüdeter Ausdauer kämpfte er gegen den Wucher, den die weltliche Macht durch Verkauf der kirchlichen Aemter trieb, und gegen das Laſter des Klerus. Unerbittlich ſtreng belegte er mit Bann Alle, welche durch Simonie ins geiſtliche Amt kamen, und alle Geiſtlichen, welche im Eheſtande, oder im Concubinat lebten. Um dem Unfug den Todesſtoß zu geben, that er das Mögliche, aus den Händen der Fürſten die Beſetzung aller Kirchenämter zu reißen, und durch Vorbehaltung dieſes Rechtes das Intereſſe des geſammten Klerus an ſeinen Stuhl zu binden, was beſonders für Deutſchland, wo Biſchöfe und Aebte im Staat viel zu bedeuten hatten, von umfaſſenden Folgen war, und das kaiſerliche Anſehen an der Wurzel verwundete. Daher der Kampf auf Tod und Leben zwiſchen Thron und Altar. Gregor VII. beſtand unerſchütterlich feſt auf ſeinen Forderungen, und Kaiſer Heinrich IV. war nicht geneigt, etwas ſeinen wohlerworbenen Kronrechten zu vergeben. Von unbefugten Anſprüchen und Widerſprüchen kam es bald zu wechſelſeitigen Drohungen und gewaltſamen Vorkehrungen. Keiner wollte ſich den andern über den Kopf wachſen laſſen; Jeder ſuchte ſeinen Anhang zu verſtärken; von beiden Seiten erfolgten die ärgerlichſten Auftritte. Der Kaiſer ließ den Pabſt abſetzen; der Pabſt belegte den Kaiſer mit dem Banne, und erklärte deſſen Thron erledigt. Gregors größtes Wageſtück war des Kaiſers Mißhandlung zu Canoſſa. Zur Erniedrigung und Demüthigung des Kaiſers gab dem Pabſte Niemand mehr Vorſchub, als die höhere Geiſtlichkeit in Deutſchland, deren Reichthum und Macht ein Ausfluß der kaiſerlichen Gnade war, was von ihr undankbar vergeſſen wurde. Kaum hatten die großen Prälaten das Ziel erblickt, wo

hin Gregor VII. strebte, als sie sogleich wahrzunehmen glaubten, daß die Abhängigkeit, in welcher sie als Lehensvasallen der weltlichen Regenten stunden, wenig besser, als Sklaverei sey, und daß es ihnen weit mehr frommen würde, dem römischen Stuhle, als den Monarchen unterwürfig zu seyn. Dadurch wird erklärbar, wie es kam, daß der Kaiser im Streit mit dem Pabste um das Investiturrecht von seinen eigenen Bischöfen am meisten verkürzt wurde.

Von der Zeit an war die Geschichte der Päbste Geschichte ununterbrochener Gewaltthätigkeiten. Alles im Staat und in der Kirche wurde aus seiner natürlichen Lage gerückt. Gregors VII. Nachfolger bauten beharrlich auf dem Fundamente fort, das er gelegt hatte; ihnen entging kein Mittel ihre Vorrechte zu vergrößern; seit Heinrichs V. Tode wuchs ihr Einfluß auf die Wahl und Bestätigung der Kaiser, und ihr Uebermuth. Auf seiner höchsten Stufe stand das Pabstthum unter Innocenz III. Er behandelte alle Monarchen als seine Vasallen; seine Regierung war ein ununterbrochener Triumph über gedemüthigte Monarchen; um sie desto entscheidender zu schrecken, schärfte er den Bann durch das Interdict. Nichts zeugt kräftiger von seinem bittern Ingrimm, als das allgemeine Interdict, unter welchem er England sechs Jahre schmachten ließ, und die erzwungene Thronentsagung des Königs Johann, weil er sich den Cardinal Lageton, einen Ausländer, nicht als Erzbischof von Canterbury wolte aufdringen lassen.

Nichts geht über die Anstrengungen der folgenden Päbste, sich in dieser Höhe zu erhalten; aber keiner trieb es so arg als Bonifacius VIII., dessen Uebermuth alle Schranken durchbrach. Zum Glück für die Welt, fand er an Philipp den Schönen in Frankreich einen kräftigen Gegner, der den päbstlichen Trotz mit unerwarteten Demüthigungen erwiederte. Von der Zeit fing des kirchlichen Oberhauptes Ansehen und Macht zu sinken an. Dazu trug seit 1305 die Verlegung des päbstlichen Sitzes nach Avignon viel bei, wovon Abhängigkeit von den französischen Königen, Unzufriedenheit der Römer mit der Entfernung der Päbste, päbstliche Doppelwahlen und das große Schisma unausbleibliche Folgen waren. Die immer größere Anmaßungen der Päbste und ihr Bestreben, die Länder auszusaugen und ihre Kasse zu füllen, mußte endlich allge-

meinen Unwillen wecken, und die Ehrfurcht gegen sie schwächen, je mehr sie auf solchen Wegen aus dem Schatten der Vergangenheit hervortraten, welche einzig noch ihr Haupt mit einem Nimbus umzogen hatten. Es mußte endlich empören wahrzunehmen, wie die Päbste ihrer Willkühr, Thronen sich zinsbar zu machen, Völker ihren Herrschern zu entfremden, die Kronen der Erde mit gleicher Leichtigkeit, wie die Stufen im Himmel zu vertheilen, und eine Hälfte der Erde gegen die andere zu bewaffnen, keine Schranken mehr setzten; wie die römische Curie ihre Herrschaft auf die kleinsten Verhältnisse des Lebens ausdehnte, den Menschen von der Wiege bis zum Grabe gängelte, dessen kleinste Vergehungen zu Quellen der Bereicherung benutzte, für Präbenden und Pallien, für Annaten und Spolien, für Reservationen und Confirmationen, für Dispensen und Indulgenzen jährlich Millionen in die päbstliche Kammer zog, sogar also das heiligste Erbgut der Menschheit, die Religion, als Mittel zu irdischen Zwecken mißbrauchte, und die Kirche wie eine Familien-Domaine behandelte. Seitdem die Decretalen der Codex der Universal-Monarchie geworden sind, nach welcher der römische Hof strebte, wurden seine Anmaßungen immer drückender, daß sich wohl nicht zu verwundern ist, wenn man endlich des unbefugten Druckes müde wurde, und auf Mittel dachte, Fesseln zu sprengen, welche den menschlichen Geist nur zu lange schon in seinem Aufschwunge hemmten. Es fiel immer mehr auf, daß Rom aus schmutziger Finanzspeculation die geringfügigsten Dinge vor seinen Richterstuhl zog, und mehr noch, daß er sogar Ehesachen ausschließlich von Leuten schlichten ließ, die nach bestehender Kirchenpolizei an den ehelosen Stand gebunden waren.— Bei immer frechern Umgriffen konnten die Fürsten nicht ferner gleichgültige Zuschauer bleiben, wenn nicht die letzten Reste ihrer Macht vom geistlichen Despotism verschlungen werden sollten.— Daher noch lange nachher das beiderseitige Ringen nach entschiedener Ueberlegenheit. Das päbstliche Ansehen stand aber auf zu schwindelnder Höhe, als daß nicht noch manche kräftige Versuche, es nieder zu halten, ohne merklichen Erfolg geblieben wären. Die Isidorischen Grundsätze, den Völkern durch Verjährung ehrwürdig, ließen sich so leicht nicht verdrängen, und blieben sogar noch in Anwendung, als man längstens schon ihrer unrühmlichen Geburt auf

die Spur gekommen war. Ohne die grobe Entartung, und abgesehen von ihrer unchriſtlichen Tendenz, von dem Gewiſſenszwange, hatte unſtreitig die hierarchiſche Gewalt der Päbſte im Mittelalter einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf die Bezähmung roher Leidenſchaften, und auf die bürgerliche Rechtspflege. Ihr Druck ſcheint ein nothwendiges Joch, eine unentbehrliche Feſſel für die damaligen Völker geweſen zu ſeyn; ohne ſie wäre Europa wahrſcheinlich ein Raub der Deſpoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht, oder gar eine Mogoliſche Wüſte worden.

Als Gegengewicht verdient ſie alſo Lob, und kein Unbefangener kann ihr in dieſer Beziehung alles Verdienſt abſprechen. Noch dermalen wäre es für das Wohl der Menſchheit nicht unwichtig, wenn der weltliche Deſpotismus an der Hierarchie in beſſerer Geſtalt ein Gegengewicht hätte, und ſo eine Behörde da wäre, die man beachten müßte, wenn ſie kühn und ohne Menſchenfurcht den Königen der Erde die Wahrheit ſagt.

Das Gebäude der Hierarchie war gegründet auf den Geiſt und das Bedürfniß ehemaliger Zeiten. Da Geiſt und Bedürfniß ſich geändert haben, war es ſehr natürlich, daß man an dieſem Gebäude angemeſſene Abänderungen zuläſſig glaubte. Die Unzufriedenheit mit dem vorhandenen Zuſtande der Kirche wuchs mit den widernatürlichen geſteigerten Vorrechten des päbſtlichen Stuhls, und mit Zunahme der Wiſſenſchaften im Abendlande, das ſich dadurch nach und nach aus der Barbarei zur Cultur erhob. Der Wunſch einer kirchlichen Reform wurde immer allgemeiner und lebendiger, und man trug kein Bedenken mehr, ihn überall laut auszuſprechen. Das war beſonders der Fall auf den Synoden zu Koſtniz und Baſel, wo man mit Würde und Kraft gegen den päbſtlichen Druck ankämpfte. Zum Sieg berechtigte vorzüglich der Umſtand, daß die päbſtliche Uebermacht und der Uebermuth der Römiſchen Curie den Regenten längſtens unleidlich geworden waren. Ans völlige Brechen mit dem Pabſte dachte noch Niemand, und das in ſich Geeinte hätte ſich vermuthlich nie in Partheien geſchieden, wenn das Oberhaupt der Kirche mehr die ernſten Winke der Zeit beobachtet, und darin ſeinen Ruhm geſucht hätte, ſich als Erzieher der Völker zu höherer Cultur zu betrachten und zu benehmen. Ein Anſehen, das auf beharrliches

Hemmen der Geistesbildung sich stützt, muß früher oder später fallen, je nachdem es früher oder später der Philosophie gelingt, mehr, als die ewige Lampe, die finstere Kirche zu erhellen. Hartnäckiges Bestehen auf menschlichem Aberwitz, den man seit Jahrhunderten ins Reich des Glaubens hineingetragen hatte, mußte nothwendig die traurige Folge nach sich ziehen, daß sich endlich der einfache ungefärbte Strahl der Wahrheit in dem trüben Mittel in viele Farben brach, und im Meinungskriege, der mehr für's Priesterthum als für's Christenthum mit roher Leidenschaftlichkeit geführt wurde, die kirchliche Einheit untergieng.

Wo alter Irrthum herrscht, und der Macht zur Stütze dient, macht heilsame Reform selten ihr Glück, oder muß es mit hoher Anstrengung erkämpfen. Alte Kirchen haben dunkle Fenster; ist's ein Wunder, wenn sie das Licht nur sparsam durchlassen?— Die Schlauheit des Römischen Hofes wußte lange alle Bemühungen zu vereiteln, welche zum Zwecke hatten, die Kirche in einen bessern Zustand zu versetzen; ihm stand stets eine große Zahl dienstbarer Geister, geschmeidiger Zöglinge des Gottes mit dem Doppelgesicht, mit allen Krümmungen der Politik vertraut, zu Gebote, die sich so recht darauf verstanden, die christliche Welt mit schönen Hoffnungen hinzuhalten, die nie in Erfüllung gehen sollten. Aber endlich wurde man der vielen groben Täuschungen müde; Luthers Wort ward der Funke, der zur verzehrenden Flamme auflodern, und die ganze Kirche in Brand setzen sollte. Das war freilich anfangs, als er gegen den empörenden Ablaßunfug eiferte, seine Absicht nicht, wie sein erster Brief an den Pabst beweiset, aus welchem noch hohe Ehrerbietung für das Oberhaupt der Kirche spricht. Von gleicher Ehrfurcht zeugt seine Zueignungsschrift zum Commentar über Pauls Brief an die Galater, wo es heißt: „Ferner, meine besten Männer, sage ich euch ernstlich: ich hege für den Pabst und seine Befehle eine solche Ehrfurcht, über welche Nichts geht; auch spreche ich Niemand frei von ihr, als den Obersten dieses Stellvertreters. Sein Wort ziehe ich den Worten des Stellvertreters dergestalt vor, daß ich gar nicht zweifle, er richte nach demselben Beides, die Aussprüche und Handlungen des Stellvertreters.“ Eines einzelnen Mannes Muth und Kraft und Zorn würden ewig nicht im Stande gewesen seyn, ein Werk durchzuführen,

wozu Vorbereitung von Jahrhunderten gehört. Revolutionen in der Kirche wie im Staate, werden eben so wenig von einem Manne, als vom Augenblicke, oder vom Zufall bewirkt. Nur wo sich entzündbarer Stoff lange gehäuft hat, mag es dem Einzelnen gelingen, durch Anlegung eines kleinen Funkens den Ausbruch des Brandes zu beschleunigen.

Die Reformation, die auf Luthers Rechnung geschrieben wird, ging schon lange vor ihm ihren stillen und ruhigen Gang, und würde wahrscheinlich ohne ihn umfassender und weniger zerstörend gewesen seyn. Ihm waren mehrere vorausgegangen, deren Unternehmung aber mißlang, weil die Vorbereitungen noch nicht zur Reife gediehen waren. Daß der Funke, den Luther anlegte, endlich zündete, daran war nicht er Schuld; die Ereignisse, die sich an sein Wirken knüpfte, waren von seinem Willen unabhängig. Wäre noch Pabst Leo X. den billigen Forderungen der Zeit entgegen gekommen, anstatt mit Drohungen und Bannfluch sie nieder zu halten: dann wäre keine Kirchentrennung erfolgt; dann hätte man der schönsten Hälfte von Europa blutige Verfolgungen und Bürgerkriege, das Elend, die Verwüstungen, die Grausamkeiten und Leiden eines Kampfes erspart, der über ein Menschenalter hinaus tobte, und—was wichtiger ist—es wäre möglich gewesen, zu erhalten, was einzig durch steife Widersetzlichkeit verloren ging,—mit der Einheit der Kirche die Einheit und Selbstständigkeit des deutschen Vaterlandes, das in neuerer Zeit noch schwer für die Kirchentrennung büßte, die von denen fast bei den Haaren herbei gezogen wurde, die nach aufhabenden Berufe ihr mit allem Kraftaufwand hätten entgegenwirken sollen, und es gewiß mit Erfolg gethan hätten, wenn ihrem Herzen das Wohl der Kirche näher, als ihr eigenes Interesse, gelegen wäre.

Durch Luthers hastiges und ungestümmes Benehmen wurde die wahre Reformation mehr verhindert und unterdrückt, als befördert. Eine Reformation von Gestern wäre besser, als eine vor dreihundert Jahren. Durch zu viel Gewicht, das man auf angebliche Dogmen legte, geschah der Hauptsache des Christenthums,—der Liebe und Verträglichkeit—Abtrag, ohne welche kein sittlicher Verein auf die Dauer besteht. Das meiste, was Luther in der Sache that, war Stückwerk, und trug offenbar den Stempel einer eben

gereizten Leidenſchaft, und eines gelehrten Eigendünkels, was mehr abſtoßt, als anzieht. Zu einiger Entſchuldigung mag dienen, daß alles darauf angelegt ſchien, ſeine Leidenſchaft aufzuregen, und ihm keinen anderen Ausweg zu laſſen, dem Gedränge zu entkommen, als den Ausweg gewaltſamer Trennung von einer Kirche, deren Entartung er zu rügen gewagt hatte. Die Reformation, wie man ſie verlangte, und wofür Luther anfangs wirkte, war urſprünglich auf keine Aenderung des katholiſchen Lehrbegriffes, ſondern nur auf Abſchaffung eingeſchlichener Mißbräuche, welche die öffentliche Gottesverehrung entſtellten, und auf die Hemmung der Zuchtloſigkeit gerichtet, welcher Geiſtlichkeit und Volk ſich ohne Scheu hingegeben hatten. Aber das hohe Strebeziel wurde durch das Odium theologicum verrückt. Jeder, welcher Parthei nahm, ſtellte ſich auf den Wartthurm, der nach dem unbekannten Lande zeigt, und deklamirte mit Erbitterung gegen jeden, der nicht mit ihm die gleiche Anſicht theilte. Gewohnt, von Jenſeits mit einer Zuverſicht zu ſprechen, als ob ſie vor ihrer Menſchwerdung dort geweſen wären, maßten ſichs die angeblichen Zionswächter, die durch Schulſyſteme verſchobenen Herrn Theologen an, das Göttliche zu zerlegen, wie nachher Newton das Licht, und Haller ein Cadaver. Je unbegreiflicher die Dinge waren, worüber man mit einander zankte, und folglich je weniger Einer den Andern verſtand, oder auch oft verſtehen wollte, deſto hitziger und hartnäckiger wurde der Kampf, und deſto mehr kam man auseinander. Jeder wollte, was im Widerſpruch lag, beſſer wiſſen, Keiner nachgeben. Die Ehre, als Sieger aus dem Kampfe zu gehen, ſpornte Jeden mehr, als die Liebe zum Heiligſten, wofür ſie als Sprecher vortraten. Ich erinnere mich dieſer unbeſcheidenen Eiferer für Gottes Sache nie, daß mir nicht im Geiſte der Mann vorſchwebte, der einſt zu Leipzig ſeinen Guckkaſten herumtrug, und ausrief: „Das Leiden Chriſti auf eine andere Manier!!“ — Für Beweiſe mußten oft hämiſche Spötteleien und grobe Läſterungen gelten, wovon es in den damaligen Streitſchriften wimmelte. Wo man mit ſolchen Waffen gegen einander ins Feld zog, da mußte im Meinungskriege die Liebe untergehen, und Kirchentrennung erfolgen. Der von höherer Macht gewaltſam Ausgeſchiedene war nothgedrungen, ſich mit ſeinem Anhang als beſondere Kirche zu conſtituiren, was nur durch

ruhige Berathung der Partheien mit einander, und durch gefälliges Entgegenkommen derſelben hätte verhütet werden können, woran aber bei Roms ſteifer Widerſetzlichkeit gegen die billigſten Forderungen, und bei Luthers Raſchheit in Verfolgung ſeiner Zwecke nicht wohl zu denken war. Hätte Leo X. ſich die Lehre beſſer gemerkt: „Großmüthige Charaktere wünſchen belehrt zu werden, und laſſen ſich nicht zwingen,“ und Luther nicht ſo haſtig über die bekannte Regel ſich weggeſetzt: „Mit langſamen Gehen wird ein langer Weg auch vollendet;“ mancher Sturm wäre unterblieben, über deſſen Verwüſtungen die Nachwelt weint.

Bei Beſſerungsverſuchen ſollte man nichts übereilen, ſondern vorerſt das Volk in Geduld dafür empfänglich machen, das ſonſt einem beſoffenen Bauer gleicht, der vom Pferde gefallen iſt. Helf ihm wieder hinauf—er fällt bald wieder von der andern Seite herunter. Unvorbereitete Reformen entarten leicht zu Revolutionen, wobei ſich die Grenzen nicht beſtimmen laſſen, wie weit alles wirken ſoll. Der Erfolg liegt nicht immer im Willen deſſen, der dazu den erſten Stoß gibt. Ein ſo unverzeihlicher, als unbegreiflicher Mißgriff war es, daß man ſogleich von der Reform der Sitten ablenkte, und dem dogmatiſchen über das praktiſche Chriſtenthum den Vorzug gab. Sogar Bauern wiſſen: es ſey beſſer, ſein eignes Feld fleißig anbauen, als die Feldmarken des Dorfes auswendig zu wiſſen. Das hätten doch wohl auch die damaligen Hüter der chriſtlichen Stiftshütte wiſſen ſollen. Geſchichte und Erfahrung ſprechen dafür, daß keine Sekten aufkommen können, ſo lange die Religion der Moral nahe genug bleibt. Swift's ſterbender Vater mit ſeinem Teſtamente, und mit den drei Röcken ſagt treffend, was man damals hätte thun ſollen. Auf beiden Seiten wurden die Schranken der Mäßigung überſchritten. Rom, das gewohnt war, die Religionsangelegenheiten mit den Intereſſen des päbſtlichen Hofes zu vermengen, und ihnen aufzuopfern, anſtatt dem Strome andringender Reformation ſelbſt ein Bett zu graben, um ſeinem Lauf Richtung zu geben; ließ es unvorſichtig geſchehen, daß die Reformation ſich nach und nach ſelbſt ein Bett wühlte, und wollte nachher, um den Fehler wieder gut zu machen, den Strom gewaltſam zurückſchwellen, ohne zu bedenken, daß es ſich ohne große Gefahr, in der Fluth unterzugehen, nicht wohl thun laſſe. Es hätte

längſtens wiſſen ſollen, daß man durch Feuer und Schwert, und Bannſtrahl den Gedanken nicht tödten könne, und daß man den Brennſtoff beſeitigen müſſe, wenn der angelegte Funke nicht zünden ſoll. Luthers Hitze, mit welcher er im Sturmmarſche gegen Mißbrauch und Vorurtheil auszog, hat die ruhige Bildung mehr zurückgedrängt, als ihr Vorſchub gegeben; er hätte der im Stillen arbeitenden Zeit weniger vorgreifen, und ihr mehr überlaſſen ſollen. Aber wer will der Natur die Bahn vorzeichnen, wenn ihre großen Kräfte aufgeregt ſind, und der Flamme ſagen: zünde nicht, wenn ihr nach allen Seiten brennbarer Stoff nahe liegt?—Was Luther vollbrachte, gehört mehr auf Rechnung der reifen Zeit; früher hätte die Flamme, die er anfachte, ſeinen Leib auf dem Scheiterhaufen verzehrt. Als er am 31. Octbr. 1517 nach gewöhnlichem Magiſterbrauch gegen Ablaßunfug ſeine Theſen ans ſchwarze Brett zu Wittenberg ſchlug, welche nichts enthielten, was nicht dermalen noch ein katholiſcher Lehrer ſagen durfte, konnten weder er, noch ſonſt Jemand ahnen, daß dieſe Theſen der Anfang des Ausbruches der Reformation werden ſollten, wozu der Gährungsſtoff ſeit Jahrhunderten ſich angehäuft hatte. So unwillkührlich als gewaltſam wurde er in Verhältniſſe hineingezogen, welche Veranlaſſung zum ſchnellern Ausbruch der Reformation wurden. Da Druck Gegendruck erzeugt, und Luther keine Luſt hatte, ſich erdrücken zu laſſen, ſo konnte er mit ſeinem Anhange nur in der Trennung ſeine Rettung finden. Schon die ſtückweiſe Ausbildung ſeines nachmaligen Lehrbegriffes beweiſet, daß er großen Theils Treibhausfrucht der Nothwehr war. Er wollte anfangs nichts weiter, als der Religionswiſſenſchaft die Feſſeln abnehmen, und das urſprüngliche Recht des Selbſtdenkens und des freien Forſchens in der Schrift geltend zu machen; es lag wenigſtens im Anfange nicht in ſeinem Sinne, ſeine Anſichten andern als Glaubensnorm aufzudringen; er wollte nur die Bahn brechen, damit andere ſein angefangenes Werk fortſetzen, und mit ſtets zunehmender Erkenntniß jede Menſchenſatzung bekämpfen möchten, die ſich göttliches Anſehen anmaßt. Nach ſeiner Abſicht ſollte die chriſtliche Religionslehre progreſſirt ſeyn, und nicht in eine beſtimmte Summe von Sätzen eingebannt werden; menſchliche Autoritäten ſollten abgeſchafft werden, und im Gebiete des Glaubens nur das gelten, was auf Gründen der Vernunft und

Offenbarung beruht. Daß seine Anhänger nicht auf sein Verlangen achteten, sondern bald wieder einen Schlagbaum vor die Bahn zogen, die er gebrochen hatte; daß sie aus seinen Schriften sich ein Bekenntniß ihres Glaubens sammelten und zusammensetzten, und sich sogar zur Festhaltung desselben auf ewige Zeiten mit einem Eide verpflichteten; daß sie dadurch von Neuem allen weitern Berichtigungen des Christenthums einen Riegel vorgeschoben, und ihre symbolischen Bücher als das Non plus ultra aufstellten; daß sie nur die Authoritäten wechselten: daran war nicht er Schuld. Er bemerkte es mit Unwillen, und sagte daher: „ich wollte, alle meine Bücher wären zu Pulver verbrannt. Meine Absicht war, den Leuten Lust zu machen zur Schrift, woraus ich geschöpft habe; aber nun sehe ich, daß sie an meinen Büchern hängen bleiben, und die heilige Schrift liegen lassen. Darum wiederhole ich es: ich wollte, daß sie alle zu Pulver verbrannt wären.“

Ist's ein Wunder, wenn die Reformation, welche von Luther den Namen führt, wenn überhaupt der Protestantismus bald einem Kranken glich, der an der Auszehrung der Excesse starb?—Die Protestanten holten zwar das Licht des Evangeliums, das man unter den Scheffel gestellt hatte, wieder hervor; aber sie stellten es nicht auf den Tisch, sondern unter den Tisch: wie konnte es die neue Kirche erhellen?—Die Vergleichung des Protestantismus nach seiner Entartung mit einem Gasthofe, an der Landstraße vom derben Pabstthum zur gesunden Vernunft angelegt, ist nicht uneben. Die ersten Wanderer errichteten ihn an den Stellen, die sie wegsam gemacht hatten, damit die Reisenden darin ausruhen könnten; aber die meisten Reisenden betranken sich darin, und blieben unter den Tischen liegen, ohne daß es ihnen so bald zu Sinne kam, daß der größte Theil des Weges noch zu machen sey.

Anstatt mit Luther und seinen Anhängern einzig auf Abstellung der Mißbräuche, auf würdigere Gottesverehrung, auf erbaulichern Wandel der Geistlichkeit und des Volkes, auf Zerstörung verderblicher Vorurtheile ꝛc. mit vereinter Kraft hinzuwirken, zerwarfen sich die Freunde der Reformation, und verwickelten sich in Meinungskriege, welche, weil sie mit unversöhnlicher Erbitterung geführt wurden, und die Liebe an der Wurzel tödteten, fast ganz Europa aus seinen Angeln hoben. So hart Luthers, Calvin, Ulrich

Zwingli, und alle, so es mit ihnen hielten, denen zusetzten, welche ihre alten kirchlichen Verhältnisse zu zerreißen keine Lust zeigten; so unverträglich waren sie unter sich selbst. Jeder wollte allein den Stein der Weisen gefunden haben; jeder allein als Matador gelten, dessen Ansichten alle in stiller Demuth sich fügen sollten. Hier trat Luther selbst wieder aus der Bahn, die er in der obigen Stelle den Seinigen vorgezeichnet hatte. Vorzügliche Veranlassung zu oft blutigen Fehden, und unwürdigen Ausfällen auf einander, wurde die Lehre vom Abendmahle. Jeder deutete die Einsetzungsworte anders, und verfolgte jene, welche sie in einem andern Sinne nahmen. Wer kennt nicht die ärgerlichen Auftritte zwischen Luther und Calvin, weil sich beide nicht zur gleichen Ansicht vereinigen wollten oder konnten. Es kam so weit, daß man mit denen alle kirchliche Gemeinschaft aufhob, die nicht gleichen Sinnes waren. Man hätte doch wohl Männern, die sich berufen glaubten, die Kirche zu verbessern, Höheres zutrauen sollen, als eine so ganz verkehrte Handlungsweise, wodurch das heilige Mahl, das der zu seinem Andenken stiftete, der alle Menschen mit Liebe umfaßte, und allgemeine Menschenliebe zum Grundgesetz seiner Sittenlehre, zum Unterscheidungszeichen seiner Schüler machte, zur giftigen Quelle des Haders, des Hasses und der Trennung entartete, was ewig nie geschehen wäre, wenn man mehr auf den Zweck der Anstalt, und auf den natürlichen Sinn der Worte des göttlichen Stifters: „thut das zu meinem Andenken" geachtet hätte.

Nachdem einmal die Reformation eine solche Richtung genommen, mußte sie nothwendig in fast allseitiger Beziehung ungemein verderblich werden, bis man wieder allmählig zum Bessern einlenkte, und auf dogmatische Controverse weniger Gewicht legte. Sie wurde verderblich für den menschlichen Geist überhaupt, dem sie sich auf der Bahn seiner weitern Ausbildung gewaltsam entgegen warf, und ihm einen hundertjährigen Stillstand gebot; verderblich für die Wissenschaften, deren Fortschritte sie hemmte, indem alles Forschen sich in den öden dürren Steppen einer seelenlosen, auf dialektischen und scholastischen Spitzfindigkeiten ruhenden Theologie verlieren mußte; verderblich für die Verfassung der Länder, weil sie den Despotismus reizte, seine mörderischen Versuche auf die Freiheit der Völker zu wagen; verderblich für

ganz Europa, weil ſie deſſen Staatsſyſtem völlig verrückte, das Intereſſe der Religionspartheien zur Hauptbaſis jeder Politik machte, und endlich die ſchönen, obſchon noch ſchwachen Bande zerriß, die ſämmtliche Staaten von Europa in einen allgemeinen Völkerbund vereinigen ſollten; verderblich insbeſondere für Deutſchland, deſſen Eintracht in kirchlicher Trennung unterging, und mehr noch für die katholiſche Kirche, welche ganz wieder von Rom unter Vormundſchaft genommen wurde, und unbeweglich am Platze bleiben mußte, welchen ſie nach erfolgter Trennung einnahm, ohne einen Schritt vorwärts thun zu dürfen, ſo ſehr auch das Bedürfniß drängen mochte. Gleich dem Gott Terminus der alten Römer ſtellte ſich der Pabſt mit der unterhabenden Kirche an dem Orte auf, der ſeinen Abſichten zuſagte, dem Proteſtantismus feſt gegenüber, und machte es ſich zum Grundſatze, nie und unter keinem Vorwande zu weichen, und ſeine Stellung unter dem heftigſten Andrang der Feinde zu behaupten. Er konnte und durfte auch nicht weichen, weil die Zeit hinter ihm einen Abgrund gegraben hatte, in den er unvermeidlich hätte fallen müſſen. Um ſeinen Anmaßungen fortdauernde Haltung zu geben, und Vortheile nicht fahren zu laſſen, auf welche der Glanz ſeines Hofes beruht, und ohne welche ſo manche Andere ſeines zahlloſen Gefolges zu Rom hätten hungern müſſen, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als beharrlich jede Reform von Oben nach Unten, worauf ſo allgemein als laut gedrungen wurde, von der Hand zu weiſen.

Selbſt, als es ihm nicht mehr möglich war, ſich fernerer Zudringlichkeit zu erwehren, und der geiſtliche Congreß zu Trient das Univerſalmittel werden ſollte, allem Uebel in der katholiſchen Kirche abzuhelfen, und die lang erſehnte Verbeſſerung der Geiſtlichkeit in Haupt und Gliedern auf die Dauer zu bewirken: gelang es der römiſchen Argliſt den heiligen Geiſt für ſich zu gewinnen, und ganz ins Intereſſe des heiligen Vaters zu ziehen, der von einer Reform ſeines Hofes ungern reden hörte, und viel lieber noch ſeine Macht höher geſteigert hätte. Da der heilige Geiſt meiſtens bei Synoden auf Seite der Mehrheit war: wurden alle Vorkehrungen getroffen, ſich für den Pabſt dieſer Mehrheit zu verſichern, was keine ſonderlich ſchwere Aufgabe war. Anſtatt wie zu Coſtnitz und Baſel nach Nationen ſtimmen zu laſſen, fand es die römiſche

Politik dem eigenen Interesse zuträglicher, nach Köpfen die Stimmen einzusammeln. Dadurch gewann der Pabst das entschiedene Uebergewicht, der nun durch die Mehrzahl Italienischer Bischöfe den Synodal-Beschlüssen eine beliebige Richtung gab, und klug über nichts von Bedeutung entscheiden ließ, wozu nicht durch hin- und hergehende Eilboten Befehle eingegangen waren. Das verleitete einen Augenzeugen, witzig zu bemerken, daß die versammelten Väter nichts ohne den heiligen Geist angeordnet hätten, der von Zeit zu Zeit im römischen Felleisen herüber gekommen wäre. Jahre gingen durch Feierlichkeiten, durch Berathungen über dogmatische Zwiste, nach alten erdenklichen Formen der Schule geführt, durch Verfügungen über Nebendinge ꝛc. verloren, daß fast keine Zeit mehr übrig blieb, genügenden Entscheid über das zu geben, worüber eigentlich die christliche Kirche in Partheien zerfiel. Das Ablaßwesen wurde am Ende nur flüchtig berührt, und von dem, was im Widerspruch lag, nicht einmal der Hauptbegriff aufgestellt. Auch mit den Reformationsanträgen der Höfe wollte es nicht vorwärts. Wenn das Geschäft im besten Gang war, wußten es die Sprecher für die Sache des päbstlichen Hofes auf Schlangenwegen dahin zu bringen, daß unerwartet ein Schlagbaum fiel, und die Agenten der Höfe sich zur Ruhe begeben mußten. Den derbsten Schlag versetzte der katholischen Kirchenfreiheit der Cardinal von Lothringen, Karl, ein Prinz von Guisi, der reichste Prälat in Frankreich, der aus Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl an seinem Könige zum Verräther wurde, und gegen die erhaltenen Aufträge und Weisungen nachgiebig war. Ohne seine gefällige Handbietung hätte jener Mühe gehabt, aus dem Gedränge zu kommen. So mußte es dahin kommen, daß die prunkvoll begonnene Synode, auf welcher in dem Zeitraum von 1545—1563 fünf Päbste geängstiget wurden, einen nicht unerträglichen, sondern sogar einen einträglichen Ausgang für die Sache der Päbste nahm, deren bisher widersprochene Anmaßungen dadurch legitim und constitutionell wurden.

Erst durch dieses Concilium von Trient ist die Trennung vollendet worden, die man auf gelindern Wegen noch hätten verhüten können. Alle Annäherung der Partheien waren fortan gleichsam unmöglich, weil die Katholiken durch Synodalbeschlüsse auf den

gegebenen Lehrbegriff und auf die neuen kirchlichen Anordnungen eingebannt worden ſind, und den Proteſtanten nichts weiter übrig blieb, als entweder unbedingt und ohne die mindeſte Widerrede dieſen Synodalbeſchlüſſen zu huldigen, oder einen eigenen Kirchenverein zu bilden, und ſich für immer von der katholiſchen Kirche abzulöſen. Den größten Einfluß auf die Synode zu Trient, und auf das ſteigende Anſehen derſelben in den verſchiedenen Staaten, behaupteten unſtreitig die Jeſuiten, und namentlich Lainez, Salmeron und Caniſius, die in der Eigenſchaft päbſtlicher Theologen vortraten, und als feine Köpfe und geübte Scholaſtiker ſich mit Erfolge jeder Verbeſſerung der Begriffe, und jeder Abſtellung von Mißbräuchen zu widerſetzen wußten. Es gelang ihnen, die meiſten Glaubensdekrete nach ihren Schulmeinungen zu modeln, und die Entſcheide über Kirchenverbeſſerung ſo zu lenken, daß die Hoheit des römiſchen Stuhls nicht nur ohne Nachtheil durchkam, ſondern noch feſter geſtützt wurde. Der Pabſt ſtand von der Zeit an wieder als unbeſchränkter Kirchenmonarch da, ohne deſſen Willen die Biſchöfe nichts von Bedeutung vornehmen durften, und was einſt Cyprian bei Anlaß der Kirchenverſammlung von Karthago im J. 256 ſo deutlich und beſtimmt geſagt hatte, durfte fortan ohne Gefahr der Verketzerung kaum leiſe wiederholt werden: „Es giebt ja keinen Biſchof der Biſchöfe. Niemand darf nach Art der ſtrengen Beherrſcher ſeine Mitbiſchöfe in Schrecken verſetzen, und ſie zum Gehorſam zwingen. Keiner ſoll den andern richten. Man muß das Urtheil Jeſu Chriſti erwarten, der den Biſchöfen die Leitung der Kirche anvertraut, und ihre Geſinnungen und Thaten richtet.“

Das glücklich Begonnene bald überall in Anſehen zu bringen, war den Jeſuiten die leichteſte Aufgabe von der Welt, nachdem es ihren Umtrieben in ſo kurzer Zeit gelungen war, ſich überall vorzudrängen, Schulen und Univerſitäten mit Lehrern, Kirchen mit Predigern und Beichtvätern, Fürſten und ihren Geliebten mit Gewiſſensräthen, und Ungläubige und angebliche Ketzer mit Miſſionarien zu verſorgen, und faſt allgemein den geſunden Menſchenverſtand unter Vormundſchaft zu nehmen. Als Männern, die ſich bei den Päbſten durch Eifer und Brauchbarkeit in Erhöhung ihres Anſehens, an Höfen und unter den Großen überhaupt durch

ihre gelinde, allen Leidenſchaften ſchmeichelnde Sittenlehre, bei Gelehrten aller Confeſſionen durch wiſſenſchaftlichen Fleiß, beim Pöbel durch Andächtelei, Mirakel und Bruderſchaft, bei Jedermann durch artiges, gefälliges Benehmen angenehm, wichtig und unentbehrlich zu machen wußten, war es ihnen möglich, das Schwerſte durchzuſetzen, beſonders nachdem einmal ihre Bemühungen ſo weit gediehen waren, die Geſammtheit der Mönchsorden in Schatten zu ſtellen, und vorzüglich durch ihre Uebermacht die bisherigen Lieblinge der Päbſte und des vornehmen und geringen Pöbels, die Bettelbrüder niederzuhalten. Daß die Biſchöfe von Trient in Portugal, in den Staaten Italiens, ſelbſt zu Venedig, ohne Schwierigkeit Eingang fanden, iſt leicht erklärbar. Von allen Königen war der von Portugal, Johann III. der erſte, der die Jeſuiten gnädig aufnahm, und ſich ihrer zur Beförderung des Handels in Oſtindien und zu Entdeckungsreiſen gebrauchen wollte: wie durfte er es wagen, ſich den Synodalbeſchlüſſen von Trient zu widerſetzen, wofür ſich jene ſo kräftig verwendeten? — Für die Italieniſchen Staaten gibt Roms Nachbarſchaft Aufſchluß, und der Umſtand, daß gar viele inländiſche Biſchöfe an der Synode Theil nahmen, welche in des Pabſtes Löhnung, und unter dem Befehl ſeiner Legaten ſtanden. In Spanien und Frankreich unterlag die Annahme größern Schwierigkeiten, die aber endlich doch durch Jeſuiten allmählig beſeitigt wurden, die den für ihre Gerechtſame beſorgten Königen auf gewohnten Schleichwegen ſchon beizukommen wußten. In Deutſchland erhielten nur die dogmatiſchen Beſchlüſſe Zuſtimmung. Als nach Beendigung der Synode der Cardinal Comendonius auf dem Reichstage zu Regensburg auf allgemeine Annahme drang, erklärte ihm der Mainziſche Erzbiſchof Daniel unumwunden, daß das nicht ſeyn könne, und man ſich einzig auf den dogmatiſchen Lehrbegriff einlaſſe. Indeſſen gelang es doch den Jeſuiten bald, den fehlgeſchlagenen Verſuch, die Tridenter Decrete zum Reichsgeſetze zu erheben, dadurch zu erſetzen, daß ſie unmerklich das Volk daran gewöhnten, und endlich ohne viel Bedenken an öffentlichen Schulen darüber Vorleſungen hielten.

Kein Mittel blieb unverſucht, die Tridentiniſchen Lehrſätze und Beſchlüſſe immer mehr in allgemeine Aufnahme zu bringen. Das

erſte war der Römiſche Katechismus vom J. 1566 in welchem alle Lehrbeſtimmungen der Synode niedergelegt wurden; daran reihete ſich wenige Jahre darauf das neue Römiſche Brevier und Meßbuch. Bald wurde auch, um den Synodalbeſchlüſſen mehr Halt zu geben, eine ſtrengere Bücherpolizei eingeführt; es kamen von Zeit zu Zeit Verzeichniſſe verbotener Bücher zum Vorſchein mit angefügten Drohungen, wodurch die Freiheit des Leſens merklich beſchränkt wurde. Man legte ſo recht alles darauf an, den Geiſt in Feſſeln zu legen, und die Religion zum blinden Glauben, zur gedankenloſen Gottesdienſtlichkeit von Neuem hinabzudrücken. Gewiſſenszwang kam wieder an die Tagesordnung. Worüber man vorher frei und laut ſprechen durfte, das durfte nachher kaum leiſe berührt werden, wenn man der Gefahr und den Folgen der Verketzerung entgehen wollte. Kirchlicher Allfanz, willkührliche Gebete, lächerliche Andächteleien, prunkende Spielwerke, Ablaßmißbräuche, Brüderſchaften unter allerlei Benennungen und Symbolen, Umzüge mit allen Theaterdecorationen verbrämt ꝛc. nahmen furchtbarer, als je, wieder überhand. Alles wurde von Neuem darauf angelegt, die Einbildungskraft des großen Haufens zu berauſchen, ohne zu bedenken, daß dem Menſchen die Religion, nicht durch erborgten Flitterglanz, ſondern durch ſich ſelbſt ehrwürdig ſeyn müſſe; daß zu viel Gepränge dem Volke Kopf und Herz verſchiebe, das gedankenlos daſteht, gafft, und ſtaunt, und ſchon vom bloßen Mitmachen ſeine Seligkeit erwartet: daß übertriebene Feierlichkeit die Aufmerkſamkeit zerſtreut, den Geiſt in dumpfe Gedankenloſigkeit verſenke, und endlich die letzten Reſte frommer Gefühle erdrücke. Man entfernte ſich gefliſſentlich immer mehr von aller Aehnlichkeit mit den Proteſtanten, um gegenſeitige Annäherung vollends unmöglich zu machen, und die Trennung zu verewigen.

Wenn einerſeits die proteſtantiſche Kirche kunſtarm und ſchmucklos daſtand, und das todte Wort, die Predigt, Alles erſetzen mußte, was nur dann möglich war, wenn große Redner auf die Kanzel ſtiegen: ſo ſtellte ſich ihr anderer Seits die katholiſche Kirche mit zu viel Schmuck beladen gegenüber, daß die Augen der Menge mehr geblendet, als ihr Herz für wahre Andacht erwärmt wurde. Dadurch erweiterte ſich die Kluft zwiſchen den getrennten Kirchen

so sehr, daß man an der Möglichkeit bald verzweifelte, darüber einst wieder eine haltbare Brücke zu bauen. Mochte man nachher immerhin auf beiden Seiten den begangenen Fehler fühlen, und wieder nach dem Alten einzulenken suchen: Vorurtheile und Mißbräuche, welche die Länge der Zeit in der Meinung des Pöbels geheiliget hat, lassen sich nicht so leicht wieder beseitigen.

Es fehlte zwar nicht an vielen Versuchen, dem gesunkenen Kirchenwesen wieder aufzuhelfen; die aber fast nothwendig an so vielen Gebrechen und Hindernissen ohne Erfolg abprellen mußten, da es dazu einerseits den Landesbischöfen meistens an Kraft, und den Regierungen anderer Seits am Willen fehlte. Die beharrlichsten Hindernissen waren die erneuten Ansprüche des Römischen Hofes auf Oberherrschaft in Kirchensachen nach dem Sinne der Decretalen, und das Verbot der Volkssprache in der Liturgie.

Am kräftigsten spricht sich die Unbescheidenheit in Steigerung der Pabstgewalt in der bekannten Nachtmahlsbulle aus, die eine Niederlage aller päbstlichen Anmaßungen ist. Nach ihrem Inhalt ist die höchste Gerichtsbarkeit der Fürsten über ihre Staaten der Aufsicht nnd Leitung der Päbste unterworfen; keiner darf, ohne Hochverrath an der Kirche zu begehen, angebliche Ketzer in Schutz nehmen, oder mit ihnen Bündnisse schließen; keiner im Nothdrange ohne eingeholte Genehmigung von der Landesgeistlichkeit Steuern heben; keiner sich's anmaßen, apostolische Breven vor ihrem Vollzug der Prüfung und dem hoheitlichen Placet zu unterwerfen.— Ohne Nachsicht und Gnade sind Alle in den Bann verfällt, die den Römischen Stuhl einer allgemeinen Kirchenversammlung unterordnen. Das Herz des denkenden Christen mußte sich schmerzlich verwundet fühlen, die größte irdische Tyrannei von Neuem wieder mit dem Nimbus der himmlischen Gewalt umflossen zu sehen, und wahrzunehmen, wie sie selbst, in eisernen Formen starrend, alles mit ihren Ketten umschlang, und wie auf der einen Seite Willkühr, und auf der andern blinder Gehorsam wieder völlig an die Tagesordnung kamen; es mußte sein Rechtsgefühl empören, mit anzusehen, wie von herrschsüchtigen Päbsten, noch in neuerer Zeit, das Heiligste zum Leitzaum der Könige und Völker herabgewürdigt wurde, und wie man oft zu Rom das mit der kältesten Gleichgültigkeit behandelte, wofür man seinen Eifer nach

Außen durch Bann und Interdict offenbarte; es mußte sein Gemüth in Aufruhr bringen, von Männern zu hören, die sich durch Eifer für die Ehre der katholischen Kirche, und durch Haß gegen die Ketzer mit vielem Geräusche auszeichneten, auf denen schwerer Verdacht der Gotteslängnung lag, und von deren Aufführung man wenig Erbauliches wußte.

Das päbstliche Ansehen war von Neuem so weit gediehen, daß der Pabst ohne Bedenken wieder als Herr des Episcopats, der nach Willkühr den ernannten Bischöfen die Bestätigung verweigerte, und als oberster Hirt vortreten durfte, der das Gewicht seines Hirtenstabes schwer Jeden fühlen ließ, der nicht schaafsartig seiner Weisung sich fügte. Das römische Panier erhob sich wieder siegreich in allen katholischen Ländern, und Jeder, der vor ihm nicht tief sich neigte, nicht willig seine Amtspflichten und Rechte der Uebermacht opferte, nicht in aller Unterthänigkeit sich zum bloßen Gewaltträger des Pabstes, zum apostolischen Vikar erniedrigte, bekam einen harten Stand, und mußte sich auf Neckereien aller Art gefaßt halten. Der Pabst gefiel sich so recht auf einem Throne, dem die Trümmer des Episcopats zur Unterlage dienten. Durch Verweigerung der Bestätigung wußte er selbst die Fürsten in eine Art von Abhängigkeit zu ziehen, indem er sie nöthigte, entweder fügsame Männer als Bischöfe zu ernennen, oder sich Bischöfe von Rom zu erbitten. Es fehlt nicht an Beispielen von Königen, die dadurch in große Verlegenheit kamen. Nicht ohne Erfolg bedienten sich die Päbste einige Male gegen die Könige in Frankreich und Spanien dieses Zwangsmittels. Mit mehr Festigkeit und Würde benahm sich einst der König von Portugal, in dessen Reiche von dreizehn Bischöfen nur noch Einer übrig war, weil der Pabst, der den Herzog von Braganza aus Gefälligkeit gegen Spanien nicht für den König erkennen wollte, beharrlich den ernannten Bischöfen die Bestätigung versagt hatte. Vergeblich erhob dagegen die verwaiste portugiesische Kirche laut ihre Klage in einem Buche Rolatus ovium 1649; der dem Könige zürnende Oberhirte achtete auf dieses Blöcken der Schaafe nicht, bis dem Könige der glückliche Gedanke einfiel, das Gutachten der Theologen seines Reiches einzuholen, und demselben Folge zu geben. Da dieses Gutachten dahin ausfiel, daß, nachdem ich die Nothwendigkeit, Bischöfe zu haben, aus dem göttlichen

Rechte, die römiſche Beſtätigung derſelben aber nur aus dem menſchlichen herleite; man dieſe, wenn der Römiſche Hof auf ſeiner Weigerung beſtehe, vermiſſen könne: fand man zu Rom für gut nachzugeben, um ein Beiſpiel zu verhüten, deſſen anderwärtige Nachahmung leicht dahin hätte führen können, künftig das Kirchenthum auch ohne römiſche Theilnahme zu ordnen, oder wenigſtens mit Umgehung Roms auf das alte Recht zu recurriren, und die Beſtätigung der Biſchöfe beim Metropoliten einzuholen, und dann davon dem Pabſte Notis zu geben. — Man ſuchte zuweilen gegen Roms Eingriffe durch Concordate ſeine Rechte zu verwahren, ohne einzuſehen, daß Concordate ein verkehrtes Mittel ſind, der päbſtlichen Willkühr ein Ziel zu ſetzen. Man ſoll und kann über das nicht Concordiren, was an ſich recht iſt, und über Zufälliges muß man da verfügen, wo das Bedürfniß vorwaltet. Nirgends in der Welt läßt man ſich die Hausordnung durch Andere machen; dazu ſteht das unveräußerliche Recht allein dem Hauseigenthümer zu. Concordate waren von jeher mehr geeignet, Mißbräuche feſtzuhalten, als abzuſtellen; die Päbſte waren über die Mittel nie verlegen, dadurch ihre Anſprüche geltend zu machen. Noch jedes Concordat war eine verborgene Falle, in welche ſie die Fürſten zum großen Nachtheil ihrer Landeskirche zu locken wußten; durch jedes hat Rom gewonnen, das ſich gleich bleibt, und keinen Fuß breit vom Iſidoriſchen Trugſyſtem abweicht. Oft mußten die Nationalkirchen noch froh ſeyn, daß es ihnen bei ſolchen diplomatiſchen Verhandlungen gelang, ihre urſprünglichen Rechte, als päbſtliche Indulte, zu retten. Wie hätte auch Rom bei einſeitigen Verträgen verlieren können, dem es Grundſatz iſt, durch keinen Vertrag ſich binden zu laſſen, und das ſich das Recht beilegt, ſogar Andere von der übernommenen Pflicht zu entbinden? — Man erwarte doch von Rom nicht, daß es ſich herbei laſſen, und dazu die Hand bieten werde, gegen eigenes Intereſſe die Nationalkirchen einmal wieder aus ihrer Schmach herauszuheben! Die Nationalkirchen müſſen einmal zeigen, daß ſie mündig geworden ſind, und ohne Dazwiſchenkunft eines Fremden ſich ſelbſt zu helfen wiſſen. Man muß nicht erbetteln, was man ſelbſt zu nehmen das unveräußerliche Recht hat. Jede Kirche muß das Mittel zur Selbſterhaltung in ſich tragen. Man wird meiſtens verkürzt, wenn man beſſere Ein-

richtung an fremde Verfügung ſtellt. Der neueſte Beweis liegt im Baierſchen Concordat, wobei die politiſchen Köche das Häfelein zu viel überlaufen ließen. Man irrt, wenn man unſerer Zeit in Unterhandlung mit Rom Beſſeres zutraut. Die Wiederherſtellung der Jeſuiten, die Einführung der Inquiſition, die Erklärung gegen die Bibelgeſellſchaften, die gewaltſame Scheidung der Schweiz von Konſtanz ohne Zuſtimmung der Landesregierungen, und die empörende Willkühr der Römiſchen Curie in der Sache des Edeln von Weſſenberg, ſind Cometen am Himmel der Kirche, die zwar an ſich nicht furchtbar ſind, aber doch auf keine gute Zukunft deuten, wenn man Vorgänge der Art zu wenig beachtet, und man fortfährt, ſich gegen die gebieteriſchen Umſtände der Zeit zu ſträuben. Die Subſiſtenzbaſis der Römiſchen Curie bringt es ſo mit ſich, daß ſie nie von neuen Verſuchen abläßt, über die Nationalkirchen das Geiſtesjoch zu werfen, und ſie als Drathpuppen ans Leitband zu nehmen. Mag immerhin der Ausführung ſolcher Verſuche in unſerm Zeitalter ein Berg von Hinderniſſen entgegen ſtehen: es kömmt da alles auf die Richtung an, welche in dem heutigen verhängnißſchweren Augenblicke dem Laufe der kirchlichen Dinge gegeben wird. Iſt einmal der Strom im verderblichen Laufe, welche menſchliche Macht reicht hin, ihn aufzuhalten?—Man blicke zurück in die früheren Jahrhunderte, und betrachte den anfangs unſcheinbaren, dann mächtig emporſteigenden, zuletzt Alles überragenden, Bau der päbſtlichen Herrſchaft! Sollte es unter begünſtigenden Umſtänden unmöglich ſeyn, daß ſich die Zeiten erneuern? Was wird nicht alles möglich, wo Lehr- und Lernfreiheit gebunden iſt, und wo ſelbſt die Großen ſich die Hand bieten, die gute alte Zeit wieder heraufzuführen? Die Blicke der Politik haben einen ganz andern Sehwinkel; ſogar unter dem Schleier der Religion verbarg ſie ſchon oft das Gängel-Band, um daran nach Willkühr die Völker zu führen. Es fehlt nicht an Beiſpielen, daß Höfe in dumpfer Geiſtesbefangenheit und Unwiſſenheit des Volkes ihr Heil ſuchten, und zu dem Ende das päbſtliche Anſehen vorſchoben. Es iſt zwar nicht zu fürchten, daß man uns zu Eicheln zurück bringen werde, da wir den Ackerbau nun einmal kennen; ſo arg wird es wohl nicht mehr werden, wie es unter P. Innocenz III. war; aber wäre es nicht ſchon ſchlimm genug, ſo man aus politiſcher

Convenienz uns zwingen wollte, nur mit welschen Augen zu sehen, und nur von welschen Führern uns zum Himmel den Weg weisen zu lassen?—

Das kirchliche Leben ist kein Gänsespiel, wo man durch einen umgekehrten Schnabel nur so ohne weiters wieder auf den alten Weg verwiesen werden kann; und doch sollen wir zur verlebten Zeit und zur Barbarei des Mittelalters wiederkehren, der wir mit Mühe entkommen sind! Wir sollen wieder auf die kaum errungene kirchliche Selbstständigkeit verzichten! Wir sollen von Neuem wieder das Opfer römischer Umtriebe werden!—Man glaube ja nicht, daß diese Umtriebe so ganz gefahrlos und einer öffentlichen Anregung unwerth seyen; schon der bisherige Erfolg widerlegt diesen Glauben, Unsere größte Gefahr kommt von Innen. Es gibt im Lande eine nicht kleine Parthey von Finsterlingen—theils Schwachköpfe, theils Verschmitzten, deren unaufhaltsames Streben ist, Roms Dictate wieder in Ansehen zu bringen. Viele mit aufrichtigem Sinne—als Opfer der eigenen Beschränktheit oder der fremden Bearbeitung—predigen den blinden Gehorsam gegen Alles, was von Rom kömmt, unfähig den Unterschied zu fassen zwischen gesetzmäßiger und angemaßter Obergewalt. Andere, meistens die Lenker der ersten fröhnen niedriger Selbstsucht, indem sie für Rom das Wort nehmen. Von dort aus erwarten sie für sich kirchliche Gewalt, und so, hoffen sie, werden jene Nachtpflanzen wieder gedeihen, welche sie einst so sorgfältig gejätet haben, und die zu ersterben drohten im verhaßten Sonnenglanz. Diese Menschen gehen herum im Volke mit gleißendem Blick und Worte, und verkünden Heilsgefahr, weil man nicht mehr an päbstliche Unfehlbarkeit und Allmacht glaubt, weil nicht das Mönchthum mehr blüht, weil man da und dort kirchliche Allfanz abstellt, weil Priester zu denken, und mitunter bei Amtsverrichtungen sich der Volkssprache zu bedienen wagen. ꝛc. Sie setzen alles in Bewegung, um ans ersehnte Ziel zu kommen. Sie sprechen im Tone der Orakel; ihr Mund sprüht Lästerungen gegen Jeden, der nicht ihre Farbe trägt, und nicht gutmüthig allem huldigt, was dem Gehirn ihrer Genossen entkrochen ist; Wortverdrehungen, falsche Berichte, hämische Angebereien, alles muß ihnen als Mittel dienen, ihr Vorhaben durchzusetzen; keine Mittel sind ihnen zu schlecht, ihren An-

hang zu verſtärken; ſie ſammeln, erſchleichen, erkaufen, erpreſſen Unterſchriften, und kehren das Mögliche vor, ihrer Behauptung Gewicht, und der ſchlimmen Sache, die ſie führen, Folge zu geben. Muß nicht das Herz widerlich ergriffen werden, der guten Sache gegenüber ſo viele Heuchler wahrzunehmen, die mit verklärten Blicken affectirte Heiligkeit über Verfall der chriſtlichen Kirche ſeufzen, und verübte Liebloſigkeit argliſtig mit dem Zauber himmliſcher Sanftmuth übertünchen, um deſto ſicherer den Verrath an vaterländiſcher Kirchenfreiheit zu vollenden, und ſich dadurch einen Ehrenplatz zu verdienen?—In die erſte Klaſſe gehören aufgehobene Bettelmönche, einſt Matroſen im Schiff, ein Petri, und andere weiland Mönche mit und ohne Kutten, Männer beſchränkten Kopfes, die gewohnt ſind, blindlings nachzubeten, was ihnen einſt der P. Lector eintrichterte, und mit fanatiſchem Ingrimm über alles herzufallen, was nicht in ihrem Schulcompendium ſteht. An ſie reihen ſich Stifts- und Domherrn, die einſt vom Fette des Landes ſchwelgten, ohne dafür Weiteres zu thun, als täglich einige Stunden im Chore zu vergähnen, und die nun gänzlich darüber ſind, daß aus der päbſtlichen Tiare eine ſo ſchöne Perle fiel. Auf dieſe folgen alte Conſiſtorialräthe, die jede Abweichung vom alten Schlendrian für Hochverrath an der Kirche verrufen. Nach ihnen kommen Geiſtliche, die ſich ihre Berufswiſſenſchaften zu Rom holten, Bedlamköpfe, die es nicht leiden wollten, daß Jemand an der päbſtlichen Allmacht zweifle. In die gleiche Klaſſe gehören Geiſtliche, die es zwar gut mit der Religion und Kirche meinen, aber arm an Geiſt und Wiſſenſchaft ſind, und darum wohlzuthun glauben, wenn ſie an die unwiſſende Mehrheit ſich anſchließen, und andächtig ins Gebelle dogmatiſcher Spürhunde einfallen. Mit dieſen ſind die geiſtlichen Faullenzer und Ausſchweiflinge nicht zu vermengen, die mit ihrem Eifer für die Sache des Pabſtes nichts weiter erzielen wollen als ihre Unwiſſenheit mit dem Mäntelchen der Orthodoxie zu bedecken, und die Aufmerkſamkeit der Welt von ihrer Schlechtigkeit abzulenken. Ihnen iſt alles zuwieder, was außer den Grenzen ihres theologiſchen A B C liegt, und ſie ſchreien nur, daß man nicht darauf achte, wenn ſie gewiſſenlos ihre Tage verſchlafen, verſpielen oder vertrinken, und ihr heiliges Amt auf eine Art verwalten, daß die Engel darüber weinen möchten.

Das Heer dieser Schreier, die sich alles eigenen Vernunftgebrauches begeben, und leidend dem Zug ihrer Wortführer folgen, hätte an sich wenig zu bedeuten, wenn nicht kampflustige Sachwalter päbstlicher Willkühr an dessen Spitze sich stellten, und durch das: Numerus sumus ermuthiget, die Welt zum Kampf für die päbstliche Hoheit und gegen die Freiheit der Nationalkirchen aufposaunten. Sie sind ungemein schreibselig, und kennen alle Schleichwege, um darauf nach allen Richtungen ihre Geisteskinderlein auszusenden, damit sie jammernd Jedem an den Rock sich hängen, dem der römische Pferg zu enge ist, und den die Lust anwandeln möchte, einen Ausweg zu suchen, um sich außer demselben freier zu bewegen. In diese Klasse gehören weiland Klosteräbte, die sich noch gerne ins Kirchenregiment einschwärzen möchten, weil sie über Mönche nicht mehr zu befehlen haben; aber im Gefühl eigener Schwäche damit das Deficit zu decken suchen, daß sie andere dingen, die um Lohn für sie schriftstellern, und genug zu thun glauben, wenn sie in eigener hohen Person die Spedition der Makulatur übernehmen. Unmittelbar hinter ihnen kommen die alten Jesuiten, die bereits mit einem Fuße im Grabe stehen, und noch ihre Freude daran haben, wenn sie nach Weise ihrer Väter Verwirrungen anrichten, Zwiste erregen, Kirche und Staat verhetzen können. Stillwandelnd und ungesehen, wie der Marder, der hurrende Tauben Nachts im Neste würgt, belauschen sie Jeden der für's Bessere ein freies Wort spricht, um vor aller Welt ihn als einen gefährlichen Neuerer zu bezeichnen, oder wohl gar seinen guten Namen durch den Vorwurf der Ketzerei zu morden. Als bejahrten Männern, welche sich in den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht mehr finden können, seitdem sie den Kreis ihres Wissens, worauf sie noch stolz sind, geschlossen haben, ist ihnen jede Geisteserhebung eine tiefe Kränkung, die ihre Galle aufreizt; jeder mit hellem Geiste, der gegen ihr Gutachten ins heilige Amt kömmt, ist ihnen ein Feind der Kirche, jede Lehre, die von ihrem vorigen System abweicht, eine gefährliche Neuerung, eine verdammliche Ketzerei, wider die man alle Welt zur Rache aufrufen müsse. Nichts ist ihnen unausstehlicher, als Aufklärung, der sie alles Schlimme, das der Zeitendrang herbeiführt, auf Rechnung schreiben. Sie können das hellere Licht nicht ertragen.

So weit das Heer der Nacht vom trüben Himmel flieht,
Wenn auf der Berge Haupt die Morgensonne glüht;
So sieht man fliehend sie, wenn's tagt, einander drängen,
Um nicht am Lichtstraht sich den Sittig zu versengen.

Geschmeidig wie Handschuhe von Hundsleder, glatt wie ein Aal, geduldig wie ein Verliebter, besonnen wie ein falscher Spieler, und mit der stets lächelnden Miene des Höflings, wissen sie unter allerlei Gestalt mit Erfolg die übernommene Rolle zu spielen, daß kaum das hellste Auge ihre Absichten durchzuschauen vermag. Mögen ihre Gründe noch so unhaltbar seyn: das gen Himmel gerichtete Auge, das andächtige Seufzen über Verfall der Religion, das seeleneifrige Deklamiren gegen angebliche Feinde der Kirche sind Bolzen, die beim Pöbel, der in allen Ständen sich findet, sicherer als die bündigsten Beweise, zum Ziel treffen. Nicht weniger geschäftig sind so manche andere Geistliche, daß Deutschland das Ruhekissen der päbstlichen Tiare, die terra obedientiae bleibe. Sie bieten zu dem Ende den ganzen Vorrath ihres Wissens auf, das Herkommen festzuhalten, und jede Neuerung, jede zeitgemäße Einrichtung, jeden Schritt vorwärts, als einen Vorboten des neu beginnenden Heidenthums zu verrufen. Was einige aus Geistesschwäche thun, weil sie meinen, außer den Grenzen ihres Wissens liege keine Wahrheit, thun andere aus Interesse. Sie sehen in der Bigotterie eine Stufe zum Emporkommen; es schmeichelt ihrer Eitelkeit, als römische Gänse, welche für die Sicherheit des Kapitols zu schnattern die Bestimmung haben, an besseres Futter gestellt zu werden; sie sind lüstern nach dem Ruhm, vor dem Volke als tapfere Kämpfer für Tempel und Altar zu gelten, und dafür von allen Bundesgenossen laut ausgerufen zu werden; sie haben die Decoration des apostolischen Sporns im Prospecte, welche sie gern im Knopfloch zur Schau tragen möchten, um vor aller Welt als Männer zu erscheinen, auf welche der Senat des römischen Hofes Gewicht legt. Dieser Sporn, oder auch nur ein Körnchen Weihrauch des Lobes aus dem Vatikan haben für sie einen unwiderstehlichen Reiz; hing es von ihnen ab, sie würden dafür den Pabst zum Gott auf Erden machen.

Ehrgeiz und Schmeichelei paaren sich gerne, und versteigen sich oft zur unnatürlichen Höhe. Ein Beispiel der Art gab im Jahr 1608 ein Jakobinermönch, Namens Thomas Caraffa, der seinen Thesen nachstehende abentheuerliche Dedication vorsetzte: „Dem

Paulus Vicedo, dem ſtrengſten Erhalter der päbſtlichen Allmacht gewidmet.“ Eine ähnliche Sprache erlaubte ſich Fagnan in ſeinem Commentar zu den Decretalen: „Der Pabſt hat eine himmliſche Entſcheidung—er iſt größer als ein Apoſtel, und wird weder durch Paul's noch Peter's Gebote beſchränkt. Der Pabſt vermag Alles außerhalb dem Rechte, oberhalb dem Rechte, und gegen das Recht. Der Pabſt macht zu Recht, was kein Recht iſt; denn er kann die Natur der Sache verwandeln. Er kann aus uneingeſchränkter Macht das Weſen der Dinge verändern, und aus dem, was Nichts iſt, Etwas machen.“ Etwas milder, obgleich noch arg genug, drückt ſich der Verfaſſer der Gloſſe über das Proaemium Clement. aus, wo es heißt: „Der Pabſt iſt weder Gott, noch Menſch, gleichſam ein Mittelweſen zwiſchen beiden.“ Wahrlich der geſunde Menſchenverſtand ſtehet bei einer ſolchen Sprache ſtill, und ſtaunt über die Möglichkeit und Frechheit, ſie einerſeits zu führen, und andererſeits gefällig zu genehmigen. Es fehlt dermalen nicht an niedrigen Seelen, die gerne eine ſolche Sprache erneuern möchten, wenn ſie hoffen dürften, damit Eingang zu finden. Alle Hoffnung möchte ich ihnen ſchon darum nicht abſprechen, weil das Publikum noch faſt überall einem Thiere mit langen Ohren ähnlich iſt, das ſich gerne mit Diſteln ſättiget. Je unvernünftiger etwas iſt, deſto mehr iſt die Menge dafür, weil es ſchwer iſt Vernunft zu haben.

Wo man es ſo treiben durfte, konnte es nicht befremden, daß P. Paul V. auf den Staat Venedig Bann und Interdict zu legen wagte, weil dieſer, ohne das Immunitätsſyſtem zu beachten, einen Geiſtlichen ergreifen ließ, der Straßenraub und Blutſchande verübt hatte; daß nach ihm ein anderer Pabſt die Abtei von St. Gallen von der Bezahlung aller Schulden ledig und los ſprach, die nicht zum Nutzen des Kloſters wären eingegangen worden, was freilich die unangenehme Folge nach ſich zog, daß dem Stift, wenn es auf die päbſtliche Freiheit nicht verzichte, Niemand mehr leihen wollte.

Daß Rom von einmal angenommenen Grundſätzen ſo leicht nicht abgehe, bewährte Pabſt Pius VI. der noch in ſeinem Werke: Sanctissimi D. N. Pii P. VI. responsio ad Metropolitanos Moguntinum, Trevirensem, Coloniensem et Salinb. super Nuntia-

turis p. 29 behauptete: Kaiser und Reich könnten ohne Dazwischenkunft des päbstlichen Ansehens nicht einmal in weltlichen Dingen gültige Gesetze abfassen; p. 37 der Pabst könne seine Nunzien eben so mit geistlicher Gerichtsbarkeit in alle Christenwelt senden, wie weltliche Fürsten ihre Statthalter in ihre Provinzen; p. 62 man könne einem Pabste, wenn er durch sich oder durch seine Abgesandten Völker wider ihre Regenten aufrufe, nie der Empörung beschuldigen, wohl aber diesen Völkern, wenn sie den Aufruf nicht beachten, den verdienten Vorwurf machen, daß sie gegen den heiligen Stuhl im Aufstande seyen; p. 69 der Kirche stehe es allein zu, über die Aechtheit oder Unächtheit der Kinder Entscheid zu geben; p. 77 die Kirche habe ausschließend die Macht, über Ehehindernisse Dispensen zu ertheilen; p. 80 das Placetum regium sey eine Neuerung, welche sich mit der ursprünglichen Kirchenordnung durchaus nicht vertrage; p. 142 Landesherren seyen nicht befugt, ungehorsame Geistliche mit Geldstrafen zu belegen. Er war vom Glauben an päbstliche Allmacht noch so eingenommen, daß er sogar in einem Breve vom 14. Febr. 1787 im Gefühle seiner Machtvollkommenheit aller Kirchengüter und Gefälle der protestantischen Kirchen in der Pfalz dem Churfürsten schenkte. Das Breve ist in Heinr. Phil. Konr. Henke's Archiv für die neueste Kirchengeschichte im ersten Quartal 1794 wörtlich eingerückt. Da es eine so merkwürdige Urkunde ist, mag eine Hauptstelle daraus hier stehen: Alle geistliche Güter jeder Art, Größe, und Geltung im pfälzischen Herzogthume und andere Herrschaften, die in der bestehenden Verwirrung voriger Zeiten von Unterthanen besetzt waren, überliefern, schenken, gewähren, und überlassen wir aus besonderer Gnade Dir, als dem pfälzischen Churfürsten, und Deinen Erben und Nachfolgern, die zur katholischen Kirche schon zurück gekehrt sind, oder noch zurück kehren mögen; dergestalt, daß sowohl Du selbst, als jene über vorbesagte Güter, wie über ihre eigenen, auf jede beliebige Weise verfügen können ꝛc.“ Rom gefiel sich so recht, noch in der neuesten Zeit zuweilen ein Müsterchen seiner Machtvollkommenheit aufzustellen, und sein gewohntes: Divide et impera zu spielen, ohne zu bedenken, daß sich die Zeit so wenig zurückstellen als überrennen lasse. Dieser Machtvollkommenheit wußte es sich seit einigen Jahren beim Concordaten-Unfug

trefflich zu bedienen. In allen Verhandlungen zeigte es ſichtbare Ueberlegenheit, der ſogar der hohe Geiſt des Preußiſchen Miniſters Hardenberg einigermaßen huldigte. Die vornehmen Negozianten ſollten beſſer die Geſchichte kennen, um zu wiſſen, wie die Päbſte zu allen Zeiten nur auf Erwerbung neuer, oder auf Erweiterung alter Kirchenrechte zum entſcheidenen Nachtheil, wie des Epiſcopats, ſo der weltlichen Staaten ausgiengen. Wie einſt der heilige Stuhl nicht mit dem ſich begnügte, was ihm das Aſchaffenburger Concordat großmüthig geſtattet hatte, und in ſeinen Anmaßungen trotz aller Klagen der deutſchen Regierungen unaufhaltſam immer weiter ſchritt: ſo wirds bleiben, bis die letzte Stufe dieſes Stuhls zuſammenbricht. Dauer uſurpirter Herrſchaft, in der Kirche wie im Staat, beſteht nicht neben Nachgiebigkeit. Rom kann und wird ſeinen Brodkorb nie aus der Hand laſſen; wenn es der Welt nicht nöthig iſt, ſo iſt es die Welt ihm. Es muß, wenn es nicht untergehen will, am errungenen Anſehen ſich feſthalten, es muß auf dem Herkömmlichen beſtehen; es muß ſich oben halten, um das Heer ſeiner Conſumenten fremden Völkern an Atzung ſtellen zu können. Sein Verfahren bleibt ſich im Weſen immer gleich. Es hält Andere neben ſich nieder, um oben auf zu bleiben. Wenn es einſt Bisthümer vervielfältiget, weil dieſe Schwache einem Starken nicht gleichkommen: ſo vervielfältiget es nun apoſtoliſche Vikariate, um als Universalis zu gelten.

Um das Gedeihen eines beſſern Kirchenweſens zu hemmen, that die lateiniſche Kirchenſprache von jeher gute Dienſte. Das Verbot der Volksſprache in der Liturgie iſt ſeines Urhebers, Gregors VII. würdig. Einen kühnern Eingriff in die Rechte der Völker hätte er nicht machen können, weil die Sprache mit zu den Gütern gehört, die ſich kein freies Volk nehmen läßt, beſonders in einer ſo wichtigen Sache, als die Religion iſt. Eigene Sprache, beſonders bei der Gottesverehrung, giebt eigene Denkart den Völkern; ſie iſt das eigenthümliche Kleid des Nationalgeiſtes, in welchem ſich das Volksleben frei und mächtig bewegt, was Rom nicht will. Es zieht darum die lateiniſche vor, weil der Calcul nicht fehlt, daß ſie ſich früher oder ſpäter durch Mummerei in eine Feſſel des Geiſtes verwandeln werde. Es giebt wohl nichts Ungereimteres, als eine Kirchenſprache, die das Volk nicht verſteht. Wie ſoll der Chriſt

erbaut werden, wenn der Prieſter ſeine Gebete, ſeine Vorleſungen in einer Sprache hält, die jenen ganz unverſtändlich iſt? Wer würde es nicht abgeſchmackt finden, ſo ein Geiſtlicher vor einer deutſchen Gemeinde lateiniſch predigte? und es ſollte weniger abgeſchmackt ſeyn, mit einer deutſchen Gemeinde lateiniſch zu beten, oder ihr lateiniſche Vorleſungen zu halten?—Man ſollte doch einmal von der dummen Grillenfängerei ablaſſen, daß die lateiniſche Sprache die heilige Sprache der Kirche, und das vorzüglichſte Mittel der Einheit ſey!—Eine Sprache mag noch ſo heilig ſeyn: ſie wird den Menſchen nicht weiſer, beſſer und heiliger machen, wenn er den, welcher in dieſer Sprache mit ihm redet, nicht verſteht. Und beruht denn kirchliche Einheit auf Einheit der Sprache?—Lateiniſche Liturgie mag wohl dem Pabſte als ein Bindband ſeiner Univerſalherrſchaft über die katholiſche Kirche gelten; aber das iſt es eben, was man mit aller Kraftanſtrengung abwenden ſollte. Pabſt Benedict XIV. ſprach ſich in ſeiner Bulle vom J. 1755 freiſinniger aus, als er die liturgiſchen Bücher der Illyrier, die in ihrer Mutterſprache verfaßt ſind, unter ſeinen Augen neu auflegen ließ. Seine denkwürdigen Worte: ut omnes catholici sint, non, ut omnes latini fiant, est necessarium, ſollten ſich viele ſeiner Nachfolger zur heilſamen Beſchämung merken! Doch wer möchte nicht einige dadurch entſchuldigen, daß ſie nothgedrungen ihre Einſichten verbergen mußten, ſobald ſie dem Intereſſe des Römiſchen Stuhls zu weit aus dem Wege lagen? Witzig wurde von einem Schriftſteller der neuern Zeit die Römiſche Curie einem Paternoſterwerk in der Hydraulik verglichen, immer hin und her, immer auf und ab, immer einſchöpfend und ausſchöpfend zugleich; wehe jedem, auch wenn der Pabſt wäre, der in der Hauptſtadt der Chriſtenheit ſich weigerte, ans einträgliche Prunkwerk Hand anzulegen!—

Man fürchtet ſich zu Rom gar ſehr vor dem Emporkommen der National-Kirchen. Man will dort keine Spaniſche, Gallikaniſche, keine Deutſche ꝛc. ſondern einzig nur eine Römiſche Kirche. Der Grund iſt leicht zu errathen. Es ſcheint zu Rom in Vergeſſenheit gekommen zu ſeyn, daß die Eintheilung der Kirche nach Nationen ſchon zu Nicäa durch einen Synodalentſcheid geheiliget, und bis zur Zerſtörung der chriſtlichen Kirche in Aſien und Afrika durch

die Sarazenen mit großem Nutzen für die Kirche selbst erhalten worden sey; daß sogar schon in den heiligen Urkunden der Kirchen zu Korinth, Thessalonich, Ephesus, Smyrna, Pergamus ꝛc. gedacht werde. Nach solchen Vorgängen, gegen welche man wohl wenig wird einwenden können, sollte man doch zu Rom nicht gleich in gichterische Zuckungen gerathen, wenn sichs Franzosen und Deutsche vermessen, ihren Nationalkirchen die Prädikate: deutsch und gallikanisch zu geben. Man wird ja doch nicht wähnen, daß das christliche Frankreich oder Deutschland schon darum ein Erbgut der Römischen Kirche sey, weil sich von Rom aus das Christenthum über diese Länder verbreitet hat?—

Die Eintheilung der Kirche nach Nationen thut der kirchlichen Einheit keinen Abtrag. Der Beweis liegt in der Geschichte. So lange sich im kirchlichen Leben Nationalität erhielt, war's dem päbstlichen Despotismus unmöglich emporzukommen. Eigentliche Einheit kann der christlichen Kirche nur in einem Sinne beigelegt werden, insoferne man darunter die Gesammtheit der Menschen versteht, welche die christliche Religion bekennen. In diesem Sinne giebt es nur eine Kirche, wie es nur ein Christenthum giebt. Anders ist es, wenn man unter Kirche eine Gesammtheit der Menschen versteht, die durch Gleichheit des Glaubensbekenntnisses und des Cultus vereinigt sind. In diesem Sinne können so viele Kirchen seyn, als es Verschiedenheiten christlicher Ansichten und Gebräuche giebt, wofür man sich öffentlich erklärt. Möchte man sich mehr damit begnügen, nur Christ zu seyn, was bei verschiedener Glaubensgenossenschaft möglich ist!—Unwiderstehlich dringt sich mir hier das Beyspiel des Valentin Tschudi auf, der 1555 als Pfarrer starb, und gewiß in Richtigkeit der Ansicht Tausende seiner Zeitgenossen hinter sich zurückließ. Bekanntlich war er zur reformirten Lehre übergetreten, erwies sich aber auch durch Messelesen denjenigen seiner Pfarrkinder, die beym katholischen Glauben bleiben wollten, fortdauernd gefällig. Oft that er zuerst dieses, und predigte unmittelbar wieder den Reformirten. Als Mehrere über diese sonderbare Duldung stutzten, gab er den merkwürdigen Bescheid, der seiner Freisinnigkeit wegen es verdient, auf die Nachwelt gebracht zu werden: „Haltet ihr es, sprach er einst, für unmöglich, am Morgen katholisch, am Abend reformirt, und durch

den ganzen Tag ein Christ zu seyn?“ Wie würde man dermalen, wo man mit der Aufklärung so breit thut, ein solches Benehmen, und eine solche Sprache aufnehmen! Heiligung durch Tugend, wie sie Jesus lehrte und übte, ist des Christen höchstes Strebeziel, das bei aller Ungleichheit der Confession und des Cultus erreichbar bleibt. Dieser Gedanke thut meinem Herzen wohl, was mir genügt, um mir ihn nicht rauben zu lassen. Sollte es denn nur ein Fahrzeug geben, um darauf im Meere der Zeit mit Sicherheit der seligen Ewigkeit entgegen zu steuern? Vermessener Sterblicher, überlasse es doch dem Willen des Ewigen, dir an's hohe Ziel deiner Bestimmung den Weg vorzuzeichnen, und schiebe Andern an der Himmelsthür nicht gleich den Riegel vor, weil sie nicht, wie du denken und beten!

Allein seligmachend kann nur die Religion, aber keine Kirche seyn. Wer seine Kirche für allein seligmachend hält, der erblickt in Jedem, der nicht, wie er, glaubt, einen Feind Gottes, einen Verächter des Heiligsten, einen frechen Spötter über Wahrheit und Tugend, einen Verworfenen. Nun muß Unduldsamkeit an die Stelle des Wohlwollens treten; nun wird christliche Liebe gegen Andersdenkenden zur Inconsequenz; nun ist der Verfolgungssucht Thür und Thor geöffnet. Ueberlasse man doch dem Vater im Himmel das Urtheil über die Seligkeit seiner Kinder! Wie klein müßte er in unsern Augen erscheinen, und wer könnte ihn herzlich liebhaben, wenn von etwa tausend Millionen Menschenwürmlein, welche auf seiner Erde herumkriechen, er 8 zehntel der ewigen Verdammung Preis gäbe, und kaum 2 zehntel beseligte? Wie doch, von etwa tausend Millionen Menschen werden 2 zehntel Muhamedaner und 6 zehntel sogenannten Heiden—angenommen, die Juden nicht mit eingerechnet; wie klein müßte die Zahl der Auserwählten werden, wenn man von 2 zehntel Christen die Nichtkatholiken, und von den Katholiken diejenigen abzieht, welche durch schlechte Aufführung ihre Christenwürde entehren?—

Wann wird es endlich einmal zur Ehre des gesunden Menschenverstandes aufhören, in den Köpfen der Theologen zu rappeln? Wann wird man einmal vom Wahn abkommen, diesen oder jenen Kirchenweg für den einzigen Himmelsweg zu halten?—Viele tausend Wegweiser zum Himmel sind von Theologen aufgestellt worden,

bevor Salzmann ſeine Anweiſung ſchrieb, den Himmel auf Erden zu finden: und wir könnten noch Gefallen daran haben, wenn Pfaffen vom Neuem wieder, wie einſt Moſes, ein Gehäge um Sinai machen, ihren Berg zu heiligen?

Mag immerhin das Chriſtenthum in verſchiedenen Formen erſcheinen, mögen der Kirchen neben einander mehrere ſein; mögen Katholiken und Proteſtanten in Meinungen und Gebräuchen merklich von einander abweichen; mögen jene es vorziehen, ihr Auge mehr auf das ſichtbare Ebenbild des unſichtbaren Gottes zu richten, und an der Leiter der Empfindung ſich zum Ueberſinnlichen zu erheben, und auf weihrauchduftenden Altären die Gedächtnißfeier deſſen zu begehen, der einſt am Kreuze für unſer Geſchlecht ſein Leben verblutete; während dieſe ihre Blicke auf die väterliche Gottheit ſelbſt, und auf den Geiſt richten, der aus Jeſu Worten und Thaten ſpricht, und ſich auf den Flügeln der vom Licht der Offenbarung erhellten Vernunft zur überirdiſchen Welt empor ſchwingen, und den ſinnbildlichen Vorhang himmliſcher Wahrheit mit beſcheidener Hand ſelbſt lüftend, ſinnend und anbetend vor dem Allerheiligſten niederknien, und aus freier Liebe ſeinem ewigen Dienſte ſich weihen: bei aller Verſchiedenheit des Bekenntniſſes und des Cultus bleiben beide, der freiſinnige Proteſtant, wie der gefühlvolle Katholik, Kinder eines Vaters im Himmel; beide beten kindlich-fromm zu demſelben Gott; beide ſuchen ihr Heil im Chriſtenthum und erſtreben in der Nachfolge Jeſu das gleiche Ziel. Im unermeßlichen Gebiete der chriſtlichen Religion iſt weder das tief durchgedachte Glaubensſyſtem, noch der mit ſinnvollen Gebräuchen verbrämte Cult alles; weder der ſchulgerechte Philoſoph, noch der gemüthliche Aeſthetiker ſind ſchon darum auch die beſten Chriſten. Geiſtige und äſthetiſche Bildung im traulichen Bunde leiſten allerdings ſehr viel; aber das gottergebene Herz giebt doch allein den Ausſchlag. In jeder Glaubens- und Kirchengenoſſenſchaft kann es gute Menſchen geben, und der beſte Menſch hat immer auch die beſte Religion. Jeſus hat das Chriſtenthum zum Gemeingut für alle Menſchen gemacht; und die Bekenner ſeiner Lehre ſollten mit einander hadern über den ausſchließlichen Beſitz dieſes Gemeinguts, oder wohl gar über die beiden Schaalen der Muſchel, welche die koſtbare Perle des Chriſtenthums verſchließt? ſie ſollten eng-

herzig der Rechthaberei die Liebe opfern? — Unbeſonnene! möchte ich ihnen mit dem freiſinnigen Witſchel zurufen:

Warum legt ihr eifernd Schloß und Riegel
An der Liebe freien Himmelsſaal?
Schämet euch, ihr ſtreitet um den Glauben,
Und verkennet eure erſte Pflicht!

Wer im Glaubenseifer von andern ſich trennt, und lieblos ihnen den Himmel abſpricht, macht's, wie Moſes am Fuße des Berges, als er zürnend das Geſetz zerbrach. Gute Seelen wird Jenſeits eines Gottes Himmels einſchließen, was immer dagegen unbeſcheidene Glaubenseiferer einwenden mögen, die auf Andersdenkende nur darum ſo ſehr erboßt ſind, weil ſie eigentlich nicht wiſſen was ſie thun. Pater, ignosce illis!

Liebe und Freundſchaft.

Liebe iſt herzliche Zuneigung; iſt freier innerer Drang ſich an das Gute, Schöne und Vollkommene anzuſchließen; iſt Seelenvereinigung, die nothwendig und ausſchließend auf die Vorſtellung des Guten, Schönen und Vollkommenen gegründet iſt. Sie verbindet und führt zuſammen, was durch Natur und gleichartige Vorzüge ꝛc. mit einander verwandt iſt, und was ſich im wilden Kampf der Leidenſchaften entzweit.

Der Seele fehlt der ſchönſte Schmuck, wenn Liebe ihr mangelt. Nur am Strahl der Liebe entfaltet ſich die reine Blüthe des menſchlichen Lebens. Menſchenleben ohne Liebe, ſagt Göthe, iſt wie ein gemaltes Feuer, das weder Licht noch Wärme giebt. Ein Herz voll Liebe iſt eine unverſiegliche Quelle, aus welcher Seegen und Wonne ſtrömt. Keine Wunde, von der Hand des Schickſals geſchlagen, brennt ſo heftig, die nicht vom Balſam geheilt würde, welchen darein die Liebe träufelt, und keine Kränkung iſt ſo groß, die nicht in der Liebe merkliche Milderung fände. Wer aufrichtig und innig liebt, kann alles vergeben, und ertragen. Durch die

Liebe allein iſt der Menſch im Stande, über erlittenes Unrecht großmüthig ſich wegzuſetzen, und ruhig im Mittelpunkt des empörten Alls ſich zu behaupten. Der leiſeſte Widerſpruch zwiſchen dem Geiſt und Herzen verſtummt, wo Liebe vermittelt.

Wahre Liebe läßt keine Vergleichung zu; in ihr giebt es kein Größeres und Größtes; ſie iſt überall, wo ſie iſt, das Größte, das Höchſte, oder ſie iſt nicht Liebe. Sie iſt keiner Theilung fähig; ſie iſt, wo ſie iſt, ganz, einzig untheilbar. Sie iſt nicht wandelbar; ſie beſteht ewig, und ihr himmliſches Feuer erliſcht nicht in den Fluthen der Zeit. Sie kann ſo wenig aufhören, als Gott, der die Liebe ſelbſt iſt. Die Kraft der Liebe iſt's, was uns mit aller Welt in engere Verbindung zieht, und zu einer einzigen Gottesfamilie alle Menſchen vereint.

Liebe macht den Himmel
Himmliſcher—die Erde
Zu dem Himmelreich. — Schiller.

Der Menſch in deſſen Herzen die heilige Liebe wohnt, verliert den Muth nie, ſo ſehr auch ſeine Leiden aller Art auf ihn einſtürmen:

Liebe trägt ſich ſelbſt, und hält
Ihren Sitz unter Blitzen
In ſich feſt und ohne Stützen,
Wie des Himmels Sternenwelt. — Bouterweck.

Liebe, rein aufgefaßt, iſt keine bloße Empfindung, keine ſinnliche Aufwallung von Mitleid, Theilnahme, Gutmüthigkeit, ſondern wohlwollende Geſinnung, auf feſte Grundſätze gebaut. Gefühle ſind nicht das Element, in dem dauerhafte Tugend wohnt. Gefühle bringen Anwandlungen, Grundſätze allein reine Tugend hervor. Kaltes Eiſen iſt feſter als glühendes; Entſchluß und Muth mit Kälte unbeweglicher als raſches Feuer. Gefühle ſind Sterne, die blos beim hellen Himmel leiten, aber nicht mehr leuchten, ſobald eine ſchwarze Wolke ſie umzieht. Allzulebhafte Gefühle ſind ein Seelenrauſch, und verwirren das Urtheil.

Liebe, von allem Zuſatz der Sinnlichkeit rein, iſt der höchſten Aufopferung fähig, und mit jeder einzelnen Tugend verbunden; durch ſie wird ſelbſt das Sinnliche geläutert und verklärt. Sie gewährt dem Herzen eine ſo erhabene Ruhe, die der Lohn wird jeglicher Lebensmühe; frei und lebendig tritt ſie hervor in dem

Maaße, in welchem die niedrige Selbstsucht zurückgedrängt wird. Das Getöse der Welt betäubt sie nicht, und die beängstigenden Sorgen der Erde erreichen sie nicht; sich jeder Fessel der irdischen Knechtschaft entschwingend, erstrebt sie in heiliger Stille jene innigere ursprüngliche Gemeinschaft mit dem Himmel, welche allein auf die Dauer beseligt.

Der Liebe höchster und würdigster Gegenstand ist Gott, der die Liebe selbst ist, und von dem alle Liebe ausgeht. Wahre Vereinigung mit Gott ist allein durch die Liebe möglich. Nur wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm. 1. Joh. IV. 16. Gott ist Vater; und das Kind sollte nicht innige Liebe zu ihm haben, nicht in allen Dingen sich ihm wohlgefällig zu machen suchen!

Ohne Liebe zu Gott, unserm Vater im Himmel, ist Tugend ein Name ohne Bedeutung.

Wenn bei der Uebung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir Alles fehlet.
Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen:
So thue noch so gute Thaten;
Du hast vor Gott den Lohn dahin. — Gellert.

Diese bessere Liebe, durch welche der Mensch mit Gott gleichsam in Eins zusammenschmilzt, verträgt sich nur mit einem Herzen, das ganz rein ist; und wird vom kleinsten unmoralischen Zusatze vernichtet. Die heilige Flamme muß endlich ersticken unter dem Schlamm der Sünde, in welchen sich das menschliche Herz durch die Sinnlichkeit hinabziehen ließ. Durch Läuterung von allem Zusatze tritt sie aus allen Schranken der Zeit, und nichts vermag ihren ewigen Fortbestand zu unterbrechen.

Die Freude, sie schwindet, es dauert kein Leid;
Die Jahre verrauschen im Strome der Zeit;
Die Sonne wird sterben, die Erde vergehn:
Doch lautere Liebe muß ewig bestehn. — Matthisson.

Wie zu Gott, so wird der Mensch auch zu Seinesgleichen durch die sanften Bande der Liebe hingezogen. Durch diese Liebe offenbart sich's, daß wir in Gott mit einander verbrüdert sind, und daß wir

alle im Himmel einen Vater anerkennen. Durch die Nächstenliebe bewährt ſich unſere Gottesliebe. Man kann nicht zugleich den allgemeinen Menſchenvater lieben, und ſein Kind haſſen; der kränkt ihn, welcher Zwietracht in ſeine Familie bringt. Der Menſch iſt ſein Ebenbild.

Von ſeinem Ebenbild, das Gott den Menſchen gab,
Drückt deutlicher kein Zug ſein hohes Urbild ab,
Als Liebe: dieſe war der Menſchen erſte Kette;
Sie macht uns bürgerlich, und ſammelt uns in Städte;
Sie öffnet unſer Herz beim Anblick fremder Noth;
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemißtes Brod;
Sie ſteckt die Fackeln an, bei deren holden Scheinen,
Zu beider Seligkeit, zwei Seelen ſich vereinen;
Die Freundſchaft ſtammt von ihr, der Herzen ſüße Koſt,
Die Gott, in ſo viel Noth, uns gab zum letzten Troſt.
Ja auch dem Himmel zu, geh'n ihre reine Flammen;
Sie leiten uns zu Gott, aus deſſen Huld ſie ſtammen.—Haller.

Ohne Liebe zu einander würde unſer Leben Werth und Reiz verlieren. Wir ſind doch wohl zu etwas Beſſerm da, als Wochen- und Jahrelang neben einander zu ſtehen, ohne mit dem Herzen Anderes zu bewegen, als unſer Blut. Unſer Herz iſt ſo recht zum Siz der Liebe geſchaffen: und wir ſollten unſerer Natur ſo entarten können, daß wir uns unter einander auch nur eine halbe Stunde kränken!—Es ſollte in der gefährlichen Decembernacht dieſes Lebens uns noch unmöglich ſeyn, die einzige warme Bruſt von uns abzuſtoßen, in der ein Herz, wie das unſrige, liegt!—Wünſchen wir doch lieber, was allein unſerm Herzen Ehre macht, daß alle Menſchen nur einen Hals, nur einen Buſen haben möchten, um ſie alle mit einem einzigen Arme zu umſchließen!

Wo ungeheuchelte, reine, thätige Liebe zu einander wohnt; wo alle mit einander wetteifern, ſich wechſelſeitig durch Wohlthun das Leben zu verſchönern: da iſt der Himmel. Ohne dieſen Himmel in uns iſt ein örtlicher, der außer uns über und hinter den Sternen liegt, keiner Erwähnung werth. Wir müſſen die Seligkeiten des Himmels im liebenden Herzen dahin mitbringen, wohin nach dieſem Erdenleben Gott uns ruft. Der wahre Himmel iſt von Raum und Zeit unabhängig, und muß mitten in der dunkeln Erdennacht, wie ein funkelnder Stern, im eigenen Herzen ſtehen. Dieſen Himmel kann der Menſch überall, auch auf Erden, ſogar

in Ketten haben, weil die Liebe überall zu Hause ist. Der Liebloſe iſt aller Orten, ſelbſt wenn Auserwählte um ihn einen geſchloſſenen Kreis bilden, ein Verworfener, weil in ſeinem Herzen eine wahre Hölle brennt.

Matthiſſon hat ein wahres Wort aus ſeinem Herzen geſprochen:

Wo Liebe, Freundſchaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, iſt der Himmel.

Des Menſchen Seligkeit quillt aus der Tiefe ſeines eigenen Herzens; ſie iſt die Frucht der Liebe. Daher Schiller:

Auf edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre.
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

Nur durch Liebe wird dem Menſchen das Erdenleben erträglich, und ſogar erfreulich. Die Dornen, mit welchen hienieden unſere Lebensbahn belegt iſt, werden weniger fühlbar, wenn wir ſie in die weichen Roſenblätter der Liebe einwickeln. Im Reiche der Liebe iſt Alles beſeligend.

Die Liebe macht zum Goldpallaſt die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel;
Enthüllet uns der Gottheit leiſe Tritte,
Giebt uns des Himmels Vorgefühl',
Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter;
Sie bettet uns auf Roſenau'n;
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit ſchau'n. — Hölty.

Der edleſte Menſchenliebe iſt jene zarte, tiefe Achtung, welche verwandte Seelen in einen traulichen Herzensbund zieht, — die Freundſchaft, in welcher der Druck der Hände und der Lippen ſehr entbehrliche Beſtandtheile ſind. Freundſchaft in der reinſten Bedeutung des Wortes iſt geiſtige Verwandtſchaft, auf Gleichheit der Herzen, der Zwecke und Tugenden gegründet; ſie iſt die möglichſte Uebereinſtimmung in Geſinnungen und Beſtrebungen, verbunden mit Wohlwollen und Liebe. Wahre Freundſchaft beſteht nach Cicero nur unter den Guten. Wer einen Freund und ſeine Liebe ewig feſſeln will — feßle durch neue Vollkommenheiten ſeine

Hochachtung. Freundschaft, die des Namens werth ist, findet nur da statt, wo zwei Seelen in eine verfließen, und wo der Eine im Andern sein zweites Ich erblickt. Wie schön ist das Bild des Freundes, von Gellerts Meisterhand gezeichnet!—

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unsre Sorgen theilt, betrübt bei unserm Grame,
Mit uns in unserm Unglück weint,
Der, eh' wir bitten, hilft, und liebt, doch uns nicht schmeichelt,
Ja, träf' ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt.
Wie selten, ach! ist dieser Freund!

Ohne innige Theilnahme gleichgestimmter Seelen an den Freuden und Leiden dieses Lebens besteht keine wahre Freundschaft. Was man Alltagsfreundschaften nennt, sind im eigentlichen Sinne nichts als Bekanntschaften. Es giebt eine gewisse Art Menschen, die im letztern Sinne mit Jedermann leicht Freundschaft machen, aber sie eben so leicht auch wieder zerreißen. Wahre Freundschaft ist unsterblich wie unsere Seele. Anders ist es mit der falschen Freundschaft; sie gleicht einer Sonnenuhr, die nur brauchbar ist, so lange die Sonne scheint. Freundschaft, schrieb einst Friedrich der Große an Voltaire, darf nicht dem Barometer gleichen, das bei trüber oder heiterer Luft bald sinkt, bald sich hebt; ich möchte hinzusetzen, auch nicht der Schwalbe, die nur bei uns bleibt, so lange der Sommer dauert. Freunde können sich wohl auf Augenblicke entzweien, aber das Zerwürfniß ist von keiner Dauer. Zwei kräftige Freunde sind wie zwei Uhren, welche in ihren kleinen Perpendikularschlägen wechselnd abweichen und zustimmen, aber bei dem ordentlichen großen Ausschlage in einer Stunde zusammentreffen.

Einen Vertrauten zu haben in allen Lagen des Lebens ist ein tiefes Bedürfniß aller zartfühlenden Herzen. Was wäre ohne Freundschaft das Leben?—

Freundschaft ist das höchste Glück
Dieses Erdenlebens;
Bög' die Gottheit sich zurück,
Lebten wir vergebens.

Wer ohne Freund ist, geht wie ein Fremdling über die Erde, der Niemanden angehört; selbst die Liebe ist halbes Glück nur ohne Freund. Ein Leben ohne Freund ist halber Tod. Freundschaft bleibt die Krone des Lebens, weil sie uns noch, wenn es

rings um uns her stürmt, in einem andern befreundeten Wesen unsern eigenen Werth verbürgt, und dem Genusse unseres Daseyns einigen Reiz verleiht. Noch der Unglücklichste, der von aller Welt verlassen ist, dem aber noch ein treuer Freund übrigt, kann sein Gemüth mit dem Gedanken erheitern:

Wie viel hat mir das Glück geschenkt?!
Es gab mir einen Freund,
Der's mit mir hält und mit mir denkt,
Der mit mir traurt und weint.

Ich wollte lieber gar nicht leben, als Leben ohne einen Freund, an dessen Brust ich mich im Drange der Noth sicher legen darf.

O der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund
Zum Trost erscheint;
Ein Freund, der willig ist,
Die Thränen, die er weint,
In seinen Busen aufzufassen. — Wieland.

Nichts geht über das Glück der Freundschaft; sie ist des Lebens größten Schatz, aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß. Daher Pfeffel:

Die Freundschaft ist die beste Blume,
Die hier auf Gottes Erde blüht;
Und die sich frisch erhält zum unvergeßnen Ruhme,
So viel auch Neid und Stolz des Giftes um sich sprüht.
Ein Thor daher, wer auf den Wegen
Des kurzen Lebens sie nicht pflückt,
Nicht unter lauten Herzensschlägen
Sie fest an seinen Busen drückt.

Sie gleicht, nach Alxinger, einem Park, der schattig, angenehm und kühl ist,

Damit er die, so von der Sonnenhitze
Der großen Welt ermüdet sind,
Auf eine Zeit erquick' und schütze.
Beglücket, wer aus ihr in diesen Park entrinnt!

Dürftig ist der Mensch nicht, so lang er im Besitz eines redlichen Freundes ist; sein ganzes Leben ist Reichthum, so lang im reinen Genuß heiliger Freundschaft sein Herz schlägt. Anders ists mit dem Menschen, der aus dem Rosengarten der Freundschaft verwiesen ist; sein ganzes Lebensglück ist dahin.

Sei ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreu'n?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und, wenn du fehlst, dein Warner seyn? — Gellert.

Die allgemeinste Beschwerde, in der sich alle Welt vereint, ist die, daß man nur selten einen wahren Freund finde. In der Wahl eines Freundes kann man also nicht behutsam genug seyn. Bei dieser Wahl muß der Verstand den Ausschlag geben, wie im Benehmen gegen den Gewählten das Herz. Um in dieser Wahl glücklich zu seyn, muß man seinen ersten Blick auf entschiedene Rechtschaffenheit richten, da ein wahrer Freund die Stelle des zweiten Gewissens einnehmen soll. Man muß aber da die Forderung nicht gar zu hoch steigern, weil Menschen keine Engel sind, und als der beste der gilt, der am wenigsten Unarten und Fehler an sich hat. Denke da Jeder, wie einst Gellert:

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler haben;
Drum dulde sie bei seinen größern Gaben
Und mild're sie mit sanfter Hand! —
Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
Begeistert dein's, wenn's minder rühmlich dächte,
Und sein Verstand wird dein Verstand.

Die Freundschaft kennt keinen Stand, wie die Seele kein Geschlecht. Es ist indessen doch selten rathsam, mit Jemanden in freundschaftliche Verhältnisse zu treten, der zu hoch steht, weil der höhere Stand Ehrfurcht heischt, mit welcher sich nicht ohne alle Gefahr die Vertraulichkeit des tiefer stehenden Freundes paart. Durch Abhängigkeit wird das schöne Gleichgewicht zwischen Freunden unterbrochen. Man kann den nicht mehr mit brüderlicher Gleichheit lieben, in dem man seinen Obern zu verehren hat.

Bei der Wahl eines Freundes, wenn er die Probe halten soll, muß mit der Rechtschaffenheit auch das Alter und die Erfahrung gewogen werden. Jugendliche Gefühle, welche leicht verbrausen, sind selten geeignet, dem Freundschaftsbunde zur haltbaren Unterlage zu dienen. Wer noch jung ist, und vom lebendigen Gefühle des Bedürfnisses getrieben, nach einem Freund sich umsieht, wird also wohl thun, wenn er seinen Blick auf einen Mann gediegenern Alters und bewährtern Erfahrungen wirft, um densel-

ben ins Intereſſe ſeines Herzens zu ziehen. Die Freundſchaft eines ſolchen Mannes ſind erquickende Tropfen ins jugendliche Leben; ſie dämpfen, wenn's Noth thut, den feurigen Willen, und verwahren gegen Unbeſonnenheiten.

Wer einen wahren Freund fand, der ſey vertraulich mit ihm, ohne ihm überläſtig zu werden! Er behandle ihn mit zuvorkommender Liebe und Dienſteifer, und, wenn er fehlt, mit zarter Schonung! er ſey in ſeinen Forderungen an ihn nicht unbeſcheiden! er fordere von ihm Herz, Liebe, Rath und Treue; aber er verlange von ihm nicht, daß er Alles leiſten, in Allem aushelfen ſoll! er ſtoße ihn nicht durch Eigenmuth ab, und borge, um vom Freunde unabhängig zu bleiben, und nicht in Fall zu kommen, mit ihm zu brechen, von Fremden das Geld, wenn Verlegenheit ihn drängt! Fähig ſoll Jeder ſeyn, dem Freunde Geld, Gut, Leben—Alles—zu opfern; aber nur im Nothfalle werde dieſes Opfer gebracht!

Der verdient den ehrwürdigen Namen des Freundes nicht, der die Forderungen der Freundſchaft ſeiner Launen und ſeinen eigennützigen Wünſchen nachſetzt. Von Dornen können wir keine Trauben leſen; wir müſſen alſo auch von Leuten, die ein Spiel ihrer Launen, und ganz in eigennützige Entwürfe verwickelt ſind, keine ſeelenvolle Freundſchaft erwarten. Der Eigennützige denkt zu viel an ſich um ſich im Ernſte mit dem zu befaſſen, was des Freundes iſt. Freunde müſſen groß genug ſeyn, ſich gleichſam ſelbſt zu vergeſſen, wo des Andern Glück auf dem Spiele ſteht, ſie dürfen daher auch nicht zudringlich ſeyn. Es liegt in der Natur der Freundſchaft, ſich im Glücke bitten zu laſſen, und nur im Unglück ungerufen zu kommen.

Freunde müſſen ſo recht ein Herz und eine Seele ſeyn, und in und für einander leben, ſo lange des Lebens Gluth durch ihre Adern dringt. Jedem iſt der Spruch des Edeln v. W—g heilige Regel, mit Flammenzügen ins Herz geſchrieben:

Mag Berg und Thal uns trennen!
Was Sympathie
Vereinigt hat, das können
Nicht trennen ſie.

Nur eine Seel' empfindet
In dir und mir;
Der Tod!—auch er entwindet
Mich nicht von dir.

Zerriſſene Freundſchaft iſt zerriſſenes Leben; nichts iſt alſo dem Freunde unausſtehlicher, und nichts fällt ihm ſo ſchwer aufs Herz, als der Gedanke an die Möglichkeit, einſt noch mit ſeinem Freunde zu brechen, welche leider nur zu oft durch Mißverſtändniſſe, oder böswillige Einflüſterungen in Wirklichkeit überging. Mit ruhiger Beſonnenheit verwahrt er ſich daher gegen den Stachel der Verläumdung, wie gegen den Betrug des eigenen Herzens. Er traut nicht leichtgläubigen Berichten, welche die Treue des Freundes verdächtigen; er prüft genau alles, was unſelige Mißverſtändniſſe erzeugen könnten; er erklärt ſich vorerſt mit ſeinem Freunde, und verlangt von ihm ſelbſt Aufſchluß über Beſchuldigungen, welche gegen ihn vorliegen; er will ſich durch voreiliges Benehmen nicht in Gefahr ſetzen, einen Freund zu verlieren, an dem er bisher mit ganzer Seele hing. Hat er aus Gründen, gegen deren Gewicht nichts einzuwenden iſt, mit dem bisherigen Freunde rein gebrochen, und iſt zur Ausſöhnung alle Hoffnung dahin: ſo hört er, auch geſchieden von ihm, nicht auf, ihn zu lieben, redet von ihm mit ehrender Achtung, und hilft ihm unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, der ihm ungeſehen zur Seite geht; hütet ſich aber—nicht nur aus Menſchenliebe auch aus heiliger Scheue vor der Freundſchafts-Leiche—ihm auch nur ein Zeichen, ein Blatt, und iſt's möglich, einen Augenblick Gegenwart mehr von ſich zu geben, weil die Zeichen ſowohl voriger Wärme, als jetziger Kälte, unnütz und hart den Schmerz des Bruches wieder gebähren. Es iſt unedel, und verräth niedrige Rache, wenn ſo geſchiedene Freunde, die einſt ſo innig einander liebten, nun einander wehe thun wollten.

Wie nichts über das Glück wahrer Freundſchaft geht; ſo iſt dagegen auch keine Maske gefährlicher, als die verkappte Freundſchaft. Gegen einen erklärten Feind weiß Jeder ſich zu verwahren; deſto ſicherer treffen die Streiche des falſchen Freundes, weil er ſie in vertraulicher Nähe führt. In jeder Geſtalt iſt Verſtellung empörend und verächtlich; über alles aber, wenn die ſchwärzeſte Bosheit ſich ins Gewand heiliger Freundſchaft hüllt, um ſicherer den Dolch ins unverwahrte Herz des angeblichen Freundes zu ſtoßen. Der Mann von Ehre verabſcheut Winkelzüge, und hält es unter ſeiner Würde, ſich auf jedes Lüftchen wandelbarer Zeitumſtände, wie eine Wetterfahne umzudrehen, um vom Freunde ſich wegzu-

wenden, weil er sich an den Strahlen seiner Glückssonne nicht mehr wärmen kann.

Freundschaft, als Bund gleichgestimmter Seelen, untersteht weder der physischen Macht, noch dem Gebote schwankender Willkühr. Man kann wohl in der politischen Welt zum Freund und Alliirten geschlagen werden; aber in der gemeinen Welt hat man noch kein Beispiel, daß Jemand im engern Sinne des Wortes zum Freund wäre geprügelt worden. Liebe erträgt keinen Zwang, und es liegt schon in ihrer Natur, frei sich nach eigener Neigung zu ergießen.

Menschenliebe, welche durch Freundschaft so zart sich ausprägt, offenbart sich noch in verschiedenen andern Formen, z. B. als Gattenliebe, als Aelternliebe, als Kindesliebe, als Geschwisterliebe, als Liebe im engern Sinne des Wortes, oder als Geschlechtsliebe, welche, naturgemäß aufgefaßt, im Streben nach geistig-körperlicher Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes besteht, auf ein festes Interesse der Herzen gegründet, und durch den Vertrag der Ehe geheiligt. Hier mit Umgehung aller andern Formen nur von der letzten noch ein Wort, um schädliche Mißbegriffe zu beseitigen.

Liebe in dieser Bedeutung genommen ist die stillste, wenn sie im Werden begriffen ist. Wo ihre Flamme lichte Funken umherwirft, da verglüht sie auch bald, was sie mit jeder zu heißen Leidenschaft gemein hat. Die eigentliche Ursache dieser Liebe liegt nicht im schönen Gesichte, nicht im anmuthigen Körperwuchs, sondern im Herzen der Liebenden. Nicht Zerbrechliches und Vergängliches fesselt das menschliche Herz. So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter ist, wird sie auch ihr Grab. Wo wilde Triebe der Liebe Stelle einnehmen, erfolgt unvermeidlich der Raub der Unschuld, wodurch die eigentliche Liebe an der Wurzel getödtet wird.

Geschlechtstrieb und Liebe sind so wenig einerlei, als Leidenschaft und Tugend: man darf also diese verschiedenen Begriffe nicht vermengen. Liebe soll den Geschlechtstrieb veredeln, aber nicht von ihm blind sich führen lassen. Die natürliche Ordnung wird verkehrt, so Sinnlichkeit sichs anmaßt, der Liebe den Weg zu weisen. Leider ist's wahr:

Nicht viele kennen wahre Liebe,
Die Anmuth zeugt, und Tugend weiht;
Sie ist kein Freibrief wilder Triebe,
Nicht eine Magd der Ueppigkeit. — Haller.

Die Liebe, wenn sie rechter Art ist, gewährt hohen Lebensgenuß:

Sie gleichet einer Myrthenlaube;
Am Eingang rieselt sanft ein flüssiger Kristall,
Der Schmerzenslethe heißt. Es singt die Nachtigall
Im Schatten dieser Laub', es girrt die treue Taube;
Doch ist darin für zwei nur Raum. — Alxinger.

Liebe ist unter allen Neigungen des menschlichen Herzens die schönste, so lange sie in ihrer Richtung vom Guten nicht abschweift, und Unschuld der heiligen Glut die Weihe giebt. Sie ist eine schwellende Blüthe voll unendlicher Sehnsucht, die früh und spät wacht, und nie schlummert; mit ihrer Befriedigung beginnt ihr Verwelken. Soll sie sicher fortbestehen, so muß sie sich selbst ein ewiges zartes Geheimniß bleiben; wo sie sich begreift, verschwindet sie. Da eine ungemein zarte Linie die erlaubte Liebe von der unerlaubten scheidet: so kann man nicht behutsam genug seyn, sein Herz gegen Betrug zu verwahren:

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freier,
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.
Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen,
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt. — Gellert.

Nur reine Liebe darf der Liebe Blumen brechen. Entwürdigung durch sinnliche Lüste sticht diesen lieblichen Blumen die Wurzel ab, und es bewährt sich, was Bronner von der verbotenen Liebe sang:

Entwürdigt sinkt der Gelüste Knecht
Hinunter zum Affengeschlechte;
Wer Gottes Funken in sich nicht ehrt,
Begibt sich der heiligsten Rechte.

Besitzt euch doch ganz, eh' ganz ihr euch gebt,
Sonst kämpft ihr mit Sorgen und Reue;
Nur Angetraute berechtigt der Bund
Zur Hoffnung dauernder Treue.
Unseliges Paar, das früher es wagt,
Sich jeden Genuß zu gewähren,
Als ihm die sichere Gewißheit lacht,
Sich ewig anzugehören!—

Das Geständniß einer Liebe, deren Zweck und Heiligung nicht die Ehe seyn kann, ist der Anfang vom Tode dieser Liebe selbst, ist sicherer Vorbote dieses Todes, denn schon in dem Geständniß liegt der Grund der Vernichtung für die Hochachtung, ohne welche keine wahre Liebe besteht. Man kann sich wechselweise weder achten noch lieben, wenn das Schwelgen in thierischen Genüssen als höchstes Strebeziel gilt.

Ohne die Liebe fehlt dem Menschen der höchste Lebensreiz; eine Wahrheit, in welcher gewiß alle empfindsame Seelen zusammenstimmen. Niemand hat sich darüber so zart, als Körner, ausgesprochen:

Dem hat nie das Leben freundlich begegnet,
Den nicht die Weihe der Liebe gesegnet.
Doch der Liebe Glück so himmlisch, so schön,
Kann nie ohne Glauben an Tugend bestehn.
Drum, wenn im Leben nichts Heiliges bliebe,
Ich will nicht verzagen, ich glaube an Liebe.

Auch Gleim fand das Leben ohne Liebe werthlos und lästig:

Brod hat mir Gott und Wein dazu gegeben!
Wenn er mir nun noch Liebe giebt,
So fehlt mir nichts. Was hat man von dem Leben,
Wenn man nicht liebt?—

Den Mangel der Liebe ersetzen weder Reichthum und Lebensgemächlichkeit, noch Ansehen und Ruhm.

Gegen süße zarte Liebe
Was ist Lorbeer, was ist Kranz?—
Wenn er dreimal ewig bliebe,
Gegen süße zarte Liebe,
Nichts ist alles Ruhmes Glanz. — Herder.

Liebe, wenn sie in die Tiefe des Herzens gedrungen, und mit Tugend verschwistert ist, kennt wenige Bedürfnisse, und ist über alle Vorstellung genügsam.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Palmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge. — Salis.

Liebe mit ihren Freuden verschönert jedes Menschenleben, und ohne sie ist das Leben des Fürsten freudenleer. Jede Lebensbeschwerde wird leichter durch das Bewußtseyn, daß ein gleichgestimmtes Wesen Antheil nimmt. Einzig in der Liebe findet der Mensch Ersatz, Erheiterung und Trost, wenn im Gewirre des Lebens ihn zuweilen trübe Wolken des Unmuths umziehen, und vorzüglich an ihrem wärmenden Strahl gedeiht Bildung zur reinen Humanität. Wenn alles um uns her sich vereint, uns das Aufstreben zum Höhern zu erschweren: so ist es dagegen zarte, innige, heilige, aufopfernde Liebe, welche uns wieder neuen Schwung giebt, und den herbsten Leiden die Wage hält. Liebe, durch welche zwei Herzen in eines verfließen, scheut kein Opfer; ihr ist, wenns Noth thut, sogar Sterben für einander Lust und Wonne. Liebenden ists himmlische Seligkeit, Hand in Hand, selbst auf rauhen Wegen, dem hohen Ziele entgegen zu gehen, das von der Vorsehung ihnen ausgesteckt ist. Ihrer herzlichen Liebe holdes Bild ist ein schönes Rosenpaar, vereint an einem Stiele. Die Vereinigung bleibt, selbst nach ihrer Entblätterung.

Ueberall auf Erden ist das Reich der erfreuenden Liebe; nur zeigt sie sich nicht allenthalben unter gleichen Formen. Sobald die Blume ihren Wuchs erreicht hat, blühet sie, die Blüthezeit richtet sich also nach der Periode des Wuchses, und diese nach der sie emportreibenden Sonnenwärme. So ists mit der frühern oder spätern Menschenblüthe; ihre Zeit hängt gleichfalls vom Klima ab, und von allem, was zu ihm gehört. Sonderbar weit sind auf unserer kleinen Erde die Zeiten der Mannbarkeit nach Lebensarten und Erdstrichen verschieden. Die Perserin heirathet im 8. und gebiert im 9. Jahre. Unsre alten Deutschen waren dreißigjährige Männinnen, ehe sie an die Liebe dachten. Die Morgenländerin ist ein Kind, wenn sie verheirathet wird: sie blühet frühe auf und ab. Sie wird vom bejahrten Manne also auch wie Kind und Blume behandelt. Ists ein Wunder, wenn der Morgenländer die Vorzüge seines Geschlechtes bald mißbrauchte, und auf den

Einfall kam, einen solchen Blumengarten, einen Harem für sich anzulegen, und wenn das Weib frühzeitig zum ersten Zankapfel männlicher Begierden erniedrigt wurde? — Dank dem göttlichen Stifter des Christenthums, welcher der Liebe die Fesseln der Thierheit wieder abnahm, und ihr die ursprünglichen Rechte zurückgab! Dadurch wurde es dem Weibe wieder möglich gemacht, in der Ausbildung zur Humanität mit dem Manne gleichen Schritt zu halten, und der Gewinn für öffentliche und häusliche Erziehung ist unverkennbar.

Vernunft und Philosophie.

Vernunft ist des Menschen Vorzug, sie ist, wie schon anderwärts gesagt wurde, der Geist Gottes im Menschen. Wer dem Menschen die Fähigkeit abspricht, das Göttliche durch die Vernunft zu erkennen, erniedrigt ihn unter die Thierheit. Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseyns, als der Gebrauch seiner Vernunft; eine durch beharrliches Nachdenken und Forschen selbst errungene Wahrheit bewirkt oft, daß ihm alle Sichtbarkeit schwindet. Er vergißt sich selbst; er verliert das Maas der Zeit und seiner sinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft, und er denselben verfolgt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß durch eine einzige lebendige Idee, die des Menschen Geist ergriff, die größten Qualen des Körpers stumpf gemacht wurden, und daß der Mensch in hohen Gedanken vertieft und gleichsam verloren, Leben und Tod nicht achtete, und wie im Himmel sich fühlte, während von allen Seiten die herbsten Leiden auf ihn eindrangen. Das gemeinste Werk wird uns schwer, sobald es nur der Körper verrichtet, und umgekehrt; des Geistes Kraft findet das Schwerste leicht, wenn durch lebendige Vorstellung reine Liebe dazu im Herzen aufgeregt ist. So richtig als schön hat sich darüber Cronegk ausgesprochen:

Ein Weiser bleibet groß, wenn Erd' und Himmel bricht;
Ihn decken kann der Fall, doch ihn erschrecken nicht.
Er kennt der Lüfte Wahn, sie reizen ihn vergebens;
Ganz still durchschleichet er den dunkeln Weg des Lebens.
Den Blitz, den Andre scheu'n, erhellt nur seine Bahn;
Ihm dient sein furchtbar Licht, das ihn nicht schrecken kann.

Wie über die Stürme der Erde der Blick der Sonne siegt, so über gefürchtete Leiden des Menschen Vernunft. Wer stets der Vernunft Gehör giebt, ist ein Weiser, dessen Gemüth kein Unfall aus seinem Gleichgewicht zu heben vermag. Darüber ist mit Cronegk Jeder einverstanden, der des Weisen Thun und Treiben zu beobachten Gelegenheit hat. Wo der Mensch mit den Forderungen seiner Natur im Einklange ist, da ist keine Möglichkeit gedenkbar, ihm seine Seelenruhe zu rauben:

Ruhig seyn, wo Wogen uns umziehen,
Wenn die Nacht den Horizont umhüllt,
Wenn des Unglücks schwarze Blumen blühen,
Und nur Jammerton die Welt erfüllt;
Ruhig seyn, wenn Freuden uns umschweben,
Wenn des Glückes Silberblick uns glänzt,
Leicht dahin flieht, wie ein Bach, das Leben,
Nur mit Rosen uns das Schicksal kränzt;
Also Alles gleichen Muths ertragen,
Uns im Glück nicht übermäßig freu'n,
Uns im Unglück nicht zu sehr beklagen,
Heißt in wenig Worten—weise seyn.

Ge. Heinr. v. Wilde.

Gott hat den Grundstoff einer allgemeinen Vernunft in uns gelegt, wie er den Vögeln die Federn, und den Bären den Pelz gegeben hat; und dieser Grundstoff ist so unvertilgbar, daß er immer vorhanden bleibt, trotz allen Leidenschaften, die ihn bekämpfen, trotz allen Tyrannen, die ihn im Blut ersäufen wollen, und trotz allen Betrügern, die ihn durch den Aberglauben zu vertilgen streben. Der Mensch ist nur durch Vernunft, was er heißt; ohne sie giebts keine Tugend. Je vernünftiger der Mensch wird, desto leichter wird es ihm auch, besser zu werden; jemehr seine Grundsätze überdacht sind, desto fähiger ist er, dem Guten treu zu bleiben. Wer Pflichten genau erfüllen will, muß vorerst ihre Forderungen kennen. Man kommt im Gebiete der Sittlichkeit nicht vorwärts,

wenn nicht das Licht der Vernunft den Weg erhellt. Könnte es mit dem Gebiete der Religion anders ſeyn?

Die Vernunft war von jeher das Orakel, das durch die Weiſen ſprach. Sie iſt die erſte Offenbarung Gottes, ohne welche keine Andere möglich iſt. Wer Gott und Göttliches erkennen will, muß an ſie ſich halten, und auf ihre Ausſprüche achten.

Die Menſchen, welche die Vernunft
Vom Dienſte Gottes gänzlich trennen,
Die reißen ſich die Augen aus,
Damit ſie beſſer ſehen können. — Brookes.

Damit wird nicht geſagt, als müßte jeder Menſch gerade ſo, als wenn er der Erſte wäre, der mit dieſer großen Angelegenheit ſich befaßte, alle ſeine Gotteserkenntniſſe von der erſten an bis zur letzten, blos durch Anwendung eigener Vernunft unmittelbar und aus der Natur abſtrahiren. Auf dieſem Wege würde auch der Fähigſte und Fleißigſte nicht ſonderlich weit kommen. Das wäre eben ſo, als wenn für die Menſchheit ein Haus erbauet werden ſollte, wozu Jahrtauſende gehören, und wozu jeder einzelne Menſch immer wieder den Grundſtein legen müßte. Der Nachfolger darf und ſoll den gelegten Grund und die bereits vorräthigen Materialien benutzen. Wenn das Jahrtauſende hindurch geſchieht, wird das Haus endlich doch fertig.

Die Vernunft iſt von Rechtswegen die höchſte Inſtanz und Richterin ſogar in Glaubensſachen; denn ſie muß ja die Gründe für eine wahre Offenbarung, und die Merkmale derſelben angeben. Sie iſt die älteſte heilige Urkunde, die Ueberzeugung gewährt, und hätte man dieſe recht geleſen, oder leſen wollen: nie hätte das Sinnliche das Geiſtige, nie das Zufällige das Weſentliche, nie die Form die Sache, nie das Feſthalten an Lehrmeinung die Religion ſo ganz verſchlungen, daß es einen Gottesdienſt ohne Gott, einen Glauben ohne Moral und Tugend gab; nie hätten Schwärmerei und Fanatismus ſo viel Unheil in der Welt geſtiftet. Vernunft läßt ſich aus dem Gebiet der Religion ſo wenig wegweiſen, als Liebe aus dem Gebiet der Tugend. Das Heiligſte gedeiht nur, wo Vernunft und Offenbarung ſich ſchweſterlich umarmen.

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höhern Welten;
Blendendes Sonnenlicht deckt ſie mit nichtiger Luft.
Alſo Vernunft: die Erderleuchterin hellet die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur ſtrahlt.

Salis.

Man kann es nicht zu oft wiederholen: Nichts, was Menſchen jemals öffentlich geſagt, geſchrieben und gethan haben, kann ſich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und beſcheidene Unterſuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen. Kein Monarch iſt ſo groß, und kein hoher Prieſter ſo heilig, daß er kraft ſeiner Majeſtät oder Heiligkeit Ungereimtheiten ſagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre—geſchähe es auch erſt nach ſeinem Tode—mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er geſagt oder gethan hat, Ungereimtheiten ſind. Ob Entſcheide, von der Mehrheit geiſtlicher Congreſſe über irgend eine Meinung erlaſſen, eine Ausnahme machen, dürfte um ſo ſchwerer zu erweiſen ſeyn, da der Geiſt Gottes im Menſchen es von jeher nie mit der Mehrheit hielt. Göttlich denken und heilig leben zeugen allein unfehlbar von der Einwirkung des heiligen Geiſtes, der es immer lieber mit wenigen Auserwählten zu thun hatte.

So unentbehrlich dem Menſchen in jeder Beziehung die Vernunft iſt: ſo muß ſie ſich doch nicht über Gebühr erheben. Durch allzu hohe Schätzung derſelben entzweit ſich der Menſch nicht ſelten mit den überſinnlichen Darſtellungen des Chriſtenthums, und verwirft, was ſeiner Vernunft nicht begreiflich iſt. Er will alles wiſſen, nichts glauben, und bedenkt wohl nicht, daß ſo Manches in der Wirklichkeit vorhanden iſt, was über alle menſchliche Faſſungskraft geht. Der Geiſt des Menſchen erkennt und begreift nicht einmal ſein eigenes Daſeyn und Wirken. Das Wort Geheimniß iſt für den denkenden Menſchen ſo gar abſtoßend nicht, als Viele ſich einbilden. In einem gewiſſen Verſtande des Wortes iſt faſt alles, was wir ſehen, ein Geheimniß für uns; überall treffen wir auf Erſcheinungen, die wir uns nicht zu erklären vermögen. Wie unſer eigenes Daſeyn, ſo iſt das Wachsthum in der ganzen Pflanzenwelt ein Geheimniß. Der Gelehrteſte iſt nicht im Stande zu erklären, wie es zugeht, daß eine mit Erde bedeckte Eichel ſich zu einem Eichbaume entwickelt: der größte Naturforſcher weiß nicht, auf welche Art der Saame, den wir in den Acker ſtreuen, ſich bis

zu einer ſolchen Vermehrung entfaltet, und uns für unſer kleines Capital ſo reichliche Zinſen giebt. Aber die Thatſache liegt doch vor Augen, und wir wiſſen, ſo viel uns zu wiſſen nöthig iſt. Das Gebiet des Wiſſens hat keine Grenzen; nicht ſo die menſchliche Faſſungskraft. Wer alles Erkennbare umfaſſen will, iſt dem Kind ähnlich, das ans Ufer des Meeres ſich ſetzte, um es mit ſeinem hohlen Händchen auszuſchöpfen.

Wie es ein entehrender Wahn iſt, daß nur der Glaube im höhern Lichte wandle, die Vernunft aber, ein durch Hochmuth gefallener Geiſt, in der Finſterniß regiere; ſo iſt es eine nicht minder ſchädliche Irrlehre, daß nur die Vernunft gültigen Entſcheid gebe, und der Glaube für denkende Menſchen entehrende Zumuthung ſey. Beide müſſen ſich traulich die Hand reichen, und in der rechten Ueberzeugung ſich als eins bewähren. Ohne dieſe Einigung iſt Partheiung unvermeidlich. Der Weg des verſtändigen Glaubens iſt der erſte Weg zur Wahrheit. Kinder können nicht ſelbſt forſchen und prüfen; nur durch ſtillen Glauben an das Wort ihrer Eltern und Erzieher ꝛc. gelangen ſie zur Einſicht und Erkenntniß. Den größten Theil deſſen, was der Menſch weiß, hat er auf Glauben angenommen, ehe er noch im Stande war, ſelbſt zu unterſuchen, und das Wahre vom Falſchen zu ſcheiden. Der Weg der Ueberzeugung durch eigenes Nachdenken und Prüfen iſt ſo langſam als ſchwierig, und wir würden es nicht ſonderlich weit bringen, wenn wir nicht an bereits gemachten Erfahrungen Anderer, die vor uns da waren, gleichſam fortſpinnen dürften. Wie fähig und einſichtsvoll auch ein Menſch ſey: er hat weder Geiſteskraft, noch Länge des Lebens genug, um ſelbſt alles zu erforſchen und nach ſeinem wahren Werth zu würdigen. Da die wenigſten Menſchen weder Zeit noch Gelegenheit haben, alles ſelbſt zu unterſuchen, ſo müſſen ſie ſich ſchon damit begnügen, Manches auf das Wort Anderer hin für wahr anzunehmen, und ſich darauf zu verlaſſen.— Dadurch wird begreiflich, warum Jeſus und ſeine Apoſtel bei Umſetzung ihrer Heilslehre den kürzern Weg des Glaubens vorzogen. Der Glaube iſt dem Menſchen der Flügel, mit welchem ſich ſeine Vernunft erſt himmelan zu ſchwingen vermag. Mag er bei widerſprechenden Meinungen und Entſcheidungen zuweilen ins Gedränge kommen, und verlegen werden, woran er ſich zu halten

habe; ihm bleibt stets ein sicherer Ausweg: er würdige endlich jede Meinung nach ihrem Einfluß auf das Gemüth. Sieht er, daß eine Meinung ihn weder besser noch schlimmer mache, daß seine Rechtschaffenheit und Ruhe dabei weder gewinne noch verliere: dann darf er, auch wenn andere Entscheidungsgründe mangeln, ohne alle Bedenklichkeit annehmen, daß sie nicht ins Gebiet des Glaubens gehören, und er kann sie ohne Gefahr unentschieden lassen. Was nicht bessert, ist keine Sache des Christenthums.— Der Vernunft liefert der Glaube Stoff, daß sie ihn zum Geisteseigenthum verarbeite. Sie verlangt nicht, wie ein Gefäß, blos Anfüllung, sondern, wie Brennholz, einen gewissen Zunder, der die Erfindungskraft und die Liebe zur Wahrheit entzünde.

So unzulässig es ist, die Vernunft über Gebühr zu erheben; so unschicklich ist es, so man sie fast für gar nichts will gelten lassen. Gewisse Leute unserer Tage belieben sehr verächtlich von ihr zu urtheilen und zu reden; man könnte ihnen Recht geben, wenn sie blos die ihrige meinten. Die Menge hat es von jeher gerne gehört, wenn die Vernunft gedemüthigt wurde, weil es schwer ist, sie zu haben. Man erhebt nicht gern, was man an sich vermißt. Es ist sonderbar und doch wahr: so lange die Welt steht, sah man die Vernunft nie anders als verfolgt, und es hat allen Anschein, daß es noch eine Weile so bleiben werde. Auf jeden Fall dürfte sich so gar bald der Spruch nicht bewähren: la raison finira par avoir raison.

Indessen kann und wird ihr Sieg nicht ewig ausbleiben: das Wahre muß endlich über das Falsche, und das Gute über das Böse siegen, was nur durch die Vernunft möglich ist, ohne welche es keine Ueberzeugung giebt. Selbst der schulgerechteste Dogmatiker muß eingestehen, daß Offenbarung ohne Vernunft keinen verständigen Sinn gebe. Licht ohne Auge, und Aug' ohne Licht frommen dem Menschen gleich wenig. Ohne Vernunft ist der Mensch ein Blinder, der es bleibt, auch wenn man ihm das hellste Licht in die Hand giebt. Licht kann nur dem Sehenden zünden.

Die Vernunft, als lebendige Geisteskraft, wodurch der Mensch ist, was er heißt, muß sich in seinem Wissen und Handeln offenbaren; dadurch allein behauptet er die Würde seiner Natur. Vernünftig seyn, und Unvernunft im Benehmen zur Schau tragen,

ist ein offenbarer Widerspruch. Der Vernunft höchste Frucht ist Weisheit, die zugleich das Wissen und Handeln umfaßt, ist eigentliche Philosophie des Lebens. In der Natur dieser Philosophie liegt es, die reinen Vernunftkenntnisse durch Begriffe nicht blos zu entwickeln, sondern mehr noch sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände anzuwenden, die in der Erfahrung gegeben sind. Ohne Anwendung ist Philosophie mit den erhabensten Lehren des ehrwürdigen Namens nicht werth.

Philosophie ist nur in so fern eine solche, als sie auf freies Forschen, und auf selbstständige und zwanglose Ueberzeugung sich gründet, und geeignet ist, dem menschlichen Thun eine vernünftige Richtung zu geben. Rein aufgefaßt kann sie, wie die Vernunft selbst, nur Gutes bewirken. Alles Schlimme, das man ihr zuweilen vorwirft, gehört auf Rechnung des Mißbrauchs, vor welchem das Heiligste nicht sicher ist. Durch Mißbrauch kann dem innern Werth einer Sache kein Abtrag geschehen. Wahre Philosophie und Christenthum stehen einander eben so wenig gegenüber, als reine Vernunft und Offenbarung. Christenthum ist die höchste Philosophie des Lebens, wie göttliche Offenbarung Erguß der reinsten Vernunft ist.

Dadurch wird nicht in Abrede gestellt, daß durch Mißbrauch der Philosophie schädliche Irrthümer verbreitet werden können. Allein dieses Loos theilt sie mit allen menschlichen Bestrebungen. Es scheint gar nicht unsere Bestimmung auf Erden zu seyn, im reinen Lichte zu wandeln. Selbst die göttlichen Offenbarungen konnten von den Menschen nicht ungetrübt bewahrt werden, und der Irrthum wird oft mit leidenschaftlicher Hitze gegen die Wahrheit in Schutz genommen. Das ist aber vorübergehend; denn die Erfahrung lehrt, daß kein in die Sitten und das Leben tief eingreifender, dennoch wirklich schädlicher Irrthum, von angeblichen Philosophen ausgedacht, sich lange erhalten, oder auch nur ein großes Publikum gewinnen konnte. Der unbestechbare Wahrheitssinn empörte sich immer dagegen, und der dem Gefühle widerstehende und irre geleitete Verstand vermochte sehr wenig gegen den gesunden, durch keine Sophistik geblendeten Wahrheitssinn.

Philosophie, so lange sie ihrer Natur nicht entartet, führt zur

Kenntniß des menschlichen Geistes, und kann schon darum den Völkern keinen Nachtheil bringen. Viel weniger noch kann sie, was man ihr so oft in neuerer Zeit vorwarf, Revolutionen begünstigen, denn Revolution entsteht nur dadurch, daß diejenigen, denen vorzüglich die Leitung der Völker anvertraut ist, den menschlichen Geist verkennen, und sich eine Behandlung der Nationen erlauben, die geradezu dem Charakter des menschlichen Geistes zuwider ist, und daher empören muß. Unter einer vernünftigen Regierung ist keine gewaltsame Staatsumwälzung gedenkbar. Ein Fürst, der zugleich Philosoph ist in der reinen Bedeutung des Wortes, weiß für die Zufriedenheit seiner Völker zu sorgen, daß sie nie in Versuchung strafbarer Widersetzlichkeit kommen. Vernunft ist seine Wegweiserin, von langer Erfahrung gelenkt. Wie hoch sein Rang auch sey: mit wohlwollender Weisheit wird er stets, wie die öffentliche Meinung, so die jedesmaligen Bedürfnisse seines Landes beachten, und nie sich durch das Gefühl seiner Hoheit zu übermüthiger Willkühr verleiten lassen. Mag auch zuweilen das rasche Gespann vor dem Staatswagen Seitensprünge machen wollen: er hält die Zügel fest, daß es nicht vom Wege zum Ziel merklich abschweifen kann. Wenn daher Friedrich II. einst sagte: „Wenn ich eine Provinz recht empfindlich strafen will, lasse ich sie durch einen Philosophen regieren;“ muß seine königliche Majestät wohl nur die Philosophie Voltairs und der Encyclopädisten im Auge gehabt haben, die des Namens nicht werth ist, was man ohne Beweis glauben wird. Voltaire verdiente unter den Philosophen so wenig einen Platz, als unter den Heiligen.

So wenig gegen die gesunde Philosophie Gründliches eingewendet werden kann: so merkwürdig ist es doch, daß von jeher das Zeitalter der Philosophie gemeinlich das abnehmende Alter der Staaten und Reiche war. Die Philosophie blühete erst in dem letzten Jahrhunderte der Republiken von Griechenland und Rom. Athen hatte nur am Abend vor seinem Untergang Philosophen.— Cicero und Lucrez schrieben nur im Gewirre der bürgerlichen Kriege von der Natur der Götter und der Welt. Traurige Wahrnehmung, wenn die Fackeln der Philosophie nur Trauerfackeln seyn sollten, das Leichenbegängniß der Reiche und Staaten, der Vaterlandsliebe

und Tugend zu beleuchten!—Aber aus dem Zusammentreffen solcher Erscheinungen ergibt sich noch kein haltbarer Beweis, daß sie, wie Ursache und Wirkung, nothwendig verbunden waren. Wohl mag das Verderben der Zeit den philosophischen Geist aufgeregt haben, daß er allgemeiner und kräftiger sich aussprach. Aerzte sind nie regsamer, als in den Zeiten einer Epidemie; Theologen nie eifriger, als bei andringender Irrlehre; sollte es mit Philosophen anders seyn, wenn um sie her alles sie drängt, ihre Stimme zu erheben?

Wahr ist's, mit der Philosophie ward seit einigen Decennien viel Unfug getrieben. Vor der Kantischen Epoche waren die metaphysischen Gegenstände der Mittelpunkt und Kern alles Philosophirens. Gott, die Welt, und alles, was den Menschen angeht, und so weit es ihm zu erkennen Bedürfniß ist, zu begreifen, war das Ziel des philosophischen Strebens. Die Theologie hatte da noch, wie fast in allen christlichen Jahrhunderten, zu viel Einfluß auf das philosophische Forschen; ihr trug die Philosophie überall demüthig die Schleppe nach. Man philosophirte nicht frei und selbstständig genug; sondern schielte meistens seitwärts auf den Kirchenglauben hin, um die Resultate seiner Forschungen damit in Einklang zu bringen. Wer das unterließ, kam gar leicht in den Ruf eines Ketzers, oder wohl auch eines Freidenkers und Atheisten, wie z. B. Spinoza und Lessing ꝛc. Kant bestimmte die Grenzen der Philosophie genauer, und erweiterte sie; durch ihn kam sie zur Ehre, der Theologie die Fackel vorzutragen. Aber bald folgten die philosophischen Systeme so rasch, wie die Schatten einer Zauberlaterne, auf einander, daß man in Verlegenheit kam, an welches man sich halten sollte. Eifersüchtig auf einander, suchte eines das andere niederzuhalten, und hatten oft kaum die Dauer einer Pariser—Mode. Keiner der Matadoren war noch im Stande, seinen Lehren und Meinungen eine allgemeine überzeugende Kraft zu ertheilen, denselben allgemeinen Beifall zu verschaffen, und sie zum System auch nur einer schnell vorüberfliehenden Zeitgenossenschaft zu erheben. Auf den Meister stellte sich bald ein ehrsüchtiger Schüler, auf diesen ein anderer, und so fort, und gruppirten sich in kurzer Zeit zu einer lebendigen Spitzsäule, daß der letzte in seiner Höhe nach Luft schnappen mußte. Gott war erschöpft—desglei-

chen das All—sogar das Nichts, worüber Niemand mehr hinaus kann — und die Philosophie, die im Allgemeinen alles besondere Wissen umfassen sollte, sank zur Wissenschaft des absoluten Nichts herab. Mit vielen hohen, unverständlichen, künstlich zusammengestellten Worten wurde — Nichts gesagt; das All des reichen Wortvorrathes diente gleichsam zur Emballage des—Nichts. Wickeln doch Zeitungen zuweilen treffliche Wahrheiten in Lügen, wie etwa Goldstücke in Papiergeld; und von den transcendentalen Aequilibristen, die auf Stelzen dunkler Redensart ihre angebliche Weisheit zur Schau stellen, sollte ungleich weniger—Nichts—geschehen! Die Erscheinung ist sonderbar, aber durch die Tagesgeschichte bewährt. Das Sonderbarste an der Sache ist, daß die Ichs und Nichtichs, im gleichen Eifer für ihre Systeme, das lebende Publikum umgehen, und allein an den Richterstuhl der Nachwelt appelliren, ohne auch nur die Möglichkeit zu ahnen, daß die Nachwelt erst recht über sie lachen werde. Wie die drei Päbste, welche im Jahre 1409 auf einmal da waren, durch ihr gegenseitiges Vorwerfen den Ruf päbstlicher Heiligkeit ins Fallen brachten: so scheint es das Ansehen zu gewinnen, daß die drei so schnell einander nachrückenden Päbste der Philosophie: Kant, Fichte und Schelling, in Beziehung auf ihre und ähnliche Systeme zum großen Nachtheil alles vernünftigen Forschens fast das Gleiche bewirken werden. Es ist bereits ein Streben nach allen philosophischen Richtungen hin bemerkbar, daß der unbefangene Denker aus dem hochgelehrten Abracadabra kaum mehr den Ausweg findet. Fast jeder philosophische Grübler bricht sich eine eigene Bahn, läuft von einem eigenen Punkte des Umkreises aus, und geizt nach der Ehre, durch höhere transcendentale Flüge Andere tief unter sich zu lassen, und Vielen unsichtbar zu werden.

Wohin das endlich führen werde, läßt sich ohne prophetischen Geist vorhersehen: die so unnatürlich gewordene Naturphilosophie dem Bereiche des gesunden Verstandes der Mehrheit entrückt, wird bald an die Stelle der Wahrheit und des Glaubens einen verheerenden Scepticismus setzen, und an uns die Forderung machen, an allem zu zweifeln, nur an ihrer Weisheit nicht. An ihr Wort- und Bildergewand von räthselhafter Dunkelheit, das sie als Schutzmittel für Wahrheit und Freiheit der Gedanken unnimmt, damit

sie von der Zwingherrn Haß gegen Ideologie nicht verzehrt werde, oder auch an ihren Schlepp, aus hohen Phrasen gewirkt, werden sich mitunter Andere hängen, die, empfänglich für Schwärmerei, nach Allem hastig greifen, was dem Mysticismus Nahrung bietet. Bei weitem die Meisten werden im verworrenen Wortkram das Non plus ultra menschlicher Weisheit ahnen, und andächtig nachbeten, was sie nicht selbst verstehen; ihre Geistesarmuth wird sie ins Gebiet der Berufswissenschaft hinüber begleiten, und zeitlebens ihr pflichtmäßiges Wirken lähmen. Philosophie, um gemeinnützig zu werden, muß dem Verstande Aller nahe bleiben, die von der Vorsehung die Bestimmung haben, in einen Beruf zu treten, der wissentschaftliche Bildung heischt. So unermeßlich ihr Feld ist, so zahllos sind ihre Kämpfe mit Irrthümern und Vorurtheilen. Mag die Ausbeute des philosophischen Forschens noch so erheblich seyn: ein Frömmler an der Spitze eines Staates hat schon oft in wenigen Tagen wieder zerstört, was die Philosophie kaum durch vieljährige Arbeiten aufgebaut hat.

Wahrheit — Irrthum.

Wahrheit und Recht sind die ewigen Pfeiler, auf welchen die sittliche Ordnung der Dinge ruht; diese kann nie wirklich werden, nie das Reich Gottes zu uns kommen, wenn diese Grundsäulen erschüttert werden. Ohne Wahrheit fehlt es am nöthigen Licht, unsern Lebensweg zu erhellen.

Was uns die Wahrheit lehrt, soll unserm Leben
Ein unverwerflich festes Zeugniß geben. — Goethe.

Es kann unmöglich im Ernste gemeint seyn, was einst Friedrich II. schrieb: „Die Menschen sind nicht für die Wahrheit geschaffen. Ich sehe sie wie eine Heerde Hirsche in dem Parke eines großen Herrn an, die keine andere Beschäftigung haben, als das Gehege zu bevölkern und anzufüllen.“ Es war vermuthlich bitterer Spott, womit der gekrönte Philosoph das unwürdige Benehmen mancher

Großen gegen das Volk rügte. Niemand wußte wohl beſſer als er, daß Wahrheit ein Gemeingut für Alle ſey. O wahrhaft unglücklich jeder Menſch, den nicht die Sonne der Wahrheit erleuchtet und erwärmt! Ihm iſt das traurige Loos beſchieden, im Finſtern zu wandeln, und lebenslänglich die Freudigkeit zu vermiſſen, die nur die reine Erkenntniß des Wahren gewährt. Wo Irrthum und Vorurtheile hauſen, blüht auf die Dauer kein Lebensglück. Wahrheit iſt die Beſtimmung jedes vernünftigen Weſens; ſie iſt der einzig ſichere Weg zur Tugend: der einzige feſte Grund, worauf wir unſere Zufriedenheit und Ruhe bauen müſſen.

Wahrheit verdient es alſo, daß wir ſie ſuchen, und weder Zeit noch Mühe ſparen, um ſie zu finden. Wer das wirklich thut, der handelt als ein Weiſer, als ein Menſch, der ſeine Würde fühlt, und gerne ſeiner Pflicht gehorcht. Aber dazu gehört hoher Muth und beharrliche Anſtrengung, was den Meiſten fehlt. Ein Theil der Menſchen hat zu wenig Verſtand, die Wahrheit in ſich zu finden, ein anderer nicht den Muth, ſie zu geſtehen, und die Allermeiſten haben weder Muth noch Verſtand, und irren, und leugnen, und tappen, oder ruhen auch wohl das ganze Leben entlang bis zur Gruft. Wer vom Alten nicht befangen iſt, redlich nach dem Neuen forſcht, und dadurch rüſtig ſeinen Wirkungskreis erweitern will: muß in ſeinem Mittelpunkte Zucht, Ordnung, Gemeinſinn, Religion und Alles, was mit der Sittlichkeit unzertrennlich verbunden iſt, mit eiſerner Beharrlichkeit feſthalten, was hohen Muth und viel Mühe heiſcht.

Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn. — Schiller.

So unermeßlich weit das Gebiet der Wahrheit iſt, ſo giebt es doch keine neue Wahrheiten. Wahrheiten werden nicht erfunden, ſondern gefunden: aus dem großen Vorrath der Verſtandeskräfte, des reifen Nachdenkens und Urtheils, und einer Menge gemachter Erfahrungen, die ihre Richtigkeit beſtätigen, gehen ſie hervor. Wer eine bisher verkannte Wahrheit entdeckt, hat mehr erobert, als wer mit Waffengewalt ein Weltreich ſtiftete; denn ein irdiſches Reich wird früher oder ſpäter eingehen, was vom Reiche der Wahr-

heit nicht gesagt werden kann, das wie Gott, ewig ist. Reine, feste unpartheiische Wahrheitsliebe ist stets besorgt, daß mit dem Kopfe das Herz gleichen Schritt halte. Kenntnisse und Gesinnungen sind nicht immer im Bunde, was dem Wahrheitsforscher Aufforderung ist, das Wahre nie anders, als in Beziehung aufs Gute zu würdigen, um nicht des Wissens Gut mit dem Herzen zu bezahlen. Erglüht für's Wahre, scheut er keine Erkenntnißquelle; er denkt, wie einst Thümmel dachte:

Die Rose, die auf unsern Beeten blüht,
Zieht aus dem Dünger ihre Balsamkräfte;
Und aus dem stinkenden Gebiet
Des Truges und der Thorheit zieht
Die Wahrheit ihre Nahrungssäfte.

Wie das Licht durch den Schatten, so gewinnt auch das Wahre an Klarheit, wenn man ihm das Falsche gegenüberstellt.

Es gehört oft mehr Muth und Entschlossenheit dazu, die Wahrheit zu sagen, als sie zu erforschen, weil es Vielen verdrießlich ist, sie zu hören, wäre es auch nur, weil sie nicht in ihren bisherigen und gewohnten Kreis paßt. Der Fall tritt besonders bei hohen Ständen ein, wo Mancher es eben so macht, wie einst der Statthalter Felix mit Paulus, den er, als er es gewagt hatte, ihm die Wahrheit zu sagen, mit den Worten entließ: ich will dich wieder rufen lassen, wenn ich dazu gelegenere Zeit habe. Wahrheit ist freilich nicht Verläumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den haßt man nicht; wem man aber vorlügt, und schmeichelt, den mißbraucht und verachtet man. Allein wie Wenige, selbst wenn sie auf höhere Bildung Anspruch machen, beherzigen das?—Sie hören nicht gern, was ihre Eigenliebe verwundet; sie werden ungehalten, wenn man ihnen mit noch so zarter Schonung sagt, daß ihre bisherige Ansicht nicht rein war; man greift ihnen in's Aug', wenn man eines ihrer Vorurtheile berührt; sie nehmen es als eine empfindliche Kränkung auf, so Jemand eines Bessern sie belehren will; sie werfen ihre Ungnade auf den Freimüthigen, der zuerst es wagt, eine Wahrheit umzusetzen, die ihrer Einsicht, oder ihrem *Interesse nicht zusagt*, und schon mancher Wahrheitsfreund mußte *das Wagniß mit seinem* Lebensglück, sogar mit seinem Leben bezahlen. *Das mochte* den Herrn Fontenelle bewogen haben, zu sa-

gen, daß, hätte er die Hände voll Wahrheiten, er Bedenken tragen würde, ſie zu öffnen. Allerdings hat das Unſetzen religiöſer, wie politiſcher Wahrheiten, ſeine großen Gefahren. Waſſer und Feuer ſind unentbehrliche, wohlthätige Elemente, die aber auch zur unrechten Zeit und am unrechten Orte verderblich und zerſtörend werden. Mit dem Lichte der Wahrheit, das die Menſchen erleuchten ſoll, iſt's nicht anders; wer unbeſonnen damit umgeht, kann Phaetons Schickſal haben, der den Sonnenwagen zu ſeinem und der Welt Verderben führte. Es iſt bewährte Klugheitsregel, auf die Großen und auf das Volk anwendbar, mit Wahrheiten zur Zeit noch an ſich zu halten, wofür die nöthige Empfänglichkeit fehlt. Indeſſen ſchützt die größte Beſonnenheit nicht immer gegen Verfolgung; der Beweis liegt in der Geſchichte Jeſu, dem es gewiß daran nicht fehlte. Er kam in die Welt, die Religion einer allgemeinen Liebe zu predigen, wodurch die ungeheure Kluft zwiſchen Freien und Sklaven verſchwinden ſollte; das mißfiel den höhern Ständen, die es unter ihrer Würde fanden, mit den Geringſten im Volke unter dem gleichen Gebote der Liebe zu ſtehen. Es war edel, daß Jeſus ſich mit dem Winzer und Säemann verglich, und mit Zöllnern und Sündern lebte; das machte ihm die Herren und Phariſäer abgeneigt; hätte er ſich mit Junkern verglichen und mit Phariſäern gelebt: er würde dadurch unfehlbar das Zutrauen der gemeinen Leute eingebüßt haben. Jeſus brachte die großen Grundwahrheiten von einem Gott als Vater, ſtatt des zornigen moſaiſchen National-Gottes Jehova, der die Hebräer zu ſtolzen, ungeſelligen, engherzigen Wuchrern machte,—von ſeiner alles umfaſſenden Vorſehung,—und von einem ewigen Leben nach dem Tode in Umlauf beim Volke, und öffnete dadurch Millionen eine nie verſiegende Quelle des Troſtes: das reizte gegen ihn den Unwillen Aller, die ſeither vom Volkswahn vortheilten. Das Volk kannte damals großen Theils nur Religion ohne Moral, das kleine Häuflein der Denker nur Moral ohne Religion; Jeſus vereinigte beide; er lehrte Tugend als Frucht eines Gott ergebenen Herzens; er drang auf Gerechtigkeit gegen Unterdrückte, auf Achtung gegen Unglückliche, auf Schonung gegen Fehlende, weil Gott daran *Wohlgefallen habe*; er predigte Gleichheit vor Gott, *ohne Ansehen auf Stand, Amt, Vermögen, und andere irdiſche Vorzüge*

der beste Mensch der liebste sey, und vor dem Jeder gelte, was sein Herz werth ist: der Erfolg war, daß es seinen Feinden gelang, mit den höhern Ständen auch das Volk wider ihn aufzubringen, das gern alles verdächtiget, was vom Herkommen abweicht, und von partheiischen Richtern gegen ihn das Todesurtheil zu erwirken. Mit Jesus theilten von jeher viele Wahrheitsfreunde das gleiche Loos:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt. — Göthe.

Alle, die für Wahrheit das Opfer zu werden stark genug waren, erhob die feste Ueberzeugung: aufrecht und nach dem Licht der Sterne hinsehend, habe Gott den Menschen geschaffen, daß er wahr sey und gerecht, und für Wahrheit sterben, sey ein Tod für die Welt. Dieser Ueberzeugung getreu, beharrten sie im Diemste der Wahrheit, sogar gegen die Befehle der Regierung, die ihr Ansehen mißbraucht, so sie sich's anmaßt, durch Gebote über Lehren zu entscheiden, die keinen Richter, als das geistig Ueberlegene, anerkennen. Zu allen Zeiten hat sich die Macht der Wahrheit dadurch geoffenbaret, daß sie ihre Freunde mit hohem Muth beseelte, nicht nur kühn den Gewaltigen der Erde unter die Augen zu treten, sondern sogar allen Schreckuissen des Todes furchtlos entgegen zu gehen. Ihr Lichtstrahl zündete mit wunderbarer Schnelligkeit, und überwältigte alle, welche dagegen sich zu sträuben den Versuch machten. Vor ihrer Allgewalt zitterten selbst übermüthige Tyrannen, auf deren Befehl das Blut der Bekenner in Strömen floß, und legten am Ende beschämt die bluttriefenden Waffen aus der Hand, mit welchen sie gegen die Wahrheit einen vergeblichen Krieg führten. Es ist fast keine wichtige Wahrheit, besonders im Gebiete der Religion, gedenkbar, die nicht von Tausenden mit ihrem Blute unterzeichnet wäre. Der Weg, den da unser Geist genommen hat, ist mit den Knochen der erschlagenen Vorfahren gepflastert, und mit ihrem Blute getränkt. Vom Sieg der Wahrheit über ihre Feinde zeugen die Jahrbücher der Geschichte durch alle Jahrhunderte. Dieser Sieg ist uns durch den Plan der Vorsehung ver-

bürgt, nach welchem wir unser Heil auf dem Wege des Wahren und Guten erstreben sollen. Das Ziel menschlicher Bestimmung muß erreichbar seyn, was es nicht wäre, wenn uns der Weg dahin verlegt werden könnte. Das Reich der Wahrheit kann wohl bestürmt, aber nicht zerstört werden.

Der Probierstein des Wahren und Falschen, des Gewissen und des Trüglichen, des Zuverlässigen und des Schwankenden, ist von Gott jedem Menschen gereicht. Wir tragen ihn in uns. Was unser ganzes Wesen in reinem Einklang mit uns selbst bringt; was da macht, daß wir uns und alles was um uns her besser verstehen; was uns, wenn wir es annehmen und uns zueignen, das Dunkle aufklärt und das Geheimnißvolle deutet; was uns stärkt und erhebt, was uns tröstet und beruhiget, was nicht nur auf Augenblicke uns angenehm zerstreuet, sondern einen festen Grund uns darbietet, um das Haus unseres Friedens darauf zu bauen für alle kommenden Zeiten, und gegen jeden drohenden Sturm: das ist Wahrheit, das ist für uns Wahrheit. Sie besteht recht eigentlich in der vollkommenen Einheit unsers Wissens mit dem, was unsers Wissens Gegenstand ist. Der Begriff des Wahren umfaßt also das Richtige, das Angemessene, das Uebereinstimmende, das, was seyn soll, und was so ist, wie es seyn soll.

Das Wahre, das uns berührt, und dessen wir benöthigt sind, finden wir unfehlbar, wenn wir es so beharrlich als redlich suchen. Je aufmerksamer wir dabei sind; je tiefer wir in unser Inneres schauen; je sorgfältiger wir die günstigsten Augenblicke und die heiligsten Stimmungen unseres Herzens benutzen; je genauer und unpartheiischer wir alles vergleichen, was sich uns darbietet; je unbedingter, je kindlicher wir dem Rufe folgen, der uns von dem heiligen Richterstuhle in uns vernehmlich entgegen tönt: desto gewisser und schneller finden wir es, Irrungen im Nothwendigen, in der Hauptsache sind dann nicht möglich; wenigstens können sie nicht von langer Dauer seyn. Sind wir einmal dahin gekommen, daß wir über uns selbst, über unsere Natur und Bestimmung, über unser Verhältniß zu Gott, zur Welt, und zu unsern Mitmenschen, über Zweck und Ausgang unsers irdischen Daseyns, über Tod, Zukunft und Unsterblichkeit Aufschlüsse haben, aus denen uns Licht und Kraft, Friede und Freudigkeit, Muth und

Geduld, und jedes Heil des Lebens hervorgeht: dann erkennen wir, so weit dies von Menschen, die immer dem hohen Urbilde nur entgegen wachsen können, gesagt werden darf,—die Wahrheit. Der Christ, vom Lichte der Offenbarung umflossen, erkennt sie am reinsten; denn so, wie Jesus, hat die Geheimnisse des Menschenwesens Niemand vor ihm und nach ihm ausgesprochen. Ein Christ, und ein Eingeweihter der Wahrheit seyn, läuft auf eins hinaus.

So richtig das alles ist, so ist gleichwohl auch nicht zu läugnen, daß reine, feste, unpartheiische Wahrheitsliebe unter Menschen und Christen noch immer eine seltene Erscheinung sey. Es fehlt nicht an Menschen, welche alle Mittel anwenden, die Wahrheit zu unterdrücken; es giebt andere, welche vorsätzlich aus den niedrigsten Absichten sie verleugnen, verfälschen und zurückhalten; es giebt feige Sklaven, elende Lohndiener, verächtliche Heuchler, welche aus Menschenfurcht, aus Gewinnsucht, und ihrer eigenen besseren Ueberzeugung zuwider der Wahrheit entgegen arbeiten; bei weitem die Meisten sind träge, gleichgültig und kalt, wo es der Erforschung des Wahren gilt, und schon zum voraus gegen alles eingenommen, was ihren tief gewurzelten Vorurtheilen und Lieblingsneigungen widerspricht. Daher bei so Vielen der sichtbare Drang, alles, was Wahrheit heißt, verdächtig und zweifelhaft zu machen: es sind Leute, welche nur für Eitelkeit und Vergnügen, nur für die Angelegenheit des Körpers Sinn haben, und alles übrige keiner Aufmerksamkeit würdigen; es sind Leute von oberflächlichen Kenntnissen, die bei keiner Sache auf den Grund gehen, und doch auf ihr sparsames Wissen nicht wenig sich einbilden; es sind Leute, die durch dreiste Behauptungen sich ein Gewicht geben, vom großen Haufen sich unterscheiden, und vor der Welt als starke Geister sich zeigen wollen; es sind gemächliche Leute, die aufs Wahrheitforschen gar keinen Fleiß wenden, und denen das Nachdenken und Prüfen zu lästig fällt; es sind Leute vom Sektengeiste geblendet und beherrscht, die gern alles unbedingt verwerfen, was eine andere Parthei für wahr hält, die knechtisch an den Worten ihres Meisters, oder an den Aussprüchen ihrer Sekte hängen, und lieber die Wahrheit, als ihre Vorurtheile fahren lassen; es sind Leute, die im Bewußtseyn, daß die Wahrheit nie allgemein be-

liebt ſey, der vielvermögenden Mode des Zeitalters ſich fügen, das Heiligſte zu beſpötteln, um nicht vor der leichtſinnigen Menge als Sonderlinge zu erſcheinen; es ſind Leute, denen es ganz einerlei iſt, ob die Wahrheit erkannt oder nicht erkannt, geliebt oder gehaßt, befördert oder verhindert werde, und darum ohne ſonderliches Bedenken einſtimmen, wenn in loſer Geſellſchaft darüber losgezogen wird ꝛc.

Aus Allem ergiebt ſich, daß unſere Sinnlichkeit der Wahrheit größter Feind ſey. Die Regungen, wodurch die Sinnlichkeit ſich offenbaret, gehen nicht auf's Wahre, ſondern auf Befriedigung. Was ſie befriedigt, nennt der ſinnliche Menſch angenehm, ſo ſehr es auch die Vernunft mißbilligen mag. Wer uns täuſchen will, wendet ſich daher an unſere Sinnlichkeit, weckt Lüſte in uns, und nimmt ſie für ſeine Abſichten in Anſpruch. Aus ſtürmiſchen Wallungen des Bluts müſſen Wolken aufſteigen, die der Wahrheit Glanz verdüſtern. Die Geiſteskraft kann uns nicht himmelan treiben, das Wahre zu ſuchen, ſo lange die Leidenſchaft uns über uns ſelbſt verwirrt, und in den Staub uns hinabzieht.

Bei jedem Einzelnen hat die Sinnlichkeit ihr Eigenthümliches. Den Einen hindert am Verſtehen und Befolgen des Wahren ſein träges Gemüth, einen Andern ſein lebhafter, beweglicher Sinn. Dieſen ſtumpft niedrige Habſucht, jenen thieriſche Wolluſt ab, der Wahrheit Offenbarungen zu faſſen und zu benutzen. Dort glaubt man aus Rohheit nicht, hier nicht aus Ueberbildung. Bei dem hemmt Armuth jeden Aufſchwung des Geiſtes; jener kann vor lauter Wohlleben nicht zur Beſonnenheit kommen. Bei Manchem entſteht der Kaltſinn gegen Wahrheit aus einzelnen, ihm ſchon frühe anklebenden, und bei ihm vorherrſchenden Laſtern; bei Manchem dagegen iſt dieſe fürchterliche Entfremdung von Wahrheit und Recht mehr eine Folge ſpäterer Eindrücke. Gewiſſenloſe Eltern haben ihn verwildert aufwachſen laſſen; verderbliche Anblicke haben ſein Gefühl für das Gute im Keim erſtickt; Schmeichler haben ihn bethört; Spötter haben das noch wankende Gebäude ſeiner Anſichten und Begriffe erſchüttert; Furcht vor den Tonangebern in der Geſellſchaft hat ihn bewogen, eher zu fragen, was man gern höre, als, was angenehm bei Gott mache; Umgang mit Menſchen, deren höchſtes Glück in dem Genuſſe des Augen-

blicks liegt, hat ihn eingewiegt in eine gleiche Sorgloſigkeit über das Ferne, über das Unſichtbare und Ewige.

Soll das Licht der Wahrheit den Lebensweg erhellen, muß man ſie verſtehen; man kann einen Gedanken nicht richtig anwenden, wenn man ihn nicht begriffen hat. Einen Gedanken begreifen heißt aber mehr, als ihn blos Andern nachſprechen: der Geiſt muß ihn auffaſſen; er muß der Reihe unſerer übrigen Vorſtellungen und Kenntniſſe ſich anſchließen, und mit ihnen übereinſtimmen. Als bloße Gedächtnißhinterlage leiſtet er nicht, was er ſoll; wir können von ihm nicht ergriffen werden, wenn wir ihn nicht begreifen. Soll er als Lebensregel oder Triebfeder ſeine Kraft äußern, ſo müſſen wir ihn mit unſerer Geiſteskraft zum Eigenthum verarbeiten, in eigene Ueberzeugung aufnehmen. Ohne dieſe Ueberzeugung ſchwankt der Menſch bei jedem Schritte, den er auf dem Wege thut, der ihn ſeiner höhern Beſtimmung entgegen führen ſoll. Blos angelernte Wahrheit iſt in Beziehung aufs praktiſche Leben des Namens nicht werth; ſie iſt, was ein Licht, das nicht zündet, oder was ein Feuer, an dem man ſich nicht wärmen kann; ſie iſt dem Wegweiſer an der Straße ähnlich, von welchem die Arme abgenommen ſind. Das giebt Aufſchluß, warum die Ausbeute dieſer von Natur ſo ergiebigen Fundgrube meiſtens ſo gering iſt. Bei der Mehrheit iſt die Wahrheit blos angelernt; ſie bleibt daher auf der Oberfläche des Herzens liegen, und kann ſchon darum keine Frucht treiben. Die Keime des Guten liegen in der Tiefe des Gemüths, wohin dringen muß, was ihr Entfalten bewirken ſoll.

Mit aller Mühe, die man darauf verwendet, das Reich der Wahrheit zu erweitern, und ſich und Andere gegen Irrthum, Vorurtheil und Wahn zu verwahren, wird man nie ganz ans erſehnte Ziel kommen. Freie Unterſuchung vermag viel, aber nicht alles, ſo lange der Menſch in die Grenzen einer ſinnlichen Natur eingebannt bleibt. Zum Glück iſt ſeine geiſtige Natur ſtärker, und dadurch ſeiner Wahrheitsliebe die Bahn zum Sieg gebrochen. Irrthum, der nicht vorſätzlich, nicht Folge der Trägheit, ſondern der Geiſtesbeſchränktheit iſt, kann nicht als Sünde aufgerechnet werden. Irren iſt menſchlich; nur der Allweiſe irrt nicht. Irrthum iſt falſches Urtheil, das man für wahr hält; die Veranlaſſung

dazu ist der Schein. Wie leicht ist es, den Schein für Wirklichkeit zu nehmen? wer will es jedem Menschen zumuthen, alle Scheingründe, welche für eine Sache sprechen, genau durchzuschauen? kann man es dem gemeinen Manne verargen, wenn er z. B. nicht glaubt, daß die Erde sich um die Sonne bewege, und darauf besteht, daß diese wirklich auf- und untergehe?—So manche Ursachen außer dem Menschen, die nicht von ihm abhängen, geben seinen Gedanken und Urtheilen die erste Richtung, z. B. Erziehung, Unterricht, Lebensart, Umgang ꝛc.; würde es bei der großen Verschiedenheit dieser Ursachen nicht an ein Wunder grenzen, wenn alle Menschen in allen ihren Urtheilen zusammenträfen? Urtheil geht aus dem Verstande hervor; aber wer vermag es, alle Abstufungen der Verstandeskräfte zu berechnen? wie leicht gewinnt unter gewissen Umständen die Leidenschaft das Uebergewicht?—Freiseyn von allem Irrthum kann so wenig Vorrecht eines beschränkten Geistes seyn, als Freiseyn von Tod, Grab und Verwesung Vorrecht eines sterblichen Menschen ist.

Wie derjenige Mensch der schlimmste ist, der die meisten und größten Fehler an sich hat: so ist auch derjenige der beste, dem man die wenigsten und geringsten Fehler vorwerfen kann. So unvermeidlich indessen hienieden aller Irrthum ist: so ist doch die Forderung an den Menschen nicht unbescheiden, ihn allmählig zu besiegen, und des Wahren immer mehr in sich aufzunehmen; denn Wahrheit ist unentbehrliche Geistesnahrung. Um den Irrthum nach Möglichkeit zu besiegen, darf man sich aber im Kampfe mit ihm nicht übereilen; das Vorrücken zum Wahren gedeiht nur langsam, besonders wo vorerst die Empfänglichkeit bearbeitet werden muß.

Nur selten wird der Irrthum schnell geheilt,
Der Weise sucht ihn stufenweis zu besiegen;
Wer in dem edeln Kampf sich übereilt,
Der wird, o glaub' es mir, erliegen. — Pfeffel.

Man läßt in das Aug' des Menschen, dem der Staar gestochen worden, nicht auf einmal alle Lichtstrahlen fallen; sollte man beim Menschen, dem man den Staar des Vorurtheils stechen will, weniger behutsam seyn?—Lasse man zur Zeit noch die weniger gefährlichen und schädlichen Irrthümer auf sich beruhen, bis die gro-

bern beſeitigt ſind! zu raſches und gewaltſames Einreißen des Aufgebäudes hatte ſchon oft den Einſturz des Hauptbaues nach ſich gezogen. Das wenige Wahre iſt beim Volke mit Irrthümern zuweilen ſo verſchlungen, daß es mit der größten Schonung oft kaum möglich iſt, ohne Nachtheil den Knoten zu entwirren.

Viel beſſer für das Glück der Welt,
Iſt frommer Irrthum, der erhält,
Als kalte Weisheit, die zerſtöret. — Pfeffel.

Am allerſchlimmſten iſt man mit ſolchen daran, bei welchen der Irrthum ſyſtematiſch geworden iſt. Erlaubt man ſichs, am Lehrgebäude, in das er aufgenommen iſt, auch noch ſo ſanft zu rütteln: ſogleich erhebt ſich der Geiſt der Verketzerung, aus des Cerberus gelben Geifer erzeugt, um mit ſeiner ganzen Phalanx über den Verwegenen herzufallen, und ihm ein furchtbares Auto da Fe zu bereiten.

Mit dem Irrthum verwandt iſt das Vorurtheil, aber mit ihm nicht einerlei. Vorurtheil iſt jede Meinung, die ich vom Werth oder Unwerth einer Sache faſſe ohne vorangehende überzeugende Beweiſe. Alles, was ſo leicht weg, und ohne weitere Prüfung der Gründe als richtig und entſchieden wahr geglaubt wird, gehört in dieſe Kategorie, die Sache ſelbſt mag an ſich wahr oder falſch ſeyn. Wer eine vorgefaßte Meinung zu ſeinem Grundſatz, zur Richtſchnur ſeines Handelns macht; wer, nachdem ſeine Denkkraft entwickelt iſt, ſich alles Selbſtprüfens begiebt, und ſtets noch alles gutmüthig auf Treue und Glauben Anderer annimmt, denen er Kenntniß zutraut; wer mit dem Glauben ſich begnügt, und gemächlich an das Gegebene ſich hält, wo dem eigenen Nachdenken der Weg zur Ueberzeugung offen ſteht: deſſen Geiſt iſt befangen, iſt noch nicht mündig geworden, und daher in beſtändiger Gefahr, durch Verſchiebung ungeübter Urtheilskraft, den entehrendſten Irrthümern zu huldigen, und die größten Mißgriffe zu thun. Selbſt Frömmigkeit ſchützt nicht immer gegen ſolche Mißgriffe:

Wer eine Sach' nicht kennt, ſchimpft oft aus Eigenſinn;
Die Macht des Vorurtheils zeigt auch den Frommen hin.
Cronegk.

Da jeder Menſch mehr oder weniger beſchränkten Geiſtes iſt, ſo iſt auch das Vorurtheil allgemeines Erbe, nur ungleich an einzelne

Menschen vertheilt. Im Grunde war fast alles, was wir anfangs lernten und für wahr annahmen, Vorurtheil. Es bedarf oft einer langen Reihe von Jahren, bis der Mensch zum Selbstprüfen fähig wird; der Verstand der Meisten ist zu ungeübt, um sogleich höhere Wahrheit zu erfassen. So wenig sich Verstandeseifer plötzlich einimpfen läßt, so unmöglich ist es, alles Vorurtheil gewaltsam zu zerstören. Es ist schon viel gewonnen, wenn es gelang, seine Macht zu schwächen, und dasselbe in engere Schranken zurückzudrängen. Zu rasches Hinwegräumen der Vorurtheile ist meistens mit großer Gefahr verbunden. Man kann da nicht bedächtlich genug seyn; die beste Sache mißlingt durch übereilten Eifer; man hat es da mit einer Festung zu thun, die sich mit Sturm nicht nehmen läßt. Man muß oft der Pflege der Zeit überlassen, was man zur Zeit noch nicht ohne Gefahr vernichten kann. Wozu das Einreißen, wo man nicht sicher ist, Besseres dafür aufbauen zu können?—Lasse man doch dem Schwachen die Krücke, ehe er Kraft gewonnen hat, ohne sie zu gehen! Auf Vorurtheilen beruht oft des großen Haufens ganze Sittlichkeit und Religiösität: man lasse sie also doch unmittelbar verschont, aber bringe durch verständigen Unterricht in Schulen, Kirchen und Schriften bessere Begriffe ins Volk! Die Mutter darf ihrem Kind nicht sagen: lege deine Puppe weg! Das Kind wird sie aus eigenem Antriebe weglegen, wenn ihm einmal das Licht der Vernunft aufgegangen ist. Anstatt beim Volke herrschende Vorurtheile geradehin zu bestreiten, thut man gewöhnlich am besten, wenn man sie blos mit Stillschweigen übergeht. Besonders erheischt es die Klugheit, Vorurtheile mit Schonung zu behandeln, welche gleichsam durch das Verjährungsrecht in der Meinung des Volkes geheiligt sind. Man kann das Recht, frei zu denken, in Anspruch nehmen, ohne der Vorurtheile öffentlich zu spotten, welche dem eingeführten Glauben eine etwas schiefe Richtung gaben. Der ungestüme Reformator zieht sich dadurch Verdruß zu, ohne der guten Sache einigen Vorschub zu geben. Wer Andere nicht beunruhiget, wird selten verfolgt werden. Es ist verlorne Zeit, die man ohne vorangehende bessere Volksbildung gegen herrschende Vorurtheile verschwendet. Einmischungen dagegen vor einem noch ganz dummen Volke sind so wenig an ihrem Orte, als eine lateinische Kraftrede vor Zuhörern,

die kein lateinisches Wort verstehen. Wie gering ist fast noch überall die Empfänglichkeit für höhern Unterricht! Wie viele Menschen giebt es, die jedes Vernünfteln ermüdet! Wie viele, die sich so ganz dem Vergnügen hingeben, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, Höheres zu würdigen! Wie viele Ehrgeizige, die allein mit ihren Entwürfen zu schaffen haben! Wie viele Habsüchtige, die vom Vorurtheil leben! Wie gar Wenige, die gern sich belehren lassen!—Wo es so aussieht, sind meistens noch alle unmittelbaren Angriffe auf Vorurtheile vergeblich, und man thut ohne Vergleich besser, wenn man unmerklich auf dem Wege bessern Unterrichts an sie zu kommen sucht. Was man nie berührt, und wovon man gänzlich schweigt, das kömmt bald in Vergessenheit. Wiederholte Ausfälle regen gewöhnlich den Eigensinn auf, der gegen alles sich hartnäckig sträubt, was man ohne seine Zustimmung beseitigen will. Das mit Vorurtheilen bestrickte Volk hat viel Aehnliches mit einem Kinde, das desto straffer seine Puppe an sich zieht, je stärker sein Verdacht ist, daß man sie ihm nehmen wolle. Noch sind die Zeichen der Zeit nicht von der Art, daß man sich über die herrschenden Vorurtheile einen entscheidenden Sieg versprechen dürfte. Die Parthei der Freisinnigen hat gegenwärtig einen Augenblick der Bedrängniß zu überstehen, der durch begünstigende Umstände einige Dauer gewinnen kann. Wo Große und Pfaffen einander die Hand bieten, die Sache der Unvernunft und der Willkühr nicht fallen zu lassen; wo durch Schildwachen der Eintritt in den Tempel der Wahrheit verwehrt wird; wo noch alte Pergamente mehr gelten, als angeborne Menschenrechte; Frohndienste und Wallfahrten mehr, als freiwillige Opfer, von treuen Bürgern auf den Vaterlandsaltar gelegt, als fromme Herzensergießung in der Heimath; wo falsche Politik es von Neuem wieder darauf anlegt, Unwissenheit und erdrückten Freiheitssinn als Grundpfeiler unter Thron und Altar zu stellen: da hat der Wahrheitsfreund zur Zeit noch trübe Aussichten, daß man ihm's wohl nicht verargen kann, wenn er voll Unmuths ausruft:

O wahrlich traurig ists! man darf in unsern Zeiten
Die Wahrheit, aber nicht das Vorurtheil, bestreiten.

Die Vorurtheile stehen in so mancherlei Abstufungen über und unter einander, und sind in ihren Wirkungen so verschieden, daß es

Unsinn wäre, gegen alle sich gleich zu benehmen. Es giebt gewisse Vorurtheile, die nur dann besonders schädlich werden, wenn man sie vernichten will. Die Athenienser stutzten der Siegesgöttin die Flügel, damit sie nicht davon fliege; die Spartaner legten den Mars an eine eiserne Kette, um ihn zum Bleiben zu nöthigen.—Es giebt andere Vorurtheile, die nur äußerst langsam und still besiegt werden können, und welche man, um größern Schaden zu verhüten, noch stehen lassen muß, bis günstigere Zeiten und Umstände eintreten. Anders ist es mit solchen Vorurtheilen, die geradezu zur Immoralität führen; sie schonen, wäre Hochverrath an der Tugend. Auch Jesus schonte sie nicht. Zu den Vorurtheilen, gegen welche er am kräftigsten sich aussprach, gehören z. B. der Stolz auf die leibliche Abstammung von Abraham; der Glaube, daß Reichthum und zeitliche Güter die von Gott Geliebten bezeichneten; die Verdammung körperlich Gebrechlicher, als von Gott gestrafter Menschen; die Unthätigkeit für Leidende am Sabbat, und der gesammte damals herrschende Pharisäismus, der mit Gott durch fromme Aeußerlichkeiten sich abfand. Manches andere Vorurtheil, wodurch der Moralität weniger Abtrag geschah, ließ er, wie im Vorübergehen noch stehen, ohne es jedoch im Geringsten zu begünstigen. Er gab vielmehr den Weisen Winke darüber, und stellte die Prämissen hin, aus welchen die Nachwelt einst den Folgesatz ziehen möchte, der das Einsinken des Vorurtheils in sich selbst ohne alles Geräusche bewirkte. Ich hätte euch, sprach er zu den Seinigen, noch Manches zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht ertragen; geflissentlich hüllte ich Manches in Gleichnißreden ein, ich sprach in Bildern, um nicht durch Darstellung der nakten Wahrheit den Befangenen Anstoß zu geben.—Für den Wahrheitsfreund im Kampfe gegen Vorurtheile giebt es kein schöneres Vorbild; Jesu Beispiel ist ihm die sicherste Regel.

Wer es mit Vorurtheilen aufnimmt, gebe sich Mühe, sie ganz zu zerstören, und begnüge sich nicht mit halben Maaßregeln.—Wenn man einen Baum niedergehauen hat, ist es gut, seine Wurzeln zu vernichten, damit nicht in der Länge der Zeit die Schößlinge ihn wieder ersetzen. Der Lehrer, der sich zu schwach fühlt, ein bestimmtes Vorurtheil wegzuräumen, beschränke sich auf's Erhalten lassen, und hüte sich wenigstens, dafür das Wort zu nehmen.

Nichts ist für den ehrlichen Mann so erniedrigend und abstoßend, als so Jemand eingewurzelte Vorurtheile, da sie nun einmal da sind, in Schutz nimmt, sie wider seine eigene Ueberzeugung als ausgemacht der Menge vorträgt, und sich selbst das Ansehen giebt, sie erweisen zu wollen. Es dürfte leicht der Fall eintreten, daß ein Volk, das nun auf einmal sieht, wie lange es von seinen Führern vorsätzlich mißgeleitet wurde, aus stark erregtem Mißtrauen auch da nicht mehr glaube, wo es glauben sollte. Verbrecherisch vor Gott und Welt und Nachwelt ist die Scheinheiligkeit derjenigen, welche, um sich bei dem Volk in Ansehen zu setzen, und seine Gunst zu erjagen, mit großem Eifer für Lieblingsvorurtheile sprechen, so sehr sie ihr Inneres widersprechen mag. Dieses verderbliche Otterngezücht ist dasselbe noch, was es zur Zeit Jesu war. Es mögte das Volk in Wahn und Blindheit, und in Geist und Herz tödtendes Herkommen niederdrücken, um bequemer über dasselbe zu walten, und von seiner Unwissenheit sicherer unverdienten Vortheil zu ziehen. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß in der Welt Vorurtheil und Wahn so leicht Eingang finden, und nicht selten an denen eifrige Schutzredner bekommen, die dazu aufgestellt sind, für die Wahrheit thätig zu seyn. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung, oft aus Gefälligkeit, zuweilen sogar durch bloßes Zusammenseyn mit einem Wähnenden, durch Theilnahme an seinen übrigen guten Gesinnungeu auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit, wie sich das Gähnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Gemüthsstimmungen in uns übergehen, wie eine Saite der andern harmonisch antwortet. So schwer für den Lehrer die Aufgabe ist, wohlthätig dem Wahn entgegen zu wirken; so unverantwortlich wäre sein Benehmen, so er ihn begünstigte und in Schutz nehme. Die nachtheiligen Folgen sind nicht zu berechnen. Nachtheil ist im Gefolge jeden Wahns; keiner ist ganz unschädlich. Oft raubt ein leerer Wahn ein wirkliches Vergnügen. Ein Glück ist es, daß die Natur des Menschen meistens stärker ist, als angenommener Wahn, und daß sich fast noch überall der Wahn der Menschen mit dem Bedürfniß abzufinden weiß.

Von allem Wahn frei seyn ist ein Vorzug, dessen wenige Menschen und Völker sich rühmen können:

So manches Land, so mancher Wahn,
Es kömmt bei allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort nicht an;
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen. — Lichtwer.

Schon darum ist ein vergebliches Beginnen, es mit allem Wahn aufzunehmen. Man greife da an, wo Gefahr und Schaden am größten sind, aber mit möglicher Behutsamkeit, Umsicht und Schonung! Wahn und Wahnsinn sind nicht so weit von einander, als man glaubt. So lange der Wahn sich gleichsam in einem Winkel der Seele aufhält, und nur wenige Ideen angreift, behält er seinen Namen; aber er entartet zum Wahnsinn, sobald er seine Herrschaft weiter ausdehnt, und durch lebhaftere Handlungen sichtbar erscheint. Ist es einmal so weit gediehen, oder grenzt auch nur der Wahn an Wahnsinn; dann ist's bedenklich, auf ihn einen Ausfall zu wagen. Das Sturmlaufen frommt nirgends weniger, als wo es verjährtem Wahn gilt.

Gefährlich ist den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn;
Jedoch der Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Erzblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein. — Schiller.

THE PROPE[illegible] OF THE NEW YORK SOCIETY LIB[illegible]

Aufklärung.

Zu keiner Zeit und in keinem Stande fehlte es ganz an Feinden des Lichts, und an Freunden der Finsterniß. Selbst unter Männern, die in hohen Aemtern stehen, sogar unter denen, die sich Lehrer und Führer der Christen nennen, findet das Licht Widerspruch. Sie gleichen so ziemlich der alten Schnecke, die ihre Jungen um Gotteswillen beschwor, daß sie sich ja nicht verlaufen, und muthwillig ins Unglück rennen. Manche bedauern im vollen Ernste,

daß man die Dummheiten des Mittelalters nicht gleichsam in Spiritus hängen kann, um sie vor der moralischen Verwesung zu bewahren. Sie sollten vor dem Lichte weniger Scheue haben, da es eigentlich nur Schmetterlinge und Mücken sind, die daran ihre Flügel versengen; Fledermäuse und Eulen haben nichts zu besorgen, denn sie sind stärkerer Natur, verlöschen das Licht, und saufen das Oel aus der Lampe.

Die Macht des Vorurtheils muß groß seyn, daß selbst in gebildeten Ständen sich Männer finden, die sich und Andere bereden wollen, man gehe sicherer ohne Licht, und ein besserer Unterricht könne die geringern Volksklassen unzufrieden mit ihrem Stande machen; Männer, welche im Ernste zu besorgen scheinen, aus höherer Bildung des Volkes gehen gefährlicher Unglaube, Freigeisterei, Irreligiosität, Ungehorsam, und Ekel an niedriger Berufsarbeit hervor. Der Kurzsichtigste sollte es doch einsehen, daß das keine Früchte des gediegenern Unterrichts und der Wahrheit, sondern der Unwissenheit und des Irrthums sind. Wer möchte glauben, der Landmann und gemeine Bürger werde darum arbeitsamer, wirthschaftlicher, und der Obrigkeit gehorsamer, weil er unwissend, abergläubig, roh, und in allem, was außer seiner Werkstatt, außer seinem Stall und Acker liegt, unbehülflich ist? — Die Erfahrung spricht für das Gegentheil. Schlechtes kann nur zum Schlechten führen, und weder dem Staat noch der Kirche kann Nachtheil bringen, was den Menschen verständiger und besser macht. Selbst die Religion kann durch Wachsthum menschlicher Einsicht nur gewinnen. Es ist hier nicht von einer Aufklärung die Rede, die man blos zum Gepränge erniedrigt.

Im Ernste wird doch wohl Niemand, der unbefangen urtheilt, behaupten, ein Land sey darum schlimmer daran, weil da alles mit Sachkenntniß getrieben wird. Man denke sich dagegen ein Land, wo noch der Bauer und Handwerker daran gewöhnt sind, alles so zu machen, wie es der Vater und Großvater gemacht haben. Vater Michel z. B. hat alle Wallfahrten besucht, allen Prozessionen beigewohnt, hat, statt seine Aecker mit Dünger zu belegen, einen Kapuziner ersucht, dieselbe zu benediciren, und das Weitere dem lieben Gott überlassen; und der Sohn macht es nicht anders, weil er an Frömmigkeit nicht zurückstehen will, und alle

Neuerungen haßt. Man denke ſich ein Land, eine Gegend, eine Gemeinde, wo man abſichtlich den Geiſt eigener Unterſuchung eindämmt, wo das Selbſtdenken als ſchwere Sünde gilt, wo man ſich ſtreng auf die Grenzen des Herkommens einbannt, wo man ſich begnügt, die Lehren der Kirche der Jugend mühſam ins Gedächtniß zu trichtern. Herr Pfarrer Finſterwald ereifert ſich für Orthodoxie; er ſchimpft gewaltig auf Ketzer; gegen jede Verbeſſerung im Jugendunterricht erwacht ſein Ingrimm; er treibt gemächlich ſein Amt als heiliges Frohnwerk der Kirche, in deren Helldunkel ihm wohl iſt; er kann ſich bis zum Erbrechen ärgern, wenn irgend Einer ſeines Berufes vom Alten abgeht; er iſt nie heiterer, als wenn er mit ſeinen Geiſtesverwandten neben dem gefüllten Humpen in ſein Lieblingslied einſtimmen kann:

Wir hangen feſt am Alten,
Und wie's bis Dato war,
So wollen wir es halten
Getreulich Jahr für Jahr.
Nach Neuerungen ſtreben,
Fall' Keinem von uns ein!
Hübſch feſt am Alten kleben!—
Soll unſer Wahlſpruch ſeyn.

Was frommen Neuerungen?
O hofft davon kein Heil!
Uns wird, ſind ſie gelungen,
Nur neue Laſt zu Theil:
Man ruft uns ungebeten
Aus unſrer goldnen Ruh',
Und neue Sorgen treten
Den alten Sorgen zu.

Sprecht!—ſchläft's im alten Neſte
Sich nicht recht angenehm?—
Der ält'ſte Rock der beſte!
Denn der ſitzt hübſch bequem.
Wer wollt' nicht frei von Wehen,
Zufrieden und beglückt,
Im alten Stiefel gehen,
Wenn ihn der neue drückt?—

Drum lebe hoch das Weiſt,
Der Sinn für's Alte hegt,
Und im gewohnten Gleiſe
Sich ruhig fort bewegt!

Kein Grobey nach Rosarnen
Belastet ihm sein Haupt;
Durch keine neue Normen
Wird ihm sein Schlaf geraubt.

Schwört Brüder, feste Treue
Dem alten Schlendrian!
Auf ewig sey das Neue
In Acht und Bann gethan!
Und will man reformiren,
So laßt mit lautem Nein
Uns kräftig protestiren,
Und stets die Alten seyn! — B—d—l.

Man denke sich ein Land, dessen Einwohner mit ihrem Vieh fast auf gleicher Linie stehen, und bei denen Stumpfsinn keinen vernünftigen Gedanken aufkommen läßt; man denke sich auch nur eine Gemeinde oder sogar eine einzelne Familie, wo noch hergebrachter Schlendrian allgemeine Regel des Gewerbes ist, wo Alle über Einen herfallen, der über die Schranken der Gewohnheit tritt, und wo jede noch so nützliche Entdeckung als Hochverrath am lieben Alten gilt; wo fürs Wahre und Gute nicht Gründe entscheiden, sondern wo diese verjährten Vorurtheilen weit nachstehen müssen: wie wäre es da auch nur möglich, daß auf die Dauer Volks- und Familienglück gedeihe?—Wo kein Geist waltet, erstarrt das öffentliche Leben. Das Flechtwerk zwischen geistiger und körperlicher Thätigkeit ist unentbehrlich, wenn menschliches Wohlseyn fest begründet werden soll.—

Es ist sonderbar, wie viele Große die Aufklärung der untern Stände für sich so gefährlich halten können. Fast allgemein gehen dermalen die Grundsätze, welche sie befolgen, auf das Wort zurück hinaus. Einen guten Feldherrn, sagt man, erkenne man am besten an seinen Rückzügen. In Lappland, nicht in Griechenland, bleibe es den ganzen Sommer über Tag. Die Natur habe selbst deutlich angezeigt, daß rückgängige Bewegung nirgends ausbleiben könne, weil man allenthalben Gerippe von Mammuthen, Elephanten, und Hölenbären an Orten finde, wo längst die Art ausgestorben, und wieder auf Ratzen und Maulwürfe und Hasen zurückgegangen sey, und weil selbst die Meere vom Lande zurücktreten. Diese Herren, welche sich nur ruhig und

wohlbefinden, so lange die Menschen ihnen blindlings unterworfen sind, und schweigend ihren Befehlen sich fügen, und welchen schon der Gedanke unausstehlich ist, sie möchten bei zunehmender Volksbildung schärfere Beobachter und Beurtheiler ihrer Handlungen und ihres Werthes bekommen, müssen freilich eine gewisse Finsterniß sich zuträglicher finden, und es kann ihnen nicht angenehm seyn, wenn es sogar Leuten der niedrigsten Stände möglich gemacht wird, ihr Treiben und ihre Absichten zu durchschauen. Aber hätten sie nicht mehr Ehre davon, so sie das Volk durch Bildung sich näher rückten, und dessen Vertrauen durch redliche Fürsorge, die das Tageslicht erträgt, in Anspruch nehmen?—Ziemt es sich, daß eine freisinnige Regierung, der das öffentliche Wohl höchstes Gesetz ist, das Tageslicht scheue?—Ich bedaure die Herren, so sie im Ernste besorgen, das Volk möchte ihren über den Kopf wachsen. Das geht so schnell nicht. Noch ist kein Volk in geradlinigter Bewegung fortgeschritten. Viele gingen wieder dahin, wovon sie ausgegangen sind. Oft gab ein einziges Unternehmen, eine einzige Begebenheit der geraden Linie einen unerwarteten Nebenstoß. Wir leben in Zeiten, in welchen diese Behauptung sich bis zur Anschauung bewährte. Die höchste Bildungsstufe giebt keine Schutzbriefe gegen das Loos der Vergänglichkeit. Volksbildung gedeiht sehr langsam und fast unmerklich. Es braucht ungemein viel, bis ein wohlthätiger Lichtstrahl der Aufklärung bis zu den niedrigsten Volksklassen hinab dringt. Ein einziges Beispiel neuerer Zeit aus einem Lande, wo für Volksbildung viel geschah, sagt darüber alles. „Eine Gemeinde kam bei ihrer Regierung bittend um einen neuen wettergerechten Pfarrer ein, wie der Verstorbene war.“ Wo es noch so aussieht, darf der Mann im öffentlichen Amt nicht sonderlich eilen, um voran zu kommen; läßt er sich denn doch vom Volke, das unter seinen Befehlen steht, auf dem Schneckengange einholen, dann wird ihm, was ihm von Rechtswegen gebührt: verdiente Verachtung; und er hätte nie weiter, als bis zum Waibel, avanciren sollen.

Daß viele Geistliche gegen Volksaufklärung das Wort nehmen, ist leicht begreiflich: geistlich und geistig waren stets die größten Gegner, und daher bleibt die geistige Macht der beste Cordon gegen die geistliche jenseits der Alpen. Viele Geistliche zog nicht das

Herz ins heilige Amt, sondern die Hoffnung bequemen Lebens am Barren der Kirche: wie könnte man ihnen Anstrengung zumuthen, im bessern Geist ihren Beruf zu treiben?—Sie haben es immer schwerer mit einem Volke zu thun, das selbst liest und selbst denkt, als mit einem solchen, das nicht weiter denkt, als man es gerne denken läßt. Um nicht aus dem Geleise gewohnter Gemächlichkeit geworfen zu werden, schieben sie sich selbst gefällig als Conservatoren alter Orthodoxie vor, und sind nur dann geschäftig, wo es darum zu thun ist, nichts Vernünftiges aufkommen zu lassen, was ihre Behaglichkeit gefährden könnte. Sie sehen wohl ein, daß ein helleres Licht die Dampfwolken der Mystik, in welche sie sich bisher einhüllten, zerstreuen, und sie selbst von bisheriger Strahlenhöhe herabsinken müßten, zur Kränkung und Schande, die sie sich ersparen möchten. Sie wußten daher von jeher, wie Moses, ein Gehäge um Sinai zu machen, ihren Berg zu heiligen, und dem Volke das Hinansteigen zu verbieten, damit es der Herr nicht zerschmettere in seinem Zorn. Das Volk sollte die Herrlichkeit des Herrn immer nur sehen—von hinten!—Es verhielt sich zu allen Zeiten mit dem geistigen Licht, wie mit dem körperlichen: wie dieses von Allen geliebt wird, außer von Blödsüchtigen und Verbrechern, so jenes von Allen, außer von Schwachköpfen und Betrügern. Daß sich an die Eiferer gegen Aufklärung bejahrte Männer oft anschließen, welche sich in den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht mehr finden können, ist verzeihlich;—zu alt und unthätig geworden, um mit fortzuschreiten, und noch immer etwas Neues zu lernen—gefallen sie sich im geschlossenen Kreise eigenen Wissens, und schreiben gern alles Schlimme, das der Zeitendrang herbeiführte, auf Rechnung der Aufklärung, die ihnen unausstehlich ist. Es beleidigt ihre Eigenliebe, so in neuerer Zeit Ansichten umgesetzt werden, die mit ihren bisherigen im Widerspruche liegen, und es thut ihnen weh, dadurch das Gebäude von Meinungen, in welchem ihnen bisher so wohl war, nun auf einmal vernichtet zu sehen.

Wahre, nicht übertriebene, Aufklärung, unter was immer für einem Gewand, kann nur Segen bringen; das liegt im Begriffe der Sache. Aufklärung heißt, sich Mühe geben, die Menschen richtig denken zu lernen; heißt hell machen, was vorhin dunkel

war; heißt Licht über das verbreiten, was zu wiſſen frommt; heißt die Begriffe der Menſchen berichtigen, und ſie von Irrthümern und Vorurtheilen reinigen. Aufklärung iſt Würdigung der Dinge nach Vernunftgründen, nicht nach alter Gewohnheit. Nicht Unglaube, Gebrauch des Glaubens; nicht was aus der Fremde neu kommt, ſondern was den Menſchen lehrt: ſeyn, wie er ſoll, aus neuen Beweggründen, feſter als zuvor: das iſt Aufklärung. Dem Auge und der Vernunft des Menſchen iſt es gleich unbehaglich im Dunkel. Nur ſo lange der Menſch ſchläft, mag es Nacht ſeyn; wenn er wirken ſoll, muß es Tag werden. Ein helles, reines Licht und ein geſundes Auge in Wechſelwirkung können nie gefährlich werden. Der Menſch beſchränkten Wiſſens kann allerdings gut, fromm und tugendhaft ſeyn; aber jemehr doch ſein Verſtand erleuchtet iſt, deſto erhabener wird ſeine Gottesverehrung, deſto reiner ſeine Tugend. Es iſt freilich wahr, daß durch Aufklärung nicht immer Ruhe in's Herz komme, und mancher Aufgeklärte möchte wohl auf ſich anwenden, was einſt Virgil ſchrieb: quaesivi coelo lucem, ingemuique repertam; aber damit wird doch nicht geſagt, daß Aufruhr des Herzens Frucht der Aufklärung ſey, ſondern nur, daß dem bewegten Herzen die Aufklärung nicht immer die Wage halte, und daß dadurch oft die Unruhe deſſelben nur noch fühlbarer und peinlicher werde.

Wenn die Aufklärung nicht ſo wohlthätig wirkt, als ſie könnte und ſollte, und wenn durch ſie weder die großen, noch die kleinen Menſchen merklich an Beſſerung gewonnen haben: ſo kommt es zuverläſſig nur daher, daß ſie noch keine Selbſtſtändigkeit erhalten hat, daß man in ihrem Laufe ſie drängte, und mitunter eine ſchiefe Richtung ihr gab. Ihre Geſchichte verwickelt ſich ganz im Wirbel der Zeit. Sie läßt ſich vor- und rückwärts wälzen, und ſtimmt ſich nach dem Ton des herrſchenden Geiſtes; denn es mangelt ihr das Nothwendigſte, die Einheit. Aufklärung gegen Aufklärung. Ihre Wortführer ſind ſo verſchiedenen Sinnes, ihr Ton ſo leidenſchaftlich und gebieteriſch, ihr Streben ſo ungleich, daß man nothwendig an ihnen irre werden muß. Was Einer baut, reißt der Andere nieder; während der Eine heller ſieht, ſieht der Andere Alles; dann kömmt ein Dritter, der nur fühlt, ein Vierter, der nur glaubt; ein Fünfter, der erſt unterſucht, ob wir etwas und

was wir wissen können? Dieses Schwanken war von jeher in allen Aufklärungsperioden sichtbar; in der ersten sollte Alles reformirt und verbessert werden; in der zweiten wurde Alles, das Verbesserte, wie das Alte, bezweifelt; in der dritten über das Eine, wie über das Andere gespottet; in der vierten wurden alle rechtliche und sittliche Begriffe, sogar die Sprache verkehrt, daß Lüderlichkeit und Zügellosigkeit sich wie ein Strom über alle Stände ergossen, und Aufstand die Weisheit des Tages wurde. Auf das Jahrhundert der Reformation folgte unmittelbar jenes des Descartes, Bayle und Spinoza; darauf das Zeitalter eines Voltaire, Le-Mettrie und der Encyclopädisten; auf dieses die schönen Zeiten der Französischen Revolution, und endlich die gegenwärtige Periode, in welcher ein philosophisches System das andere drängte. Ist's ein Wunder, daß noch in der neuesten Zeit des Einreißens und Bauens kein Ende wurde, und daß man bis dahin den ersehnten Ruhepunkt nicht fand? Mögen sich dermalen Viele mit ihrer Weisheit brüsten; so viel liegt am Tage, daß sie den Stein der Weisen noch nicht gefunden haben, und daß nicht Alles Gold war, was die Sonne ihrer Aufklärung ausgekocht hat. Es ist ein großer Mißgriff, so man die Aufklärung in hohen philosophischen Systemen sucht. Aufgeklärt seyn und gelehrt seyn sagen nicht dasselbe. Wenn Freunde der Aufklärung behaupten, sie sey nothwendig und heilsam: so wollen sie damit nicht sagen, daß jeder ohne Unterschied alle im Umlaufe befindlichen Erkenntnisse besitzen müsse, sondern Jeder soll genau und deutlich wissen, was er in seiner Lage, und auf dem Standpunkte, auf welchen die Fürsehung ihn gestellt hat, bedürfe, um seine Pflichten treulich erfüllen und seine Rechte behaupten zu können.

Nur wer mit eignen Augen siehet,
Und just für seinen Stand gelehret,
Und weis' zu werden sich bemühet,
Der nennt mit Recht sich aufgeklärt.

Der Fürst, der seine Pflichten kennet,
Die Unterthanen Brüder nennet,
Die Menschheit auch im Bettler ehrt,
Durch Liebe herrscht, ist aufgeklärt.

Der Rath, der das Gesetz verstehet,
Den graden Weg des Rechtes gehet,
Der Argliß und Gewaltthat wehret,
Den nennt der Denker aufgeklärt.

Der Prediger, welcher Duldung lehrt,
Und dürre Dogmen so behandelt,
Daß er sie in Moral verwandelt,
Der ist und machet aufgeklärt.

Der Bürger, der nach seiner Weise
Das Gute thut im engen Kreise,
Gesetz, Vernunft und Menschheit ehrt,
Ha! wäre der nicht aufgeklärt?

Der Landmann, der in seinem Stande
Vergnügt ist, und im Vaterlande
Ein nützlich Glied zu seyn begehrt,
Ist nicht gelehrt, doch aufgeklärt. — Sch—r.

Die Aufklärung muß Maaß und Ziel halten, und man muß sie in ihrem Laufe nicht drängen. Man verfehlt den Zweck, wenn man sie mehr durch Donnerschläge, als durch eine sanfte Morgenröthe herbeiführen will. Der Uebergang zu bessern Begriffen geschieht nicht plötzlich. Das Forciren im Gebiete des Wissens frommt nicht, am allerwenigsten beim Volke. So sehr es zu wünschen ist, daß es mit der Aufklärung so weit und so tief getrieben werde, als immer möglich, bis in die entferntesten Länder hinein, und in die untersten Stände hinab: so ist doch das unzeitige und ewige Steigen derselben nicht rathsam. Man muß den Völkern kein reicheres Maaß von Kenntnissen ertheilen, als sie zur Zeit fassen können. Halte man doch die Weisen der ältern Schule in Ehren, die dem Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug bleiben, um auf beide einwirken zu können! Man bitte den Himmel, daß diese menschlichern Weisen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreute und erwärmte, nie unter uns aussterben mögen! — Volksaufklärung kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichts langsam und stufenweise bewirkt werden. — Mit der größten Anstrengung wird man es nie dahin bringen, daß im Volke die Erleuchtung allgemein werde; weil dazu die Mittel zu beschränkt sind, in den Händen einer zu kleinen Anzahl liegen, zu sehr vom Zufall, und, was noch schlimmer ist, von der Willkühr der Machthaber abhangen, und es fast noch überall am gesunden Auge fehlt, das ungeschwächte Licht ohne Gefahr in sich aufzunehmen. Es ist in der moralischen, wie in der physischen Welt: ein zu starkes Licht blendet, so lange noch das Auge blöde

dern beseitigt sind! zu rasches und gewaltsames Einreißen des Angebäudes hatte schon oft den Einsturz des Hauptbaues nach sich gezogen. Das wenige Wahre ist beim Volke mit Irrthümern zuweilen so verschlungen, daß es mit der größten Schonung oft kaum möglich ist, ohne Nachtheil den Knoten zu entwirren.

Viel besser für das Glück der Welt,
Ist frommer Irrthum, der erhält,
Als kalte Weisheit, die zerstöret. — Pfeffel.

Am allerschlimmsten ist man mit solchen daran, bei welchen der Irrthum systematisch geworden ist. Erlaubt man sichs, am Lehrgebäude, in das er aufgenommen ist, auch noch so sanft zu rütteln: sogleich erhebt sich der Geist der Verketzerung, aus des Cerberus gelben Geifer erzeugt, um mit seiner ganzen Phalanx über den Verwegenen herzufallen, und ihm ein furchtbares Auto da Fe zu bereiten.

Mit dem Irrthum verwandt ist das Vorurtheil, aber mit ihm nicht einerlei. Vorurtheil ist jede Meinung, die ich vom Werth oder Unwerth einer Sache fasse ohne vorangehende überzeugende Beweise. Alles, was so leicht weg, und ohne weitere Prüfung der Gründe als richtig und entschieden wahr geglaubt wird, gehört in diese Kategorie, die Sache selbst mag an sich wahr oder falsch seyn. Wer eine vorgefaßte Meinung zu seinem Grundsatz, zur Richtschnur seines Handelns macht; wer, nachdem seine Denkkraft entwickelt ist, sich alles Selbstprüfens begiebt, und stets noch alles gutmüthig auf Treue und Glauben Anderer annimmt, denen er Kenntniß zutraut; wer mit dem Glauben sich begnügt, und gemächlich an das Gegebene sich hält, wo dem eigenen Nachdenken der Weg zur Ueberzeugung offen steht: dessen Geist ist befangen, ist noch nicht mündig geworden, und daher in beständiger Gefahr, durch Verschiebung ungeübter Urtheilskraft, den entehrendsten Irrthümern zu huldigen, und die größten Mißgriffe zu thun. Selbst Frömmigkeit schützt nicht immer gegen solche Mißgriffe:

Wer eine Sach' nicht kennt, schimpft oft aus Eigensinn;
Die Macht des Vorurtheils reizt auch den Frommen hin.
Cronegk.

Da jeder Mensch mehr oder weniger beschränkten Geistes ist, so ist auch das Vorurtheil allgemeines Erbe, nur ungleich an einzelne

Menschen vertheilt. Im Grunde war fast alles, was wir anfangs lernten und für wahr annahmen, Vorurtheil. Es bedarf oft einer langen Reihe von Jahren, bis der Mensch zum Selbstprüfen fähig wird; der Verstand der Meisten ist zu ungeübt, um sogleich höhere Wahrheit zu erfassen. So wenig sich Verstandeseifer plötzlich einimpfen läßt, so unmöglich ist es, alles Vorurtheil gewaltsam zu zerstören. Es ist schon viel gewonnen, wenn es gelang, seine Macht zu schwächen, und dasselbe in engere Schranken zurückzudrängen. Zu rasches Hinwegräumen der Vorurtheile ist meistens mit großer Gefahr verbunden. Man kann da nicht bedächtlich genug seyn; die beste Sache mißlingt durch übereilten Eifer; man hat es da mit einer Festung zu thun, die sich mit Sturm nicht nehmen läßt. Man muß oft der Pflege der Zeit überlassen, was man zur Zeit noch nicht ohne Gefahr vernichten kann. Wozu das Einreißen, wo man nicht sicher ist, Besseres dafür aufbauen zu können?—Lasse man doch dem Schwachen die Krücke, ehe er Kraft gewonnen hat, ohne sie zu gehen! Auf Vorurtheilen beruht oft des großen Haufens ganze Sittlichkeit und Religiösität: man lasse sie also doch unmittelbar verschont, aber bringe durch verständigen Unterricht in Schulen, Kirchen und Schriften bessere Begriffe ins Volk! Die Mutter darf ihrem Kind nicht sagen: lege deine Puppe weg! Das Kind wird sie aus eigenem Antriebe weglegen, wenn ihm einmal das Licht der Vernunft aufgegangen ist. Anstatt beim Volke herrschende Vorurtheile geradehin zu bestreiten, thut man gewöhnlich am besten, wenn man sie blos mit Stillschweigen übergeht. Besonders erheischt es die Klugheit, Vorurtheile mit Schonung zu behandeln, welche gleichsam durch das Verjährungsrecht in der Meinung des Volkes geheiligt sind. Man kann das Recht, frei zu denken, in Anspruch nehmen, ohne der Vorurtheile öffentlich zu spotten, welche dem eingeführten Glauben eine etwas schiefe Richtung gaben. Der ungestüme Reformator zieht sich dadurch Verdruß zu, ohne der guten Sache einigen Vorschub zu geben. Wer Andere nicht beunruhiget, wird selten verfolgt werden. Es ist verlorne Zeit, die man ohne vorangehende bessere Volksbildung gegen herrschende Vorurtheile verschwendet; Einmischungen dagegen vor einem noch ganz dummen Volke sind so wenig an ihrem Orte, als eine lateinische Kraftrede vor Zuhörern,

die kein lateiniſches Wort verſtehen. Wie gering iſt faſt noch überall die Empfänglichkeit für höhern Unterricht! Wie viele Menſchen giebt es, die jedes Vernünfteln ermüdet! Wie viele, die ſich ſo ganz dem Vergnügen hingeben, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, Höheres zu würdigen! Wie viele Ehrgeizige, die allein mit ihren Entwürfen zu ſchaffen haben! Wie viele Habſüchtige, die vom Vorurtheil leben! Wie gar Wenige, die gern ſich belehren laſſen!—Wo es ſo ausſieht, ſind meiſtens noch alle unmittelbaren Angriffe auf Vorurtheile vergeblich, und man thut ohne Vergleich beſſer, wenn man unmerklich auf dem Wege beſſern Unterrichts an ſie zu kommen ſucht. Was man nie berührt, und wovon man gänzlich ſchweigt, das kömmt bald in Vergeſſenheit. Wiederholte Ausfälle regen gewöhnlich den Eigenſinn auf, der gegen alles ſich hartnäckig ſträubt, was man ohne ſeine Zuſtimmung beſeitigen will. Das mit Vorurtheilen beſtrickte Volk hat viel Aehnliches mit einem Kinde, das deſto ſtraffer ſeine Puppe an ſich zieht, je ſtärker ſein Verdacht iſt, daß man ſie ihm nehmen wolle. Noch ſind die Zeichen der Zeit nicht von der Art, daß man ſich über die herrſchenden Vorurtheile einen entſcheidenden Sieg verſprechen dürfte. Die Parthei der Freiſinnigen hat gegenwärtig einen Augenblick der Bedrängniß zu überſtehen, der durch begünſtigende Umſtände einige Dauer gewinnen kann. Wo Große und Pfaffen einander die Hand bieten, die Sache der Unvernunft und der Willkühr nicht fallen zu laſſen; wo durch Schildwachen der Eintritt in den Tempel der Wahrheit verwehrt wird; wo noch alte Pergamente mehr gelten, als angeborne Menſchenrechte; Frohndienſte und Wallfahrten mehr, als freiwillige Opfer, von treuen Bürgern auf den Vaterlandsaltar gelegt, als fromme Herzenserhebung in der Heimath; wo falſche Politik es von Neuem wieder darauf anlegt, Unwiſſenheit und erdrückten Freiheitsſinn als Grundpfeiler unter Thron und Altar zu ſtellen: da hat der Wahrheitsfreund zur Zeit noch trübe Ausſichten, daß man ihm's wohl nicht verargen kann, wenn er voll Unmuths ausruft:

O wahrlich traurig iſt's, man darf in unſern Zeiten
Die Wahrheit, aber nicht das Vorurtheil, bestreiten.

Die Vorurtheile ſtehen in ſo mancherlei Abſtufungen über und unter einander, und ſind in ihren Wirkungen ſo verſchieden, daß es

Unsinn wäre, gegen alle sich gleich zu benehmen. Es giebt gewisse Vorurtheile, die nur dann besonders schädlich werden, wenn man sie vernichten will. Die Athenienser stutzten der Siegesgöttin die Flügel, damit sie nicht davon fliege; die Spartaner legten den Mars an eine eiserne Kette, um ihn zum Bleiben zu nöthigen.—Es giebt andere Vorurtheile, die nur äußerst langsam und still besiegt werden können, und welche man, um größern Schaden zu verhüten, noch stehen lassen muß, bis günstigere Zeiten und Umstände eintreten. Anders ist es mit solchen Vorurtheilen, die geradezu zur Immoralität führen; sie schonen, wäre Hochverrath an der Tugend. Auch Jesus schonte sie nicht. Zu den Vorurtheilen, gegen welche er am kräftigsten sich aussprach, gehören z. B. der Stolz auf die leibliche Abstammung von Abraham; der Glaube, daß Reichthum und zeitliche Güter die von Gott Geliebten bezeichneten; die Verdammung körperlich Gebrechlicher, als von Gott gestraften Menschen; die Unthätigkeit für Leidende am Sabbat, und der gesammte damals herrschende Pharisäismus, der mit Gott durch fromme Aeußerlichkeiten sich abfand. Manches andern Vorurtheils, wodurch der Moralität weniger Abtrag geschah, ließ er, wie im Vorübergehen noch stehen, ohne es jedoch im Geringsten zu begünstigen. Er gab vielmehr den Weisen Winke darüber, und stellte die Prämissen hin, aus welchen die Nachwelt einst den Folgesatz ziehen möchte, der das Einsinken des Vorurtheils in sich selbst ohne alles Geräusche bewirkte. Ich hätte euch, sprach er zu den Seinigen, noch Manches zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht ertragen; gefliſſentlich hüllte ich Manches in Gleichnißreden ein, ich sprach in Bildern, um nicht durch Darstellung der nakten Wahrheit den Befangenen Anstoß zu geben.—Für den Wahrheitsfreund im Kampfe gegen Vorurtheile giebt es kein schöneres Vorbild; Jesu Beispiel ist ihm die sicherste Regel.

Wer es mit Vorurtheilen aufnimmt, gebe sich Mühe, sie ganz zu zerstören, und begnüge sich nicht mit halben Maaßregeln.—Wenn man einen Baum niedergehauen hat, ist es gut, seine Wurzeln zu vernichten, damit nicht in der Länge der Zeit die Schößlinge ihn wieder ersetzen. Der Lehrer, der sich zu schwach fühlt, ein bestimmtes Vorurtheil wegzurämmen, beschränke sich auf's Ebenen lassen, und hüte sich wenigstens, dafür das Wort zu nehmen.

die ſich ſelbſtgefällig als Reformatoren der Welt vordrängen: kommen bittere Früchte zum Vorſchein. Entzündeter ſchlechter Thran, ſtatt reinen Oels, dampft nur aber leuchtet nicht, und beengt die Bruſt faſt bis zum Erſticken. Sieht man die Religion verachtet, die Moral ohne Stütze, die Geſetze ohne wirkſame Kraft, die Erziehung der Jugend durch unaufhörliche pädagogiſche Verſuche verſchoben; ſieht man, wie Verſtand und ſinnliche Triebe faſt das einzige ſind, was gebildet wird, wie der verpeſtende Hauch des geſelligen und öffentlichen, ſogar des häuslichen Lebens im väterlichen Hauſe, frühzeitig jeden Keim des Guten tödtet, vorſätzlich jede moraliſche Springfeder zerbricht, und gänzlich darauf hinwirkt, daß Verkehrtheit und Verruchtheit ſich in dem Gebiete der jugendlichen Gedanken ſchon feſtſetze, ehe noch dieſelben ſich entwickeln konnten; ſieht man alte Sitten und Gebräuche und Inſtitute muthwillig zertrümmert, und an ihrer Stelle andere, die das Gemüth gänzlich leer laſſen; ſieht man Religion, Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit zu greifenden Formen hinabſinken, oder zu bloßen Truggeſtalten entarten, mit welchen die Magie der Politik die Augen des Pöbels noch bisweilen zu blenden verſucht: man hüte ſich, dieſe traurigen Erſcheinungen auf Rechnung der Aufklärung zu ſchreiben! Aufklärung iſt mit Aufklärerei ſo wenig einerlei, als Andacht mit Andächtelei. Schlechtes kann nicht Frucht des richtigen Denkens ſeyn; wohl mag zuweilen das richtige Denken ein zu ſchwacher Damm gegen die Schlechtigkeit ſeyn. So viel bleibt auf jeden Fall wahr, daß es unmöglich leichter ſey, einen unwiſſenden, als einen wohlunterrichteten Menſchen auf Abwege zu leiten, und daß überhaupt der Menſch mit offenen Augen ſicherer, als mit verbundenen, gehe.

Daß Viele der Aufklärung nur Böſes zutrauen, gehört mitunter auch auf Rechnung der ſchiefen Richtung, die man ihr in den letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts gab, von der man noch bisher nicht ganz abkam. Die Ruderführer in den Cabineten und obern Staatsbehörden, denen das Finanzweſen aus begreiflichen Gründen das Höchſte iſt, betrachteten die dringend empfohlene Aufklärung der untern Stände nur aus dem Geſichtspunkte: daß die Menſchen dadurch um ſo brauchbarere und fügſamere Stiftchen und Hölzchen in der Staatsmaſchine werden ſollten. Das phy-

ſiſche Producciren, Erwerben und Geſchäftigſeyn, ward alſo die Hauptſache, und die erhöhte Kunſtfertigkeit zu allerlei Zwecken, welche allenfalls die Regierung als nützlich in's Auge faſſen mögte, nicht die freie menſchliche Wirkſamkeit für den eigenen Lebenszweck, ſchien daher höchſte Aufgabe der durch Elementar und Induſtrieſchulen zu bewirkenden Volksveredlung zu ſeyn! In den Unterrichtsanſtalten jeden Namens kam nun Flickwerk auf Flickwerk, und die Menſchen wurden dadurch dergeſtalt aus ihrem einfachen Naturzuſtande geriſſen, daß ihnen zuletzt auch das Heiligſte und Ehrwürdigſte, was ihre Väter noch in ſtiller Ehrfurcht anbeteten, gleichgültig werden mußte. Tiefer denkende und wohlmeinende Pädagogen erkannten freilich den in ſeinen Folgen nicht zu berechnenden Mißgriff, ſchrien dagegen, und ſchlugen andere Erziehungsmethoden vor; aber leider! waren ſie ſelbſt unter einander nicht einig, und der Wechſel der Erziehungsgrundſätze glich daher dem Wechſel der Moden ſo vollkommen, daß unter fortwährendem Stoßen, Rütteln und Manipuliren ſowohl beim Unterrichte, als in der ſogenannten phyſiſchen Erziehung vollends das jugendliche Leben aus ſeinem freien Naturſpiele geriſſen werden mußte. In den Mittelſtänden, ſo weit ſie nämlich durch jene Normalmethoden ſchief in die Höhe geſchroben wurden, begann ſich bald ein pfiffiger Krämergeiſt auszubilden, der jenen vornehmen Finanzſpekulanten ſcharf nachrechnete, und für eigenes Intereſſe ſpekulirte. Auf dieſem Wege mußte es bald dahin kommen, daß faſt Jeder die Welt wie einen Haſpel betrachtete, der ſich um ſein werthes Ich drehen ſoll. Das menſchliche Herz muß endlich in ſich ſelbſt verröden, wo alles darauf angelegt iſt, dem Egoismus Vorſchub zu geben. Sittliche Bildung kann neben dem ununterbrochenen Getriebe der Selbſtſucht nicht gedeihen. Wo man's ſo treibt, wird Gewinnſucht bald allen Redlichkeitsſinn erdrücken, und, was Bronner ſang, wird ſich bald allgemein bewähren:

Du Einfalt! ruft man der Redlichkeit zu,
Gewinn nur iſt Vorzug und Ehre;
Meineid heißt Klugheit, Gewalt heißt Recht,
Gewährſchaft leiſten Gewehre.

Für die höhern Stände ſchien zwar das Ideal harmoniſcher Ausbildung aller intellectuellen und moraliſchen Fähigkeiten hin-

länglich entdeckt zu seyn; allein eben durch die gewählten Mittel, recht systematisch das Ideal zu erreichen, ging fast bei Allen, welche auf dieser Bahn fortgestoßen wurden, die Einheit des großen Lebens und des hohen Gefühls verloren. Meistens lief Alles aufs Vielwissen und Emporkommen hin. Man schien nicht zu beachten: je mehr man an Oberfläche gewinnt, desto mehr gehe an Tiefe verloren. Wenn man Jeden als eine lebendige Encyclopädie vorschieben will, bringt man es höchstens auf halbe Bildung, welche für den Geist so täuschend und gefährlich ist, als Dämmerung einer Mondscheinnacht dem Auge und Schritt eines Wanderers. Man sieht, aber in eine Traumwelt hinein; die Gestalten haben andere Umrisse, die Fernen scheinen nahe. Mißgriffe müssen da an der Tagesordnung seyn, wo gründliche Kenntnisse entweder durch todtes Gedächtnißwerk, oder durch blendende Truggestalten erhöhter Einbildungskraft ersetzt werden. Ein mit unseligen Kenntnissen überfüllter Kopf, und wenn es auch goldne Kenntnisse wären, verengt das Herz, verdunkelt den Blick, und wird dem, der ihn trägt, eine kranke Last des Lebens. Durch zu vieles Theilen der Seelenkräfte kann der Geist nur verlieren, der ihren Verein bedarf, um Hohes zu erstreben. Auf das Gerüst der Kunst gespannt, kann er's auf die Dauer nicht aushalten, und stirbt an der Auszehrung seiner Fähigkeiten. Streue man zu dicht auf dem fruchtbarsten Boden allerlei Saamen: sein Aufwuchs wird unfehlbar in sich zurückfaulen; sollte es mit der geistigen Aussaat anders seyn? Der Geist muß durch ewiges Eintrichtern allerlei Wissens endlich schlaf werden, wenn man ihm so gar keine Zeit läßt, das Eingetrichterte durch eigenes Nachdenken zu verarbeiten, und daraus nach Bedürfniß Nahrung zu ziehen. Hohe Schulen verlieren ihren Zweck, und wahre Aufklärung kann durch sie unmöglich gewinnen, wenn sie sich damit begnügen, bloß künstliche Dressiranstalten zu seyn, an denen Zöglinge abgerichtet werden, hochgelehrt zu schwatzen und mitunter vornehm die hochtönenden Worte: Toleranz, Liberalität, Humanität ꝛc. zu klappern. Man hätte sich in neuerer Zeit weniger von der bekannten Regel: non multa, sed multum, losſagen sollen?

Viel wissen und aufgeklärt seyn ist nicht einerlei; zur wahren Aufklärung gehört, daß die Wahrheit, die man erkennt, der Ver-

ſinnung und That angemeſſene Richtung gebe. Der Menſch ſey noch ſo gelehrt; er beſitze eine Fülle von Kenntniſſen: nur nenne er ſich nicht aufgeklärt, wenn ſein Handeln ſeinen beſſern Einſichten nicht entſpricht. Wer zwar Licht in ſich hat, aber nicht darauf achtet, handelt unvernünftig: wer möchte den Unvernünftigen aufgeklärt nennen? Aufklärung ohne Beſſerung iſt eine Brandfackel in der Hand des Wahnſinnigen, der ſich ihrer nicht zur Erhellung ſeines Weges, ſondern dazu bedient, Andere in Furcht und Schrecken zu jagen, und Unglück zu ſtiften.

Aechte Aufklärung ſteht im engſten Bunde mit der Religion, und nur gemeinſchaftlich können beide zum Beſten der Sitten und der Völker wirken. So eine Aufklärung muß und wird gedeihen; das beſſere Herz bleibe ſich nur treu, und verſtumme nicht vor der tauben Zeit! Es giebt keine wichtigere Aufklärung, als mögliche Reinigung und Berichtigung der Begriffe von Gott und der Beſtimmung des Menſchen, verbunden mit deutlicher Anweiſung, zweckmäßig ſie anzuwenden. Wer da weiß: es ſey ein Gott, und dieſer Gott ſey unendlich vollkommen; er ſey die reinſte Liebe; er ſey unſer allgemeine Vater, geneigt, Alle zu beſeligen; wer da weiß, was der Menſch, wozu er beſtimmt, was ſeine Pflicht ſey; wie er ſich in jeder Lage des Lebens, als Herr und Diener, als Vater und Kind, als Regent und Unterthan, als Vorſteher und Untergebener, als Reicher und Armer, als Geſunder und Kranker ꝛc. zu verhalten habe; wer da weiß, dem Guten gebühre Belohnung, und ihm ſey für geübte Tugend Jenſeits die Krone ſeliger Unſterblichkeit hinterlegt: dem iſt die heilſamſte Aufklärung zu Theil geworden, gegen welche durchaus nichts einzuwenden iſt. Dieſe Aufklärung ſucht die Religion zu erhalten, nicht ſie wankend zu machen; die Menſchen in ihrem Glauben zu befeſtigen, nicht in ihnen die Zweifelſucht aufzuregen. Sie läßt ſich auf keine Grübeleien ein, ſondern ſie hält ſich blos an die deutlichen, faßlichen und praktiſchen Wahrheiten, und verbreitet darüber das nöthige Licht. In Beſtreitung der Irrthümer iſt ſie ernſt und ſanft zugleich, und benimmt ſich mit ungemeiner Behutſamkeit, wenn ſie Andern ihr Licht mittheilen will. Sie nimmt allemal auf die Empfindlichkeit kluge Rückſicht und ſchont die Schwachen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. Ueberredung iſt ihre Sache nicht;

wie die wohlthätige Sonne, bricht sie nicht auf einmal hervor, sondern schickt eine sanfte Morgenröthe voran, um nicht dem blöden Auge durch ein grelles Licht wehe zu thun.

Wer die Aufklärung aus dem Gebiete der Religion wegweisen will, der bedenkt wohl nicht, daß er das Verhalten Jesu gegen sich habe, der im vollen Sinne des Wortes der größte Aufklärer war. Niemand klärte die Welt mehr auf: er war selbst das Licht der Welt, und kündigte als solches sich an. So rastlos als muthig bekämpfte er das Reich der Finsterniß, und setzte beharrlich diesen Kampf fort, bis er das Opfer seiner Wahrheitsliebe wurde. Ihm genügte es nicht, die Welt selbst durch seine Lehre zu erhellen; er befahl auch seinen Jüngern, desgleichen zu thun, und ihr Licht vor aller Welt leuchten zu lassen. So sehr Jesus und seine Jünger sich anstrengten, das Reich der Finsterniß zu vernichten; so eifrig nach ihnen Tausende auf den gleichen Zweck hinwirkten: so ist doch das große Tagewerk, das er übernahm, nicht vollendet, und es bleibt denen, welche nach ihm ins heilige Lehramt einstehen, ein weites Feld offen, die Hochverrath an ihrem Berufe begehen würden, wenn sie nicht im gleichen Geiste fortwirkten.

Mit dem christlichen Lehramte steht die Pflicht, die Menschen aufzuklären, ihnen den Weg zum Himmel mit dem Licht des Evangeliums zu erhellen, in unzertrennlicher Verbindung; denn es ist die Bestimmung eines jeden Menschen, daß er auf dem Wege des Wahren und Guten sein Heil erstrebe. Wie könnte er das ohne Wegweiser? Wie Mancher würde irre gehen, so er erst den Weg selbst suchen müßte?—Dank der Vorsehung, die dafür durch Jesus gesorgt hat! Jeder Religionslehrer, der seinen heiligen Beruf kennt und liebt, ist ein solcher Wegweiser. Ihm darf es nicht gleichgültig seyn, daß im Menschen so viele Geisteskräfte fortschlummern; daß sein Durst nach Wahrheit unbefriedigt bleibe: daß Unwissenheit und Irrthum ihn vom hohen Ziele seiner Bestimmung ablenken. Der Mensch hat hohe Anlage zur Tugend, er will tugendhaft seyn, er freut des Guten sich, das er vollbracht hat. Es kann wohl für den Religionslehrer keine reinere Freude geben, als durch Unterricht sein moralisches Gefühl noch lebendiger zu machen, und seiner Tugend eine feste Unterlage zu geben. Wahrheit und Tugend sind verschwisiert; soll dieser Vorschub geschehen, so ist es

nicht anders, als auf Kosten der Unwissenheit und des Irrthums, durch angemessene Aufklärung möglich. Wenn man auch zugiebt, daß ein Mensch ohne Aufklärung, daß sogar ein ganz unwissender und einfältiger Mensch gut seyn könne, so ist doch damit nicht gesagt, daß er auch tugendhaft sey; denn dazu gehören Grundsätze und richtige Begriffe. Zum Glück für die Menschen liegen diese Grundsätze und Begriffe nicht so tief, daß sie nicht für Alle leicht erreichbar wären, und so mancher Irrthum bleibt im Kopfe, ohne das Herz merklich zu berühren. Da die große Angelegenheit der Tugend auf ewigen und unwandelbaren Gesetzen ruht, so muß ihr jeder Irrthum mehr oder weniger Abtrag thun, weil jeder, Abweichung von jenen Gesetzen ist, und meistens noch größere Abweichung zur Folge hat. Nur in der Wahrheit ist Leben; sie allein ist Aussaat zum Heil, die reichliche Früchte trägt. Wahrer Nutzen muß aus wahren Erkenntnissen erwachsen, sonst verdient er seinen Namen nicht. Wer kann leisten was er soll, wenn er nicht weiß, wozu er da ist? Wer Pflichten erfüllen, die er nicht kennt?—Der Religionslehrer, der als Feind der Aufklärung vortritt, ist nicht, was er heißt, weil Lehren und Aufklären unzertrennliche Begriffe sind. Wer es mit den Eulen hält, gehört nicht auf den Lehrstuhl in der Kirche, sondern unter das Kirchendach!

Es fehlt allerdings nicht an Scheingründen, die Aufklärung in übeln Ruf zu bringen. Wer ist ruhiger, hört man zuweilen sagen, wer zufriedener, als der einfältige Landmann?—Man kläre ihn nur auf, und bald wird's um seine Ruhe geschehen seyn; er wird seiner Arbeit bald überdrüssig werden; er wird bald keine Abgaben mehr entrichten wollen; er wird sich bald an die Unzufriedenen anschließen, die gerne alles über den Haufen werfen möchten. Aber von welcher Aufklärung ist hier die Rede?—Doch wohl nicht von der Aufklärung über Religion? sonst müßte folgen, daß unrichtige Religionsbegriffe mehr Zufriedenheit geben. Doch wohl nicht von Berichtigung der Urtheile über Dinge, die Jeder in seinem Beruf wissen muß?—Lieber ein Thier, als ein Mensch, wenn das richtige Denken unglücklich macht.—Nein, der angebliche Aufgeklärte, der mit vermeinter Aufklärung seine Ruhe und Zufriedenheit einbüßt, ist nicht, wofür man ihn hält. Er ist vielleicht ein Vielwisser; er kann vielleicht sogar über Dinge, welche außer seinem

Tugend und Laster.

Des Menschen höchstes Gut, schrieb einst Seneca, ist ein mit sich selbst übereinstimmendes Gemüth. Wo Harmonie und Einheit ist, dort hat auch die Tugend ihren Wohnsitz. Nur das Fehlerhafte ist uneins mit sich selbst. Tugend nur bringt wahre Größe; sie ist der Menschheit Ehrenkrone; sie allein kann uns durch die Dunkelheiten des Lebens zur Unsterblichkeit auf sichern Wegen leiten. Wer in ihrem Dienste treu ausharrt, lebt mit sich vergnügt, und geht furchtlos dem Tode entgegen.

O milde göttliche Tugend! durch dich nur können wir freudig
Des Meeres Leben durchschiffen. Laßt diesen Pharus uns leuchten,
So sehn wir den Hafen des Glücks, trotz Ungewittern des Zufalls,
Trotz aller Leidenschaft Sturm, der nur den Einlauf befördert.
Kleist.

Das Wesen der Tugend ist, wie das Wesen Gottes, nichts als Weisheit und Liebe; es ist immerwährendes weises Bestreben, Freude und Glückseligkeit um sich her zu verbreiten, und darin seine eigne Seligkeit zu finden. Liebe ist der Inhalt, der Mittelpunkt, das praktische Grundgesetz aller Tugend, die Summe aller moralischen Forderungen Gottes an die Menschen. Wahre Tugend besteht in der Hoheit des unsterblichen Geistes über alle Neigung zum Schlechten und Vergänglichen; in der Freiheit und Heiligkeit des Willens gegen das, was an uns thierisch ist; in einer großen Seelenstärke gegen den Andrang aller Leidenschaft, und in Selbstherrschung aus Gottergebenheit. Sie hat ihren Sitz im Herzen, und ist frei von allem Zwang. Bloße Commandotugend taugt nichts; sie verschwindet, wie das Wort verhallt. An ihrem Daseyn zweifeln ist der größte Unsinn.

Nein, die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was sein Herzpunkt der Weisheit sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. — Schiller.

Aus der Tugend allein quillt wahres Heil, denn sie ist allen Ausschweifungen entgegengesetzt. Ein Tugendhafter kann durch

nichts erschüttert werden; was außer ihm liegt, hat über ihn keine Macht. So wenig die Vernunft äußern Lohn begehrt, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen: so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern: es wird gewiß gelingen, wenn seine Zeit da ist.

Die Tugend dient sich selbst zum Lohne;
Sie ist's allein, die uns erhöht:
Und der hat mehr als eine Krone,
Der sie verdienet, und verschmäht. — Cronegk.

Tugendhaft ist nur, wer muthvoll das Schlechte in sich bekämpft, und sich selbst besiegt. Dazu hat jeder Mensch den hohen Ruf.

Nach der Tugend hohem Ziel zu ringen,
Kühn zu streben nach der Weisheit Licht,
Näher sich zu Gott hinauf zu schwingen
Ist des Erdenwallers schöne Pflicht. — Neuhofer.

In jedem Menschen liegt das Gefühl für das Bessere, und ob er gleich oft dessen wenig achtet, und unbesonnen in's Meer des Lasters sich stürzt: so hat doch die Tugend immer noch Werth für ihn, und er wünscht wenigstens sich mit ihrem Scheine zu schmücken, oder seine Schande unter dem Schleier der Ehre zu verbergen. Nur der Verworfenste kann die öffentliche Meinung nicht achten. Zum sprechenden Beweise, daß tief und unausrottbar der Keim der Tugend in uns liege, wünscht selbst der Böse nichts sehnlicher, als für rechtschaffen und gut von Andern gehalten zu werden. Daher Haller:

Selbst die Bosheit ungezähmter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend.

Nichts in der Welt geht über die Kraft der Tugend; selbst die kühnsten Schurken wagen es nur, im Rücken sie anzugreifen. Wer sein Herz ihr öffnet, ist zu jeder Großthat aufgelegt; denn der Mensch kann, was er will, wenn er nichts will, als was er soll. Wo Geist und Herz sich vereinigen zu einem edeln Gemüthe, ist Selbstbeherrschung, das Wesen jeder Tugend, eine leichte Aufgabe. Im Nothdrang ist Tugend der rettende Genius der Menschheit, vom Himmel herabgesandt; unerschütterlich steht sie da, wie der Fels im Meere, an dem der Sturm und der Zorn der Wogen alle ihre Gewalt umsonst versuchen.

Obgleich die Tugend aus einzelnen Thaten nur hervorblickt, wie die Sonne zwiſchen den Wolken: ſo beſteht ſie darum doch nicht in einzelnen guten Handlungen, ſondern ſie iſt das thätige Beſtreben, durchaus nach den heiligen Geſetzen des Wahren und Guten zu handeln, und dadurch unſere Neigung zum Böſen, und unſere ſinnlichen Triebe zu beſiegen. Der Tugendhafte muß in allen ſeinen Thaten ſich gleich bleiben, ſo verſchieden ſeine äußere Lage ſeyn mag. Die Tugend hört auf zu ſeyn, was ſie heißt, ſobald wir nur dann ihre Vorſchriften befolgen, wenn ſie unſern Wünſchen zuſagen, aber von ihnen abgehen, wenn ihre Ausübung einigen Zwang heiſcht. Der Tugendhafte darf nicht erſt ſeine ſinnlichen Gefühle fragen. Im Gebiete der Tugend iſt alles feſt verſchlungen; es giebt keine, die des Namens werth wäre, ſie blühe dann innig verbunden im Kranz aller übrigen. Trennung der Tugend von andern raubt ihr allen Werth, und bringt ihr unvermeidlichen Tod. Läuft ſogar eine kaum merkliche Scheidungslinie zwiſchen dem Guten und Böſen: wer dürfte ohne Gefahr es wagen, das Gute vom Guten gegen ſeine Natur zu ſcheiden! Schon die Grenzen beider Reiche, des Guten und Böſen, ſchwimmen gleichſam und fließen in einander! was müßte erfolgen bei widernatürlicher Scheidung deſſen, was keine Mehrheit leidet?

Tugend iſt rein Herzensſache, und ihrer Natur nach ungetrennt und einzig. Gelegenheit und Gegenſtände, wobei die tugendhafte Geſinnung ſich wirkſam zeigt, können allerdings unendlich verſchieden ſeyn; aber bei aller Verſchiedenheit der Fälle und Anläſſe, ihre Wirkſamkeit zu beweiſen, bleibt es denn doch nur immer die nämliche allgemeine Stimmung für Güte und Recht. Der Tugendhafte iſt für alles Gute ohne Ausnahme geneigt; er liebt das Gute als ſolches; er liebt es nicht nur für einen einzelnen Fall, oder in einer beſondern Anwendung, ſondern an und für ſich in ſeiner Allgemeinheit. Wir müſſen alles Gute lieben, oder wir können es gar nicht lieben; das Gute muß uns ganz gefallen, in jeder Anwendung, und mit allen ſeinen Ausflüſſen und Früchten. Des Tugendhaften Neigung kann nicht zwiſchen dem Guten und Böſen getheilt ſeyn; er kann nicht Recht und Unrecht zugleich lieben. Wenn man von verſchiedenen Tugenden ſpricht, ſo gilt das weniger der Tugend ſelbſt, als ihren verſchiedenen Uebungen. Es

rechtigkeit, Standhaftigkeit, Mäßigkeit ꝛc. ſind nur verſchiedene Anwendungen jener in ſich ſelbſt einzigen und allgemeinen Neigung für Güte und Recht. Nur die Formen und Geſtalten wechſeln, unter welchen die Tugend erſcheint; ihre noch ſo verſchiedenen Uebungen ſind doch nur Früchte eines und deſſelben Stammes. Dem zu Folge iſt es eine ſehr unſchickliche Frage: ob es edler, beſſer, würdiger ſey—gerecht oder mäßig—geduldig im Leiden, oder muthig in Gefahren ſeyn?—ob Dankbarkeit oder Wohlthätigkeit, oder Treue in Geſchäften, oder Gehorſam der Unterthanen, oder Billigkeit der Obern den Vorzug verdiene?—Die Tugend bleibt ſich unter allen Formen gleich. Wohl kann in einzelnen Fällen, und nach Verſchiedenheit der Umſtände und Verhältniſſe, dieſe oder jene Tugendübung dringender oder fruchtbarer ſeyn: es giebt Fälle, in welchen der Menſch mehr des Muths als der Geduld bedarf; es giebt Geſchäfte, bei welchen Verſchwiegenheit nöthiger, als Betriebſamkeit iſt ꝛc. Aber das trifft blos die Uebung der Tugend, nicht ihr Weſen. Tugend über Tugend erheben heißt im Grunde nichts anders, als ihre Einheit zernichten; auch ihre verſchiedenartigſten Uebungen und Anwendungen machen in ſchönſter Verbindung und innigſter Harmonie zuſammen ein Ganzes.

Damit wird nicht geſagt, daß es in der Tugend keine Abſtufungen gebe. Allerdings gibt es höhere und niedere, vollkommnere und unvollkommnere Tugend. Nur von den Arten der Tugend handelt ſichs. Uebung der Tugend, Tugend von dieſer oder einer andern Art, hat an ſich immer gleichen Werth. Weniger die gute Handlung als die gute Geſinnung, giebt im Gebiete der Tugend den Ausſchlag. Bei aller Ungleichheit des Einfluſſes und der Wirkſamkeit iſt doch die innere Gleichheit der Tugend in Abſicht auf den Handelnden nicht zu verkennen. Wie z. B. die Sorge eines guten Vaters für das Wohlſeyn ſeines Hauſes zwar von einem ungleich beſchränktern Einfluß iſt, als die Sorge eines guten Fürſten für das Glück ſeines Volks: ſo verliert doch jene, als Tugend nichts an ihrem innern Werth, weil einzig der gute Wille, der von keinem Wirkungskreiſe abhängig iſt, dieſen Werth beſtimmt.

Die gute Seelenſtimmung, nicht die Menge, der Umfang und die Wichtigkeit der Handlungen und Wirkungen, iſt an der Tugend zu ſchätzen. Die Himmelshöhe der Tugend muß allen gleich er-

reichbar seyn. Wer im angewiesenen Kreis des Wirkens leistet, was er kann, vom guten Herzen getrieben, der ist tugendhaft in der vollen Bedeutung des Wortes. Auf das Mehr oder Weniger kommt's nicht an, weil die Tugend von der Zahl und Fruchtbarkeit guter Handlungen unabhängig ist. Von zwei gleich reinen, gleich ergiebigen Quellen wässert die Eine ein weites, fruchtbares Gefild; giebt tausend Menschenwohnungen eines ihrer vornehmsten Bedürfnisse, und macht die ganze Gegend anmuthig und reich, indess sen die Andere durch einsame, pflanzenleere, unbewohnte Länder ungenutzt und unbemerkt fortschleicht, und am Ende im Sande sich verliert. Mit dem Herzen der Menschen, aus welchen die Tugend quillt, ist's nicht anders. Mancher fühlt sich im Gutesthun gegen den Drang seines Herzens von Umständen beengt, während einem Andern bei geringern Geisteskräften ein ungleich weiterer Wirkungskreis angewiesen ist.

Tugend, so aufgefaßt, ist des Menschen Adel; durch sie ist ihm in der Geisterwelt eine erhabene Ehrenstufe angewiesen; Vollendung ist ihr Kranz, Unsterblichkeit ihr Ziel. Besser, tugendhaft in Ketten, als frei ohne Tugend seyn!—Recht oft sollte Jeder, der die Würde seiner Natur fühlt, an sich die Frage stellen: Wie sind meine Gesinnungen beschaffen? Wo sind die Garben des Wohlthuns, die ich gebunden habe, und auf denen ich einst, wie ein müder Schnitter, einschlummern kann? O wie sehr zu bedauern ist der Mensch, der zur Beförderung großer Absichten geschaffen, den Werth und das Glück der Tugend leichtsinnig den unreinen Freuden des sinnlichen Genusses opfert! Wer möchte nicht Blut weinen, wenn er wahrnimmt, wie so Mancher von Jugend auf gewöhnt ist, sich selbst zu fliehen, und außer sich zu suchen, was nirgends als im innern Heiligthum des Geistes sich finden läßt; wie so blind die Meisten sich zerstückelt und zerrissen dem gewagten Spiele der zufälligen Gegenwart hingeben, unfähig, durch festgefaßte Einigung der Zukunft mit der Vergangenheit sich zur Herrschaft über die Gegenwart, die sie bestimmen sollten, zu erheben!— Möchten sie doch bedenken:

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke,
Und beugt sein Engelsauge zu eines Thieres Blicke. — Haller.

Ohne Tugend gleicht unſer Leben einem wogenden Meere, auf dem wir uns unſtät und bang herumtreiben, und alle Augenblicke in drohender Gefahr uns befinden, von den tobenden Wellen verſchlungen zu werden.

Die Tugend nur allein kann uns die Ruhe geben:
Sie ſtärket uns im Tod, ſie lehrt uns fröhlich leben;
Sie trotzt noch nach dem Tod dem Unbeſtand der Welt,
Und leitet unſern Schritt zu der Unſterblichkeit.—Cronegk.

Mit ihr im Herzen allein iſt unſere Anwartſchaft auf den verheißenen Gotteslohn jenſeits geſichert.

Sich ſelber baut die Himmelsleiter,
Wer hell von Geiſt, im Herzen heiter,
Nach Gottes Willen thut. Voß.

Tugend iſt ein Gemeingut für alle Menſchen, und unabhängig von aller Glaubensgenoſſenſchaft. Diejenigen irren alſo ſehr, welche glauben, daß außer der chriſtlichen Kirche keine wahre Tugend möglich ſey, die vor Gott gelte. O nein doch! Das Gefühl des Rechten und Billigen, die Erkenntniß des Guten und Edeln iſt jeder Vernunft gegeben, jedem Herzen eingeimpft; aber dieſes Gefühl, dieſe Erkenntniß wird durch die Lehre Jeſu mehr geläutert und gehoben, als durch irgend eine andere Religionslehre. Wie Jeſus, hat vor ihm noch Keiner die Tugend gelehrt; Grundſätze des heiligen, des göttlichen Lebens hat vor ihm Keiner in ſolcher Einfalt, Reinheit, Klarheit, Erhabenheit ꝛc. aufgeſtellt. Darin iſt er der Unerreichte geblieben. Die Tugend, welche er lehrte, iſt ſo rein, daß ſich voll ihr das Herz jedes Unbefangenen angeſprochen fühlt. Sie iſt nicht rauh und hart, nicht ungefällig und menſchenfeindlich; ſie iſt die Frucht der Liebe, und erzeugt wieder Liebe, Sanftmuth, und Freundlichkeit; ſie iſt vom Zuſatz aller Sinnlichkeit frei, und kennt kein würdigeres, kein höheres Strebeziel, als Gottes Wohlgefallen, der aller Menſchen Vater iſt. Ihre letzte und beſte Frucht, die freilich nicht in jeder Seele zeitigt, iſt Weichheit gegen den Harten — Duldung gegen den Unverträglichen — Wohlthätigkeit gegen den Undankbaren — Wärme gegen den Egoiſten — und Menſchenfreundſchaft gegen den Menſchenfeind; ſie iſt kindlich fromme Folgſamkeit gegen den Willen des Vaters, der im Himmel iſt, und Liebe iſt ihr Heiligthum. Aus einem liebloſen Herzen quillt keine Tugend, die des Namens werth wäre.

glücklich sich fühlt, wird nie an einer Verschwörung, an einer gewaltsamen Staatsumwälzung, oder an irgend einem Hochverrathe Theil nehmen. Wer die süßen und heiligen Bande der Natur frevelhaft zerreißt, wird er die oft lästigen Bande des gesellschaftlichen Vereins willig tragen?—Wird der, welcher an seiner Familie, an Gattin und Kindern zum Verräther wird, mit mehr Treue dem Vaterlande anhangen?

Tugend bleibt sich in allen Verhältnissen und unter allen Umständen gleich; wer unbedingt ihr huldigt, der ist stark genug, auch dann sie zu lieben und ihr treu zu seyn, wenn sie seinem zeitlichen Vortheile Abbruch thut. Tugend, wenn sie von allem Zusatze des Eigennutzes rein ist, erscheint als das Höchste im Menschenleben; wer einem Menschen sie raubt, zerknickt ihm gleichsam das Wappen seines Adels und zerreißt ihm Adelsbrief und Stammbaum. Ohne Tugend ist ein ruhiges Gewissen ein Wort ohne Bedeutung, und dem Menschen fehlt die Quelle des wahren Muths, die Quelle des Trostes, wenn ihn die Welt verkennt; ihm fehlt der Anker im Sturme des Lebens, das weicheste Sterbekissen auf dem Todbette, der Himmel im Herzen, außer dem kein anderer beseliget. Mit der Tugend verläßt der Mensch seinen guten Engel, der ihn festhalten und nicht fallen lassen will. Mag es ihm gelingen, auf Augenblicke sein Gewissen zu betäuben: die Stunde bleibt nicht aus, wo es furchtbar wieder erwachen wird. Der Anklage des Gewissens, des richtenden Gottes im Herzen, auf die Dauer ausweichen wollen, ist vergebliches Beginnen. Man kann den Verrath am Gewissen nicht im Weine ersäufen, nicht in seidenen Kissen verschlafen, nicht mit lustigem Scherze hinweg spotten.

Gott grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Ecken,
Und dessen Nachgeschmack, die bitt're Reu'. — Haller.

Man kann gegen Gottes Forderungen so wenig sich sicher stellen, als ihm entfliehen. Die flammende Fackel des Gewissens beleuchtet jedes Verbrechen, so sehr es sich in die Dunkelheit der Nacht einwickeln mag; das Gedächtniß begangener Schandthat wird in den düstern Hallen der Einsamkeit oft nur lauter, und stößt in munterer Gesellschaft peitschen den Böswicht gerechte Besorgnisse, sein eigener Verräther zu werden. Der Mensch, in

deſſen Bruſt eine Hölle brennt, kann nirgends lebensfroh ſeyn; ein freſſend Feuer durchwühlt ſein Inneres, wenn um ihn her Alles jubelt. Das zornige Gewiſſen läßt ſich nicht wie ein Kleid ausziehen.

Wie die Tugend dem Menſchen, auch wenn er einen Bettlerkittel trägt, Würde giebt; ſo macht ihn dagegen, auch wenn ſein Haupt mit einem Diadem umwunden iſt, das Laſter vor aller Welt verächtlich und verhaßt. Eine einzige ſchwarze That wirft einen langen Schatten über des Menſchen Leben hin, und brandmarkt bei der Nachwelt ſein Andenken. Wer dem Laſter leichtſinnig in die Arme ſich wirft, und im weichlichen Leben ſeine Seligkeit ſucht, iſt ein Wahnſinniger, welcher durch einen Gifttrank ſeinem Leben längere Dauer geben will. Das Laſter iſt des menſchlichen Lebens größte Plage:

Traurig geht der Böſewicht durch's Leben;
Sein Genuß iſt ein verwirrter Traum;
Seine Hoffnung eine welke Blume,
Seine Freude ein entlaubter Baum.
Düſter ſieht er unter Gottes Sternen;
Ach, ſein Herz hat keine Freudigkeit!
Schaudernd blickt er nach dem Ziel des Lebens,
Und erſchrickt vor ſeiner Ewigkeit. — Wittſchel.

Kein Laſter, wenn von ihm der Menſch einmal ergriffen iſt, bleibt lange allein, weil alle innig mit einander verwandt ſind. Jedes trägt den Saamen der übrigen in ſich, und wenn nur eines davon im Herzen Wurzel faßt, ſo werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut darin Platz nehmen, und Raum und Saft allen edlern Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hier und da eine Tugend, wie eine einzeln Blume, trauern. Schön und richtig hat ſich darüber Gellert ausgeſprochen:

Freund! wer ein Laſter liebt, der liebt die Laſter alle;
Wer ein Geſetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
Schrift und Vernunft behaupten dieſe Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt:
Die Hurerei ſey kein Verbrechen,
Wird, wenn dein Vortheil es begehrt,
Das Wort zugleich der Mordſucht ſprechen.
Auf einmal wird man zu der größten Böſewicht.

Des Laſters breite Bahn führt unvermeidlich in's Verderben, und wer darauf vom Sturm der Leidenſchaft unaufhaltſam ſich forttreiben läßt; wer es vorzieht, mit der Hölle zu buhlen, und durch Beharrlichkeit im Böſen Hochverrath an der Natur zu üben: der hat ſeines Daſeyns Sinn verloren; er iſt ein ſtarrer Fels auf Gottes Flur; in ſeinem Herzen iſt jede edlere Empfindung erſtorben, und des Guten letzter Reſt in der Wurzel verdorrt; er iſt ein Unglücklicher, deſſen endliches Loos die Verzweiflung iſt, gegen welche nur Tugend ſichert, von der er im unbegreiflichen Uebermuth ſich losgeſagt hat.

Wer Laſtern ſich Preis giebt, verzichtet auf ſein Heil; wer ihnen wehren kann, und thut es nicht, der verübt ſie; wer ſie nicht ſtraft, verſchwört ſich gegen die Tugend. Kampf für Tugend gegen das Laſter iſt allgemeine Menſchenpflicht, von welcher kein Vorwand losbindet. Lieber nicht leben, als leben ohne Tugend! Lieber ſterben, als ſtehen im Sold der Sünde!

Denk-, Rede-, Schreib- und Preß-Freiheit.

Da wir blos durch unſere Vernunft Menſchen ſind, unſere Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft iſt: ſo iſt durch eine nothwendige Folge der Gebrauch dieſer Freiheit ein heiliges Recht, das Niemand verletzen darf, ohne Hochverrath an der Menſchheit zu begehen. Gott hat uns die Vernunft zum Denken gegeben; wer uns daran hindert, ſchmäht durch die That den Geber, der da wollte, daß ſich unſer Geiſt frei im Reiche der Gedanken bewege.

Zur Menſchen- und Volksbildung muß die Denkkraft den Weg bahnen: ſie darf alſo kein Forum über ſich erkennen. Die durch ſie bewirkbaren Veränderungen ſind Wohlthaten und Bedürfniſſe. Ohne ſie erſtirbt das geiſtige Leben. Der Gedanke muß frei ſeyn und unabhängig von der Hoheit jedes Machthabers, weil nur dadurch Ausbildung und Erhebung des Geiſtes möglich iſt. Dieſe

Freiheit iſt für den Geiſt, was für das Leben des Leibes der Athem und die Bewegung ſeiner Säfte. Des Deſpotismus lächerlichſte Gattung iſt wohl diejenige, welche auch die innerſte Ueberzeugung beſtimmen will. Ueberzeugungen unterſtehen keinen Hoheitsbefehlen; ſie ſind die Frucht des unbefangenen Nachdenkens und ruhiger Ueberlegung, und in ihrem Gebiete läßt ſich durch Gebote nichts erzwingen. Der Irrthum kann nur von der Wahrheit gerichtet werden; zwiſchen Wahrheit und Irrthum gilt nur die Entſcheidung durch Gründe. Wir müßten die elendeſten Sklaven, wahre Egyptier werden, welche Kühe und Zwiebeln anbeten, ſobald die Freiheit im Reiche der Gedanken den Herrſcherſtab abgeben muß.

Dem emporſtrebenden Geiſt eine rückgängige Bewegung geben wollen, iſt vergebliche Anmaßung. Das Erheben der Thierheit über die Menſchheit iſt dem menſchlichen Geiſt, was die deckende Erde dem Saamenkorn. Wie die Pflanze, wenn ſie einmal die Erdrinde durchbrochen hat, unaufhaltbar dem Licht zuſtrebt, ſo der menſchliche Geiſt, wenn ihm einmal ſein eigenes Weſen klar geworden, nach ſeiner höhern Einheit. Es liegt in der Natur des menſchlichen Geiſtes, frei ſich zu heben, und muthig die Schranken zu durchbrechen, in welche man unverſtändig ſeine Regſamkeit einbannen will. Einmal aufgeregt, kann er unmöglich mehr bei einzelnen Theilen des Wiſſens ſtehen bleiben; von edler Neugierde entbrannt, ſendet er nach allen Richtungen ſeine Gedanken aus. Seine Thätigkeit wird durch Hemmungsverſuche erſt recht lebendig, und das: Nitimur in vetitum bewährt ſich vorzüglich im Gebiete des Denkens, weil da Verbote nicht an geeigneter Stelle ſind.

Wo man den Geiſt in Feſſeln legt; wo man die Wahrheit und Vernunft bekriegt; wo man dem Reiche der Gedanken ein: Non plus ultra! ausſteckt; mag wohl die Thorheit eine Zeitlang ihren Sieg feiern: aber es ſchlägt ſicher bald die Stunde, wo das Siegesgeſchrei wieder verſtummen wird. Wie dem Wohlſeyn der lebendigen Schöpfung nichts ſo ſehr entgegen iſt, als das Stocken ihrer Säfte, ſo bringt auch den Menſchen nichts tiefer hinab, als ein trauriger Stillſtand ſeiner Gedanken. Aber mit deſto mehr Anſtrengung wird er ſich wieder erheben, ſobald er, was nicht ausbleiben kann, zum Gefühl ſeiner Erniedrigung erwacht. Die Geiſteskraft, da ſie ſtärker iſt, als jede Gewalt, die ſich ihr gegen-

überstellt, muß früher oder später als Siegerin aus dem ungleichen Kampf hervorgehen.

Geistesblitze haben noch keinen Staat in Brand gesteckt; dagegen sagt es die Geschichte aller Zeiten laut, daß sich die Menschen überall um so besser befinden, je größer die Thätigkeit des Geistes ist, und je freier sie sich wechselseitig mittheilen können. Geistesfesseln drücken immer schwer, und selbst, wenn der Mensch aus Mangel an Einsicht über den Grund seines Unglücks keine Rechenschaft zu geben weiß, wenn er in seinem Stumpfsinn an das geistliche und politische Sklavenjoch gewöhnt ist, und nichts Besseres kennt: so wird er doch nie die Ruhe und Zufriedenheit empfinden, die derjenige genießt, welcher nach eigener freier Bestimmung sein Leben leitet. Die Unwissenheit war von jeher der Völker Verderben, weil sie Irrthum und thierische Rohheit erzeugt, neben welchen keine öffentliche Wohlfahrt gedeiht. Wie natürlich ist's, daß Unwissenheit einheimisch werde, wo man's darauf anlegt, dem Geist die Schwingfedern auszurupfen? — Die großen Herren sind sehr unrecht daran, wenn sie wähnen, unter unwissenden und rohen Völkern ruhiger zu seyn! Ihre Thronen stehen über einem Vulkan, den ein unvermuthetes Ereigniß zum Ausbruch bringen kann. Reiche sind sterblich, wie einzelne Menschen; die Völker fallen, sobald ihr Geist erlöscht. Ein Staat ist seiner Verwesung nahe, der seine Fortdauer auf die Unwissenheit des Volkes baut. Je ungebildeter ein Volk ist, desto mehr gleicht es einer Kugel, die nach allen Richtungen sich schieben läßt. Man kann im Volke das freie Denken nicht ersticken, ohne zugleich jede edlere Betriebsamkeit zu lähmen, wobei Regenten am allerwenigsten gewinnen. Durch Freiheit des Denkens kann unter einer guten Regierung nie Uebels entstehen, weil ihr noch immer Mittel genug zu Gebote stehen, dem freien Forschungstriebe eine heilsame Richtung zu geben, und auf die Resultate des Denkens sich einen wohlthätigen Einfluß zu verschaffen. Was z. B. kann sie hindern, Wahrheitsfreunde in ihren Arbeiten zu unterstützen, durch persönliche Auszeichnungen sie aufzumuntern, und ihre Weisheitslehren ins öffentliche Leben einzuführen? —

Man kann und will nicht in Abrede seyn, daß an sich ruchlose und schädliche Meinungen für philosophische Wahrheiten umgesetzt

werden; Meinungen, welche die Fundamente der Sittlichkeit untergraben. Solche Lehren greifen das Wohl des Staates und des Privatlebens an, indem beide nur in der Sittlichkeit die Gewähr ihrer Fortdauer finden können. Aber indem man für Denkfreiheit das Wort nimmt, will man nicht zugleich behaupten, daß Regierungen gegen Grundsätze und Lehren dieser Art gleichgültig seyn dürfen. Sie dürfen allerdings und sollen darüber ihr Mißfallen aussprechen; sie dürfen und sollen das Laster zügeln und strafen, das dadurch gereizt frecher hervortritt; sie dürfen und sollen den erklärten oder angeblichen Verfassern mit Ernst ihre Unbesonnenheit verweisen ꝛc.: nur hüten sie sich vor offenbarer Gewalt, die leicht zu Ungerechtigkeiten führt; indem es sehr schwer ist, in solchen Fällen das rechte Maaß zu beobachten! — Oft schon nahm man als schädlichen Irrthum auf, was an sich rein wahr gewesen, blos weil es den hervrschenden Sitten und Vorurtheilen widersprach. So starben Socrates und Christus, die nichts weniger, als gefährliche Neuerer waren. Schärfere Rüge, und allenfalls Verweisung ins Tollhaus, werde denen, die aller Religion und Tugend Hohn sprechen, und in ihren Reden und Schriften schaamlos das Gift der Verführung ausbieten!

Es ist eine unverständige Verkehrung der Dinge, zum Behufe des Staats den Gedanken zu fesseln, und in bestimmte Schranken einzubannen. Wo das geschieht, da ist Knechtschaft im Anzug. Es ist kein Geistesleben ohne Denkfreiheit, keine Denkfreiheit ohne ungehemmtes Befugniß zur freien Mittheilung des Gedachten. Das Erdenleben ist, wie alles im unermeßlichen Reiche der Schöpfung, ein schreitendes Aendern und Entwickeln für die Einsicht und durch die Einsicht. Größeres, Höheres, Besseres muß kommen, was ohne freien Gedanken-Verkehr nicht möglich ist. Sogar die Verwirrung ist Gährung dazu. Die Regierung, welche das hintertreiben will, greift in Gottes Gerechtsame ein. Mag sie auch im Reiche der Gedanken eine zeitige Stagnation bewirken: ihr Vergehen an den Vorrechten der Menschheit, die keiner Landeshoheit unterstehen, wird sich früher oder später selbst rächen.

Wie ein Gewässer immer freien Abfluß und frische Zuflüsse haben muß, wenn es nicht zum faulen stehenden Sumpf werden soll; so ist es mit dem Geist des Menschen, wenn er sich nicht

allseitig ergießen darf. Die Regierung, welche die Denkfreiheit hemmt, beweiset dadurch, daß ihre Zwecke mit dem ewigen Interesse des menschlichen Geistes im Widerspruche stehen. Sie wende doch nicht ein, daß durch Denkfreiheit die Mehrheit der Menschen einer beständigen Ebbe und Flut von widerstreitenden Meinungen Preis gegeben, und der Staat selbst leicht gefährdet werde: die politische Verfassung eines Volkes ist nicht unabänderlich: sie muß sich mit der Volksbildung heben und veredeln. Auch ist ein Staat, den Meinungen umwerfen können, in seinen Fundamenten faul, und keiner fernern Erhaltung werth. Der Geist des Menschen muß, wie alles übrige, seinem Aufgange zueilen, und er behauptet dann erst sein Gewicht, wenn er frei von Commando, und herrischer Kamaschenstellung in Reihe und Glied da steht. Es ist allgemeine Menschenpflicht, sich wechselseitig zu belehren und zu erziehen, und keine irdische Gewalt darf sie darin stören, weil schlechterdings keine das Recht haben kann, das Streben nach Wahrheit zu unterdrücken, zu hemmen oder willkührlich zu leiten.

Freisinnige, weise und gute Regierungen, die mehr das Wohl der Völker, als ihr eigenes, im Auge haben, dürfen ohne Sorgen dem Getriebe der Meinungen zusehen: je freier und ungestörter in einem Volke der Geist sich bewegt, desto weniger kann sich ein in seinem Fundamente irriges und in seinen Folgen nachtheiliges System erhalten. Wo kein Ansehen der Person, keine zufällige Rücksichten, sondern lediglich das Gewicht der Gründe, und Evidenz gelten; da können Sophisten ihr Glück nicht auf die Dauer machen. Dagegen schleicht sich ohne Reibung der Meinungen der Dogmatismus ein, der noch keinem Staat wohl bekam, wofür die Geschichte spricht. Die ängstlichen Herren am Staatsruder werden doch wohl nicht im Ernste aufnehmen, was einst Voltaire im Scherze, und hämisch verweisend, sprach: „Es ist nicht gut, daß eine Nation auf den Einfall kommt, zu denken; dieses gefährliche Laster muß man den Engländern überlassen!“

Im Gebiete der Meinungen sollte der Staat niemals Partei nehmen, und irgend einem Lehrgebäude ausschließende Sanction geben, am allerwenigsten gegen Meinungen, die ihm nicht zusagen. Zwangsmittel verkehren den menschlichen Geist läßt sich durch keinen leiblichen Zwang, sondern nur durch sich selbst besiegen.

Regierungen verkennen das eigentliche Staatsinteresse, welche, ſtatt Bildung unter das Volk zu bringen, alle Mittel anwenden, es in dumpfer Geiſtesbefangenheit zu erhalten; welche mit ängſtlichen Strafgeſetzen das Gebiet des Denkens umzäunen, und dem öffentlichen Unterrichte die engſten Grenzen vorſchreiben; welche durch ſtrenge Bücherverbote aller höhern Einſicht Schranken ſetzen, und durchaus nicht zugeben wollen, daß Lehren in Umlauf kommen, welche vom Herkommen abweichen, und nicht deutlich das Gepräge des Alten tragen. Die Geſchichte aller Zeiten und Weltgegenden liefert unwiderſprechliche Beweiſe, daß Thronen auf Verſumpfung der Völker nicht feſt ſtehen. Geiſtesdruck hemmt den Gang alles Guten, und nichts empört leichter Menſchen und Völker, wenn ſie einmal in der Bildung ſo weit fortgeſchritten ſind, daß ſie dieſen Druck zu fühlen im Stande ſind. Als Beweis mag gelten, was in den letzten Jahrzehenden in Spanien, Portugal und Neapel geſchah.

Im Gebiete der Ueberzeugungen hat die Natur nichts der Willkühr überlaſſen. Das Verbot iſt ſelbſt ſchon ein Reiz. Wer befehlen muß, um recht zu haben, hat zum voraus Unrecht. Die Anwendung gilt beſonders in Beziehung auf Religionsmeinungen; dieſe haben ungefähr eben das Gepräge, wie die verbotenen Bücher; um ſie ſchnell zu verbreiten, und des größern Gewinns ſicherer zu ſeyn, darf ſich der Verleger nur ein Verbot auswirken. Religionszwang iſt das ſchädlichſte, was man ſich denken kann, weil er die Urtheilskraft am Heiligſten irre macht, und das Gewiſſen in Aufruhr bringt. Der Menſch kann unmöglich glauben, ohne zu wiſſen, warum? — Er muß alſo das Recht der Unterſuchung haben, das ihm keine Kirche nehmen darf. Religionszwang löſcht das Licht aus, das der Schöpfer mir zu meinem Dienſte gab, und nöthigt mich, dem düſtern Schein einer Fackel zu folgen, die mehr blendet, als leuchtet. Man darf ſich nicht wundern, daß in Ländern, wo über Religionsangelegenheiten Gewalt entſcheidet, eine gewiſſe allgemeine Stupidität vorherrſcht. Wo der menſchliche Geiſt einmal ſo erniedrigt wird, kann's nicht wohl anders ſeyn, und der Nachtheil des gehemmten Denkens muß ſich endlich über alle Geſchäfte des Lebens verbreiten. Durch Zwangmittel werden zugleich dem gefährlichſten Tugendfeinde — der Heuchelei — die

Thore geöffnet. Freie Ueberzeugung iſt die Seele der Religion: wo jene mangelt, iſt dieſe ohne Leben, ohne Kraft, ohne Stärke. Wie ſollte, was kraftlos iſt, die Triebfeder moraliſcher Handlungen werden? — Und doch muß man ſich zu allem verſtehen, was die Religion befiehlt. Man nimmt alſo zur Verſtellung ſeine Zuflucht, und was man nicht von Herzen mitmachen kann, das künſtelt man nach, ſo gut man's vermag. Nur dem ehrlichen Manne kann man beikommen, der ſich zeigt, wie er iſt. Der Schurke, der ſich des Heuchelns nicht ſchämt, iſt ſicher und unverletzbar. Muß das nicht Schurken und Heuchler pflanzen? — Wo nun aber dieſes moraliſche Gift in den Charakter aufgenommen iſt, wird es bald auch alle übrigen moraliſchen Eigenſchaften anſtecken, und die Religion wird das werden, was ſie ſo vielfältig iſt, ein Deckmantel der Leidenſchaften, ein Freiheitsbrief der ruchloſeſten Sitten. Der Geiſt kann ſich nur bei dem beruhigen, was er als wahr erkennt; das Herz kann nur das lieben, was ihm gut ſcheint. Der Zwang wird alſo unfehlbar aus dem Schwachen einen Heuchler, aus dem Muthigen einen Märtyrer machen. Doch ſchwach oder muthig wird er ſtets die Ungerechtigkeit der Verfolgung empfinden und darüber ſich entrüſten.

Im Menſchenrechte und in der natürlichen Macht eines Jeden liegt es, eigener Ueberzeugung zu folgen. „Das gilt vorzüglich in Beziehung auf Religion, ſchrieb ſchon vor ſechszehnhundert Jahren der ehrwürdige Tertullian, der es ſchon gar nicht angemeſſen iſt, ſich erzwingen zu laſſen, weil ſie ihrer Natur nach aus ſich ſelbſt entſpringen muß, da ihre Opfer dem freien Willen abgefordert werden.“

Mag immerhin die Aeußerung der Religion, die Darſtellung unſers geiſtigen Verhältniſſes zur Gottheit nur in den Formen einer Kirche möglich ſeyn: Zwangmittel können ihr ſchon darum nicht zu Gebote ſtehen, weil Veredlung des Geiſtes und Herzens neben Gewiſſens- und Glaubenszwang nicht gedeihen kann. Das Heiligſte im Menſchen prägt ſich nicht bei Allen auf gleiche Art aus, und kann es auch nicht, weil nicht Alle auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, und demnach die Aeußerungen des Heiligſten verſchieden ausfallen müſſen. Das ſah ſchon Theodorich, der Oſtgothen König, ein, der in ſeinem Beſcheid an die Juden bei Caſſiodor be-

ſtimmt ſagt: „Wir können keine Religion gebieten, weil Niemand gezwungen werden kann, gegen ſeine Ueberzeugung zu glauben.“ Man hätte nachher vom Grundſatze dieſes Fürſten nie abgehen ſollen, am allerwenigſten die Kirche, deren einzige Waffen Unterricht und Gebet ſind. Die Herrſchaft kirchlicher und bürgerlicher Geſetze hört da auf, wo die unbegrenzte Herrſchaft des Gewiſſens beginnt. Jedem zeigt das eigene Gewiſſen ſeinen Himmelsweg; wer ohne innere Ueberzeugung, ohne redliche Zuſtimmung des Gewiſſens einen andern Weg geht, der iſt ſicher unrecht daran. Das bewog einſt Heinrich IV. an Herrn von Batz in einem Briefe nachſtehendes kurzes Glaubensbekenntniß abzugeben: „Alle diejenigen, welche geraden Weges ihrem Gewiſſen folgen, ſind von meiner Religion, und ich bekenne mich frei zur Religion aller derer, welche rechtſchaffen und gut ſind.“ Die Kirche jeder Benennung ſollte doch einmal zur Ueberzeugung gekommen ſeyn, daß Glaubens- und Gewiſſenszwang nur erbittere. Pfeffels Worte darüber ſollte ſich Jeder, beſonders wenn er im chriſtlichen Lehramte ſteht, mit unvilgbaren Zügen in's Herz ſchreiben:

Ein Unſinn iſt es, die Vernunft
Von Tauſenden, und ihr Gewiſſen
In eine gleiche Form zu gießen.

Die Geiſtlichen ſollten doch wohl dulden, was Gott ſelbſt duldet, und nicht ſogleich eifernd Schloß und Riegel am freien Himmelsſaal der Liebe anlegen, weil Ideen umgeſetzt werden, für welche ihr Maaßſtab zu kurz iſt. Sie werden ſich's doch wohl nicht einbilden, daß innerhalb den Grenzen ihres Wiſſens alle Wahrheit liege? —

Bei dem hellen Lichte beſehen, iſt es bei den Wenigſten Eifer für Gottesſache, ſondern Lebensgemächlichkeit, was ſie unduldſam macht. Sie finden ihre Rechnung beſſer dabei, wenn der große Haufen allerwärts Ochs iſt mit den beiden Hörnern—Unwiſſenheit und Aberglauben;—man kann ihn daran ſicherer faſſen und anſpannen. Die Bemerkung iſt nicht ehrend, aber doch wahr, weil für ſie noch immer die Alltagserfahrung ſpricht. Die natürliche Anwendung iſt, daß man bei Ordnung der Religionsangelegenheiten nie alles der Geiſtlichkeit überlaſſen ſoll.—Wenn Moſes abweſend iſt, macht Aaron—Kälber. Es ſcheint, als ob noch

viele Geistliche an das alte Märchen von einem Himmel tragenden Atlas glaubten, und als ob sie Lust hätten, die Ehre eines so erhabenen Amts mit ihm zu theilen. Aber sie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten: denn jenes große Gewölbe hat seine volle Sicherheit in sich selbst, und bedarf zum Feststehen keiner so ohnmächtigen Stützen. Liebende Eintracht bei aller Verschiedenheit der Meinungen vermag da mehr, als eigensinniges Festhalten an gegebenen Lehrsätzen. Derlei Eiferer sollten nie vergessen, daß der Glaube nichts tauge, wobei man die erste Christenpflicht—die Liebe—verkennt. Ihnen gelte des schon angeführten Pfeffels Zuspruch:

O möchten sie sich doch belehren lassen,
Daß die Verdammungssucht die größte Ketzerei,
Und daß den Irrenden zu Gottes Ehre hassen,
Die frechste Gotteslästerung sey!

Es fällt so recht vor aller Welt ins Lächerliche, wenn solche Leute, die oft keine eigene Meinung haben, sich von Amtswegen zu Herrn der Meinungen aufwerfen, und Andere wegen einer bestimmten Meinung tadeln oder verfolgen! Ueberhaupt gemahnt mich Jeder, der mit bitterm Groll im Herzen das Wort für den Glauben nimmt, wie einst Moses auf dem Berge, als er dort zürnend Gottes Gesetz zerbrach. Lebe Jeder seiner eigenen Ueberzeugung, und künde jenen den Frieden nicht auf, die desgleichen thun! Der Glaube ist unrechter Art, wenn er Zwist erzeugt. Das sahen Regierungen zuerst ein; daher der freisinnige Witschel:

Priester schämt euch! aller Zwist der Kirche
Kommt von euch—und Duldung von dem Thron;
Fürsten musstet euch zum Frieden zwingen!
Edle Fürsten! Gott ist euer Lohn.

Möge es nie wieder dahin zurückkommen, daß durch Umtriebe des Priesterstolzes dieser Friede untergehe! Für Wahrheit müssen überwiegende Gründe, nicht Befehle den Ausschlag geben. Wo der Gedanke nicht frei ist; wo der Geist im Schooße blinder Untrüglichkeit sich nicht bewegen darf: ist endliche Versteinerung des Herzens unausbleibliche Folge. Der Mensch, dem man im Wichtigsten das eigene Denken verbietet, und der nur für wahr halten muß, was man ihm vorsagt, wird am Ende zum Automat, und alle Selbstständigkeit, ohne welche der Mensch völlig werthlos ist, geht nach und nach verloren. Stumpfsinn wird sein Loos, und noch nie hat ein Stumpfsinniger Großes vollbracht. Aus sich selbst, und durch sich selbst muß der Mensch die Wahrheit finden, wenn sie für ihn mehr seyn soll, als ein todtes Eigenthum des Gedächtnisses. Belehrung muß nur dazu dienen, dem Forschungs-

geist Anstoß und Richtung zu geben. Wahrheit darf durch Unterricht nicht blos zum Aufbewahren übergeben werden, sondern muß durch eignes Nachdenken zur Ueberzeugung reifen. Wozu kann der reichste Vorrath der herrlichsten Lehren dienen, wenn ihn der Verstand nicht auf Zinsen anlegt?—Mag man es Ketzerei nennen, wenn zuweilen der forschende Geist aus dem Geleise des Herkommens tritt: Ketzer haben oft gegen die Einseitigkeit der Lehre gekämpft, und dadurch die Erkenntniß der ewigen Wahrheiten nach ihrer allseitigen Bedeutung befördert. Bezeichnet man mit diesem Namen Leute, die sich weigern, blind nachzubeten, die mit dem vorhandenen Zustande der Kirche unzufrieden sind, und diese Unzufriedenheit laut werden lassen: so hat's damit nicht sonderlich viel zu bedeuten. Es muß von Zeit zu Zeit solche Leute geben, damit das Gold der Wahrheit sich wieder läutere und verjährte Schlacke abwerfe. Das Wahre kann durch Widerspruch nur gewinnen. Wo keine Opposition ist, entsteht gewöhnlich Stillstand im Forschen; man begnügt sich mit dem Vorhandenen, und aller Wetteifer, der Wahrheit näher auf die Spur zu kommen, und hellere Ansichten ihr abzugewinnen, erlischt. Der anschauliche Beweis liegt in der Geschichte jener Zeiten, wo noch päbstliche Machtvollkommenheit vorwaltete, und über Glaubenslehren Entscheide gaben denen ohne Widerrede alle unter strenger Verantwortung und Strafe sich fügen mußten, so sehr auch die innere Ueberzeugung widerstreben mochte.

Von Allem, was Fesseln scheut, kann überhaupt nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Ueber Religionszwang ist bereits zu viel gesagt; wir leben in Zeiten, wo von ihm wenig mehr zu besorgen ist, weil sich das Mittelalter wohl nie wieder erneuern wird. Wer einmal den Ackerbau kennt, läßt sich nicht zu Eicheln zurückbringen. Religionszwang gehört zu den veralteten Uebeln, worüber dermalen, wo weit eher die gänzliche Entkräftigung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben, zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer deklamiren. Mit der Freiheit der Mittheilung durch Rede und Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, konnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann. Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz gegen Preßfreiheit ausschließend verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht auf-

recht erhalten werden kann. Wenn nicht neben einem jeden ſolchen Geſetze ein wahres Inquiſitionstribunal wacht, ſo iſt es in unſern Tagen faſt ganz und gar unmöglich, ihm Anſehen zu verſchaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, iſt ſo groß, daß jede Maaßregel, die ſie beſchränken will, vor ihr zum Geſpötte wird. So lange das Leſenlernen nicht verboten wird, hat es keine Noth. Wie viel weniger noch, wenn bis unter den Tartaren und Burmanen Druckereien entſtehen? — Dieſer Druck, es kann nicht ausbleiben, wird und muß, troz aller Verbote, allmählig die Völker andern Drucks entledigen, und bis zur wahren Druckfreiheit ſich legitimiren. Die Fortſchritte oder Rückſchritte des Lichts in der intellectuellen und moraliſchen Welt ſind an Geſetze gebunden, die mit den Polizeimaaßregeln, welche die öffentliche Ordnung gebietet, nichts gemein haben. Preßzwang iſt keine haltbare Schanze für Regierungen, um von ihren Völkern politiſche Freiheit abzuhalten. Wo nach ihrem Dafürhalten zu viel Licht vorhanden iſt, bleibt ihnen nur die Wahl zwiſchen gänzlicher Sultans-Verfinſterung, wozu ihnen der Verſuch übel bekommen möchte, und Friedrichs II. Aufhellungsfreiheit. Jedes Volk, das einen gewiſſen Grad von politiſcher Reife und Ausbildung erreicht hat, fühlt das Bedürfniß freier Gedankenmittheilung, die kein vorgezogener Schlagbaum zu verhindern im Stande iſt. Wo Regierungen und Völker im gleichen Intereſſe ſich vereinigen, iſt von entfeſſelter Denkkraft nur Gutes zu erwarten. Wer nur dann ſich groß dünkt, wenn er einem dummen Volke auf dem Nacken ſtehen kann, weiß wohl nicht, worin wahre Größe beſtehe, und es dürfte leicht der Fall eintreten, unſanft herunter geworfen zu werden. Verbote freier Mittheilung durch Rede und Schrift können höchſtens erbittern; und das iſt eben das Verderbliche, daß ſie erbittern, ohne zu ſchrecken. Sie reizten eben gerade dadurch nur diejenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind, zu einem Widerſtand, der nicht nur immer glücklich bleibt, ſondern am Ende ſogar rühmlich wird. Die armſeligſten Erzeugniſſe, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden ſichern würde, kommen in Umlauf, weil eine Art von Muth ſie vorſchiebt; die erbärmlichſten Sudler fangen an für helle Köpfe zu gelten, und die feilſten erheben ſich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit. Tauſend Inſekten, die ein Sonnenſtrahl der Wahrheit verſcheucht hätte, kriechen nun, von der Finſterniß begünſtigt, hervor, und ſetzen in unbewahrten Gemüthern des Volks bis auf den letzten Tropfen ihr Gift ab. Das Gegengift — die Geiſtesprodukte der Beſſern — verliert ſeine Kraft, weil es meiſtens in zu kleinen Portionen gereicht, und nicht ſelten mit dem Gift ſelbſt verwechſelt wird.

Geiſtesbildung und freie Mittheilung der Gedanken durch Rede

und Schrift können nicht ohne einander bestehen. Es ist ganz einerlei, ob man das Reden nnd Schreiben, oder das Denken selbst verbietet, indem sich Niemand die Mühe nehmen wird, zu denken, wenn er das Resultat seines Denkens weder mündlich noch schriftlich ausdrücken darf. Wo das Denken aufhört, oder merklich erschwert wird, muß Geistesbildung schneller oder langsamer zu Grabe gehen. Längst ist es von allen aufgeklärten und denkenden Menschen in Europa als politisches Axiom anerkannt, daß ohne geistige Bildung der Völker öffentliches Wohl ein Unding sey. Dieser Welttheil hat seine Ueberlegenheit offenbar gegen die andern nur seiner höhern Geistesbildung zu danken: nur durch sie war das alte Rom gegen die Barbaren mächtig geworden; nur durch sie erhob sich im finstern Mittelalter das Reich des Römischen Priesterthums über die unwissenden Höfe und Nationen Europens; nur durch sie haben England und Frankreich in neueren Zeiten ihren Land und Meer beherrschenden Scepter so hoch über den Welttheil emporgehalten; nur durch sie konnte sich unter dem großen Friedrich der kleine Preußische Staat in die Linie der ersten und stärksten Europens stellen. Je gebildeter und einsichtsvoller die Masse des Volks ist: desto überlegener muß nothwendig der Staat gegen diejenigen seyn, in welchen das Volk nur als Thier und Maschine gilt, und als solche sich bewegt. Da ohne freien Austausch der Ideen und Ansichten keine Volksbildung möglich ist, und einzig durch diesen Austausch nützliche Kenntnisse ein Gemeingut werden: sollte man von Regierungen viel eher erwarten, daß sie, anstatt ängstlich Gedankensperren anzulegen, kräftig ihm Vorschub geben.

Große Männer, die für Vaterlandswohl glühen, haben die Denk- und Schreibfreiheit nie gefürchtet. Guten Regierungen schaden keine Meinungen, und wo kein Pulver liegt, kann man die Leute ohne Gefahr rauchen lassen. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Fürsten ohne Nachtheil Pasquille auf ihre Regierung an den Straßenecken zum leichtern Lesen tiefer setzen ließen. Nur kleine Gewaltsmänner hassen das Licht, wie Diebe und Freudenmädchen, die im Dunkeln eher zurecht kommen. Der Mann im hohen Amte, der die freie Mittheilung der Gedanken durch Rede und Schrift nicht ertragen kann, und hinter der Schutzwehr des Preßzwanges bei seinem willkührlichen Treiben Sicherheit sucht, gleicht einem gefährlichen Nervenkranken, dem schon die frische Luft Krämpfe verursacht. Es giebt für Regierungen nur *eine* gefährliche Verschworung, — die Verschwörung der öffentlichen Meinung, welcher sie nicht nachgeben wollen: wo davon keine Spur sich zeigt, mag übrigens Jeder, was er denkt, auf seine Gefahr und Wagniß schreiben. Man kann dagegen um so weniger einwenden, weil es

noch die einzige Art iſt, mit ſeiner Nation zu reden. Wo man nicht aus ſich herausgehen darf; wo das leiſeſte Wort der Klage verſtummen muß; wo über jeden freiſinnigen Gedanken eine ſtrenge Cenſur wacht; wo man nur loben ſoll, was die Landeshoheit verfügt: da iſt das Volk übel daran, weil ſeine Rechte der Willkühr anheimgefallen ſind; ſogar der Fürſt iſt dadurch des Mittels beraubt, den Zuſtand des Landes, die Stimmung des Volkes mit Zuverläſſigkeit zu erkennen; er hört und ſieht nur mit den Augen ſeiner nächſten Umgebung, denen daran liegt, daß nie ihm etwas unter die Augen komme, was abſtoßt, nie das Gewimmer des zu Boden getretenen Volkes an ſein Ohr dringe.

Gehemmter Gedankenverkehr und Preßzwang können unmöglich weder für's Volk noch für die Regierung, Gutes bewirken. Mag das Verbot noch ſo ſtreng ſeyn: hinter ſtummen Lippen werden die Zähne knirſchen, bis ſich zum Losbrechen eine Gelegenheit ergiebt, und der Stoff, der ſich als Licht mild und ſtill umher gegoſſen hätte, wird zur wild verzehrenden Flamme ſich verdichten. Es kann Regierungen nicht zum Ruhme gereichen, wenn ſie die Maxime der Scythen befolgen, die ihren Sklaven die Augen ausſtachen, damit ſie mit weniger Zerſtreuung ihre Handmühle drehen. Durch lange Erfahrungen ſollten ſie endlich doch zur Ueberzeugung gekommen ſeyn, daß Zwanggeſetze gegen den durch allerlei Umſtände aufgeregten Geiſt der Völker nichts taugen, ſondern nur mißtrauiſcher und unzufriedener machen. Es wird doch wohl nicht Sünde ſeyn, ſie auf die traurigen Folgen der falſchen Staatskunſt aufmerkſam zu machen, und freimüthig ihnen zu ſagen, daß es ehrenvoller ſey, über freie Menſchen, als über Sklaven zu herrſchen?— Es wird doch wohl noch der Wunſch erlaubt ſeyn, daß das Vertrauen des Fürſten auf die Liebe ſeiner Unterthanen, und das Vertrauen der Bürger zu dem Wohlwollen der Regierung einander begegnen möchten?—Eine laut gewordene Klage gegen die Regierung iſt noch keine Aufkündigung des Gehorſams, und Hinweiſung auf das Bedürfniß der Zeit kein vermeſſener Eingriff in die Hoheitsrechte.

Die Preßfreiheit iſt gleichſam das jüngſte Gericht für heimliche Sünder, vor welchem ſie allein noch erbeben; ſie iſt das einzige Mittel, die Schleichwege und Verbrechen einer ſchlechten Staatsverwaltung ſchnell aufzudecken, und ſie zur verdienten Strafe der Schuldigen, und zur heilſamen Warnung für Andere an den Pranger der Publicität zu ſtellen; ſie allein kann gegen die drückende, im Finſtern ſchleichende Willkühr der Beamten ſichern, und in das ſtehende Waſſer des Staatslebens wieder Bewegung bringen; ſie iſt noch der einzige ſichere Wächter bürgerlicher Freiheit, die in der Nacht des allgemeinen Schweigens bald ganz unter-

gehen müßte; sie ist so recht der ehrwürdige und unbestechliche Gerichtshof der öffentlichen Meinung, das wahre Gottesgericht, dem—wie durch ein stillschweigendes Compromiß—Jeder unterworfen ist, und dessen Ausspruch der Gewaltigste scheut. Man wage es, diesen Gerichtshof zu schließen: bald wird Machiavells souverainer Wille das erste Grundgesetz des Staats werden, und der Bürger sein Vaterland verlieren. Wo herrische Willkühr waltet, ist der Name Vaterland ein hohles Wort, und es ist da eben so wenig ein gemeines Wesen, als im Zuchthause. In einem Staate, wo die öffentliche Meinung, und in einem Raume, wo die frische Luft nicht durchziehen kann, muß am Ende alles stinkend werden, und faulen. Oeffentlichkeit allein hält noch die Machthaber in Schranken. Niemand läßt gerne seine unreine Leinwand vor Aller Augen waschen, und die großen Herrn am allerwenigsten.

Daß Preßfreiheit nicht zur Preßfrechheit entarte; daß nicht Mißbrauch der Presse zu frevelhafter Herabwürdigung des Heiligen, oder zur Uebung widerrechtlichen Muthwillens statt finde: ist Sache der Regierung. Das wirksamste Mittel dagegen ist Verantwortlichkeit der Verfasser und Verleger. Findet die Regierung, daß Jemand Aufrührerisches oder Sittenverderbliches schrieb: dann mag sie ihn zurechtweisen, oder auch strafen. Nichts ist billiger, als daß der Schaden, den Jemand durch Mißbrauch der Presse verübt hat, schnell gerichtet werde, und daß die heilige Gerechtigkeit der verwundenden Verläumdung, dem böswilligen Empörungsversuch, den muthwilligen Ausfällen auf Religion und Sittlichkeit auf dem Fuße folge; denn wenn diejenigen, welche verläumdet worden, nur in langsamen Prozeßformen Recht finden, wenn auf gleichen Wegen diejenigen, welche durch Verbreitung verderblicher Grundsätze verletzt oder verführt wurden, wieder zurückgebracht werden sollen: würde bald die Preßfreiheit alle Ordnung zerstören, und gleich einem verderblichen Gifte wirken.

Aber Preßfreiheit zügeln, und Preßfreiheit ganz aufheben, sagen nicht das Gleiche. Der Mißbrauch allein ist kein zurichender Grund, die Freiheit zu reden und zu schreiben einzubieten. Menschen können schlechte Reden führen; soll man sie darum stumm machen? Man stiehlt auf den Straßen; soll man darum verbieten auf denselben zu gehen? Der Mißbrauch einer Sache giebt keine Rechte, sie zu vernichten. Oder soll man darum alle Pferde umbringen, weil es darunter Mähren giebt, welche ausschlagen, und übel zu reiten sind? Soll man sich darum des Nachts nicht zur Ruhe begeben, weil der Räuber sie gebraucht, um den Schlafenden unvermuthet zu überfallen? Soll man darum nie ans Wasser gehen, weil es dem Selbstmörder dazu dient, sich hineinzustürzen? Soll man darum nie ein Feuer anmachen, weil der

Ruchlose es unter die Scheune des Bemittelten legt? Soll man sich von allem Gebrauch des Schwerts, des Pulvers, der Magnetnadel, der Buchdruckerei und anderer Künste lossagen, weil damit schon oft großes Unheil gestiftet wurde? — So müßte man selbst dem Heiligsten Abschied geben, und durchaus nichts in der Welt bestehen lassen; weil nichts vom Mißbrauch frei ist. Wie oft schon haben selbst Fürsten und Regierungen ihre Macht mißbraucht? — Darum werden sie doch nicht zugeben wollen, daß man ihnen diese Macht abnehme?

Gegen Mißbrauch der Presse ist Verantwortlichkeit das wirksamste Mittel. Censur taugt gar nichts, und ist, wo Partheien einander gegenüber stehen, in der Hand der Einen gegen die Andere nur eine verwundende Waffe. Eine eingeschränkte Preßfreiheit ist gar keine. Wo Censur herrscht, da ist, was man immer dagegen sagen mag, die öffentliche Meinung gehemmt, in ihren Aeußerungen bedingt, und muß das allgemeine Zutrauen verlieren. Hemmung der Preßfreiheit setzt bei aller Milde eine zugestandene krampfhafte Lage des Staats voraus. Schon die ängstliche Vorsorge ist Geständniß der Gebrechlichkeit. Wo kein brennbarer Stoff ist, hat man sich vor dem Feuer nicht zu fürchten. Wer den öffentlichen Tadel scheut, verwahre sich dagegen durch Rechtthun. Censurgerichte und Bücherverbote sind Beweise, daß es bei Regierungen nicht am Stoff zum Tadel fehle, und zeugen von Amtswegen vor aller Welt von innerer Schwäche. Durchaus keiner Schwäche geständig seyn wollen, ist die größte, was von Regierungen, wie von einzelnen Menschen gilt.

Wo Preßzwang den freien Gedankenverkehr hemmt, ist der Freistaat der Wissenschaft seiner Auflösung nahe, was einer Regierung so wenig Vortheil, als Ehre bringt. Verfall eines Staats ist neben aufblühenden Wissenschaften weniger gedenkbar, als neben Unwissenheit und Barbarei; der Beweis geht aus der Natur der Sache hervor, und tritt anschaulich in der Völkergeschichte auf. Jeder Gelehrte wird bald Bedenken tragen, aus sich herauszugehen, wenn er überall Gedankenwachen ausgestellt sieht, mit dem Auftrag, ihn sogleich in Arrest zu nehmen, wenn er etwas von sich hören läßt, das der Regierung nicht convenirt. Im Gebiete der Literatur muß man sich frei bewegen dürfen, und von keinen Aufpassern beengt werden, wenn Großes geleistet werden soll. Wo Stümper zu Gerichte sitzen, wird sich wohl jeder überlegene Verfasser hüten, seine Arbeit zur Prüfung und Correctur vorzulegen.

Ende.

THE PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

OCT 26 1944